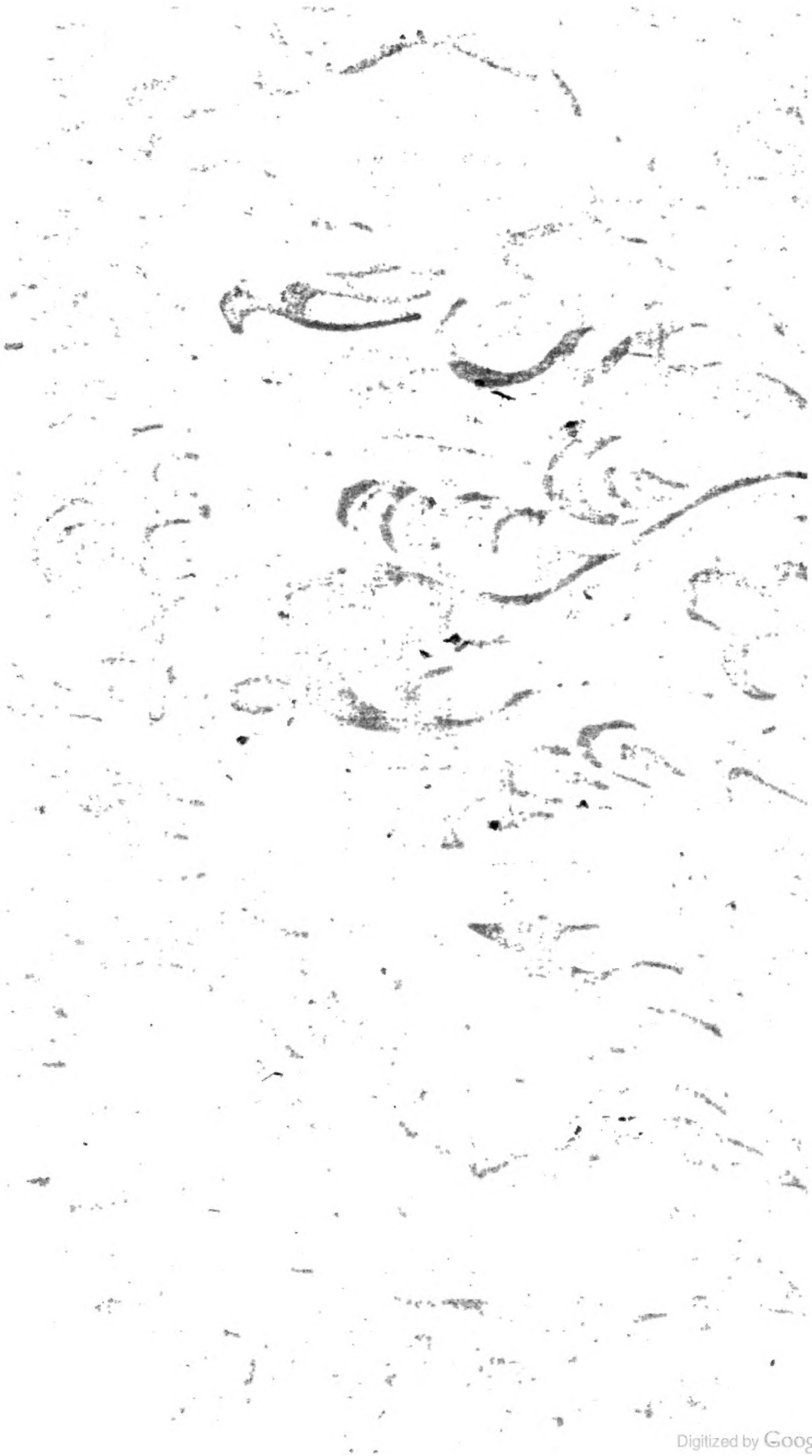

Digitized by Google

Per.
190 ec
(2
Thalia
P.O. germ.
1782

<36632893050011

<36632893050011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Sch. W. druckt. p. 541.

Digitized by Google

Digitized by Google

O. 2c 724.

Miscell.

Opp. period. var. arg.

German.
Thalia.

Digitized by Google

Thalia.

Herausgegeben

von

Schiller.

Zweiter Band

welcher das V. bis VIII. Heft enthält.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen.

1789.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Fünftes Heft. 1788.

1. Das heimliche Gericht. Einige Scenen. S. 1
2. Der Geisterseher. Fortsetzung. 63

Sechstes Heft. 1789.

1. Iphigenie in Aulis. S. 1
2. Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffs. 59
3. Das heimliche Gericht. Fortsetzung. 72
4. Der Geisterseher. Fortsetzung. 84

Siebentes Heft. 1789.

1. Iphigenie in Aulis. Fortsetzung. S. 1
2. Der Geisterseher. Fortsetzung. 70
3. Raphael an Julius. Fortsetzung der philosophischen Briefe. 110
4. Gedichte. 121

Achtes Heft. 1789.

1. Die Phönizierinnen. Aus dem Euripides übersezt. Einige Scenen. 1

2. Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod. 42

3. Der Abschied. Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geisterſehers. 84

Thalia.

Fünftes Heft.

I.

Das heimliche Gericht.

Einige Scenen. *)

Personen:

Herzog Wilhelm von Jülich.

Konrad von Sontheim.

Mathilde, dessen Gemahlinn.

*) Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen so viel gesagt, geschrieben und gethan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand eingesendet worden, für interessant genug gehalten, um es dem Publicum vorzulegen. Man setzt bei jedem Leser desselben voraus, daß ihm das heimliche Gericht aus dem Götz von Berlichingen wenigstens bekannt ist. Eine kleine Nachricht von dieser geheimen Gesellschaft, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert fast ganz Deutschland überschwemmte, hat der Herr von Möser in der Berliner Monatschrift gegeben.

Heinrich von Westhausen.

Ulrich Zoller, Truchseß des Herzogs.
Albert von Linne.
Dietrich von Arlheim.
} Richter des heimlichen Gerichts.

Der Erzbischof von Bremen, Aeltester des heimlichen Gerichts.

Adolf von Eimingen.

Franz, Konrads Schildknappe.

Dessen Frau.

Vermummte Richter des heimlichen Gerichts.

Knechte und Bediente aus des Herzogs und Konrads Gefolge.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein Saal in Sontheims Schloß.)

Konrad von Sontheim, Truchseß Zoller.

Konrad.

Dank für Eure gute Botschaft, Herr Truchseß. Wie bald kann ich ihn also erwarten?

Truchseß.

Vor Ende des Tags muß er da sein. Seine Anstalten waren ziemlich gemacht, wie er mich abschickte. Als Freund zu Freund, als Ritter zu Ritter will der Herzog zu Euch kommen, das trug er mir auf, Euch zu sagen. Er hat fast kein Gefolge.

Konrad.

Ich erkenne diese fürstliche Huld. Doch — etwas muß ich erst berichtigen, und zwar mit Euch. Der Besuch des Herzogs macht Euch zu meinem Gast — wie stehen wir mit einander?

Truchseß.

Herr Ritter —

Konrad.

Verzeiht, ich wollte Euch keine unangenehme Erinnerung erwecken, aber es thäte mir leid, wenn ich heute, als Euer Wirth, heimlichen Groll gegen mich in Euerm Herzen vermuthen müßte.

Truchseß.

Nein. Ihr habt ja seitdem auch zu Karls Fahne geschworen. Was Ihr vorher gethan, dürft Ihr nicht mehr verantworten.

Konrad.

Eure Hand! — und seid mir hier willkommen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, der Schloßwächter.

Schloßwächter (zu Konrad.)

Draußen am Thor steht ein fremder Ritter, der verlangt zu Euch gelassen zu werden. Er wollte mir seinen Namen nicht geben; aber Ihr kenntet ihn, sagte er.

Konrad.

So schließt ihm auf, und führt ihn hieher. (Schloßwächter gehet ab.) Eine seltne Erscheinung! Seit langer Zeit sprach kein Ritter hier ein —

Truchseß.

Die Herren lassen sichs auf ihren Schlössern wohl sein, und pflegen ihrer zermalmten Knochen.

Dritter

Dritter Auftritt.

Konrad von Sontheim, Truchseß, Heinrich von Westhausen.

Heinrich
(stürzt herein in Konrads Arme.)

Konrad.

Was? ist es möglich? Heinrich — Du! Endlich doch! Wie konntest du so lange zögern?

Heinrich.

Verzeih, es ist meine Schuld nicht, daß unsre Wege bisher so weit aus einander lagen. Hab' ich dich doch endlich wieder gefunden! — freilich nicht ohne Mühe. Um dich herum ist alles so verändert; so prachtvoll, so kostbar alles! Kaum konnt' ich mich durch die verbrämten Gestalten zu dir schlagen — Doch was thut das? Wenn ich nur dich wiedergefunden habe!

Truchseß (zu Sontheim.)

Mein Auftrag an Euch ist ausgerichtet; ich verlasse Euch, (gegen Heinrich gekehrt) voll Freude den tapfern Westhausen gesehen zu haben, dessen Freundschaft dem Baiern für ein ganzes Heer galt.

Heinrich
(indem er ihn aufmerksamer betrachtet.)

Mich dünkt, ich sollte Euch kennen.

Truchseß.

Hoffentlich nicht, Herr Ritter; und wenn es wäre, so wünscht' ich, Ihr vergäßt es und sähet mich als einen Fremden an. (zu Konrad.) Eure Frau wird noch nichts von meiner Botschaft wissen; erlaubt Ihr —

Konrad.

Geht und gebietet über mein ganzes Schloß; laßt es Euch an nichts fehlen.

(Truchseß geht ab.)

Vierter Auftritt.

Konrad von Sontheim, Heinrich von Westhausen.

Konrad.

Also hab' ich dich wieder! Sage, wie heißt der glückliche Zufall, der dich jetzt nach Westphalen führt?

Heinrich.

Sein Name klingt etwas hart in männlichen Ohren — Unthätigkeit, Müßiggang. Lieber freilich hätt' ichs gesehen, wenn dein Schloß eine Herberge auf dem Wege zum Ruhm gewesen wäre. Aber eine schwüle Ruhe liegt über Deutschland. Die Fürsten und Ritter haben gelernt, ihre Leidenschaften feil tragen, und der Kaiser bezahlt die Waare gut. Ich komme von Ludwigs Söhnen, sie brauchen ihres Vaters Freunde nicht

nicht mehr. Auch sie haben ihre Ansprüche zur Ehre um Gold verkauft. Weißt du einen Winkel im Reiche, wo es für uns zu thun giebt, so sag' ihn an, — wir ziehen zusammen hin.

Konrad.

Oder besser, wir bleiben zusammen hier. Bist du das Herumtreiben nicht satt? Sehnst du dich nicht nach Ruhe? Ruhe aus in den Armen der Freundschaft, ich verspreche dir schöne, fröhliche Tage. Von mir sollst du die Kunst lernen, dein Leben zu genießen.

Heinrich.

Ha das war es, was mir der Eintritt in Sontheims Schloß weissagte! Alles anders, alles verbrämt, auch Sontheims Sprache und Herz. Dieser Genuß des Lebens hieß uns ehemals Todesschlaf des Geists. — Wir geschäftigen Thoren! jetzt wissen wir es besser. Das Alter um seinen Sieg betrügen, freiwillig aufhören zu handeln, eh' sein tödtender Frost uns zwingt, das ist Weisheit!

Konrad.

Nein Spötter! Aber der Mann lernt haushalten mit den Kräften, die der Jüngling so oft an Fantome verschwendet.

Heinrich

(bitter und heftig.)

Fantome! — doch es ist ja wahr. Auf dem ganzen Wege hört' ich erzählen von dem mächtigen Konrad und der schönen Mathilde. Und du bist auch mit dem Kaiser versöhnt?

Konrad.

Ich bin es, ja! Und warum dieser bittre Ton? Folge meinem Rath, ich will nur ein Wort für dich sprechen, ein Wort — ich gebe dir meine Ehre zum Pfand — das dich nicht erniedrigen wird, und er vergißt auch dir das vergangene. Ich steh' in Gnade bei ihm.

Heinrich.

O meine Ahndungen! Du stehst bei Karln in Gnade, und warst Ludwigs Freund; fühlst du den Unterschied nicht? (mit Rührung, indem er ihn bei der Hand faßt) Wahrlich Konrad, diese kaiserliche Gnade kleidet dich sehr übel.

Konrad.

Schwärmer! Was fragt Ludwigs Asche nach dem deutschen Reich? was frommte ihr unsre kindische Hartnäckigkeit, einen Herrn nicht erkennen zu wollen, den wir nicht stürzen können?

Heinrich.

Dann, Konrad, giebt es ein Drittes. Man sieht ihm wartend zu und kriecht nicht vor den Stufen seines Throns.

Throns. Dahin ist es gekommen? Du kennest nur zweierlei an einem großen Mann, sein Leben und seine Asche? Und wann er aufgehört hat seine Rolle zu spielen, dan verwes't sein Andenken und sein Einfluß mit ihm, alle Spuren seines Geists verschwinden mit ihm von der Erde, jeder Stümper ist dir so viel, als er. — Der König von Böhmen ist im ruhigen Besitz des Reichs; mag er sich dessen freuen! Ich hasse Karln nicht, aber ich liebte Ludwig den Baiern — Und Gott Lob! ich hab' es noch nicht verlernt, den Kaiser zu entbehren.

Konrad.

O diese stolze Sprache kenn' ich —

Heinrich.

Nein Konrad. Ich prahle nur mit dem Bilde deiner vormaligen Größe. Erkenne hier deinen Geist; hieher hat er sich geflüchtet, als du ihn von dir wiesest; schwinge dich wieder zu ihm hinauf.

Konrad.

Du verkennst mich, Heinrich. Wer hat dir gesagt, daß du hier des Kaisers bedürfen würdest? Du mußt bei mir bleiben, daß unsre Seelen den alten Einklang wieder lernen. Zusammen wollen wir Ludwigs Andenken ehren, ich verantworte das Majestätsverbrechen bei Karln. Und wenn wir uns in jene Zeiten zurückdenken, die wilden, blutigen Auftritte wiederholen —

Heinrich.

Recht! Dein Vorschlag gefällt mir. Die Freude ist schon eines kleinen Opfers werth. Die kindische Verwunderung, was für Männer wir waren, wie süß wird sie nicht sein! Ich sage dir, es giebt Stellen in unserm Leben, die uns unglaublich scheinen werden. Diese Narbe auf deiner Stirne soll uns Stoff geben für manche Winterabende. Wie bald möchte sie vergessen werden, wenn du ausgingst und dir neue holtest! — so wird ihr Andenken immer frisch bleiben. — O! diese Narbe! (er drückt ihn heftig an sich und küßt ihn auf die Stirne.) Konrad, dir bin ichs schuldig, daß ich noch lebe, willst du dein eignes Geschenk so herabwürdigen? (mit rührendem Spott.) Du brauchst es nicht, Konrad, denn sieh, die Schuld drückt mich nicht.

Konrad.

(mit erstickter Stimme.)

Warum davon? —

Heinrich.

Wende dich nicht weg, Lieber. Hemme diese Thräne nicht. Es ist eine fruchtbare Thräne, ich sehe schon Thaten in ihr keimen.

Konrad.

Mein Heinrich, mit mir ist es vorbei. Meine Schuld an die Welt, an meinen Stand ist bezahlt — ich darf sagen, redlich bezahlt. Ich begreif' es sehr wohl,

daß

daß du noch nicht gesättigt bist mit Thaten. Die Bande, die mich fesseln, kennst du freilich nicht. Ein Weib, das mich zärtlich liebt, und Söhne, die — Trotz sei dir geboten, Westhausen — die sich ihres Vaters nicht schämen werden — aus diesen Männer zu ziehen —

Heinrich.

Und wenn du doch dich verrechnetest! Dein Weib kann dich nicht lieben, wenn sie nie für dich zu zittern hat. Und deine Söhne! — Du solltest sie kennen, diese gähnenden Mißgeburten, in dem dumpfen Qualm des häuslichen Lebens ausgebrütet. Sitze du bei ihnen, und sag' ihnen vor von den Cäsaren und Alexandern, sie werden sich die süße Ruhe ihres Vaters loben. Aber weggestohlen vom Getümmel des Kriegs, ein Augenblick erspart von Geschäften und Thaten — der sä't Früchte für die Nachwelt. Und wenn sie fragen, wo ihr Vater ist, diese, jene schöne That von ihm erzählt wird, diese kühne Unternehmung ihn zurückhält, weit, weit von ihnen, — dann sehnen sie sich zu ihm, zu kämpfen um den Ruhm unter seinen Augen!

Konrad

(faßt ihn bei der Hand.)

Und doch hab' ich gewonnen Heinrich; denn sieh dich um, meine Mathilde erscheint.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Mathilde.

Mathilde.

So ruhig steht Ihr da, mein Gemahl? Ihr hörtet ja von dem Besuch —

Konrad.

Kein Wunder, wenn ichs vergessen hätte. Hier, Mathilde, siehst du einen Mann —

Mathilde (zu Heinrich.)

Ihr seid vom Gefolge des Herzogs? Kommt er Euch bald nach?

Heinrich.

Ich bin von keines Herzogs Gefolge, gnädige Frau.

Konrad.

Du erinnerst dich Heinrichs von Westhausen, dessen Namen ich so oft —

Mathilde.

Nun? Bringt ihn der Herzog mit?

Konrad.

Wie? du erräthst es noch nicht, daß er hier vor dir steht?

Mathilde.

In der That! — So scheint es fast, als müßt' ich Euch um Verzeihung bitten, Herr Ritter —

Heinrich.

Heinrich.

Es ist nicht das erstemal, gnädige Frau, daß ich Euch sehe. Vor fünf Jahren lockte mich der Ruf der schönen Mathilde in die Augustinerkirche zu Paderborn. Ich sah' Euch trauen mit Euerm ersten Gemahl. Aber es kostete Mühe an dem Tage zu Euerm Anblick zu kommen. Das Volk stand dicht gedrängt um Euch und Euern Bräutigam, und selbst die Heiligkeit des Platzes hielt den Ausbruch der allgemeinen Bewunderung nicht zurück.

Mathilde.

Oder des allgemeinen Mitleidens, wollt Ihr vielleicht sagen. Die Wahrheit zu gestehen, Herr Ritter, ich mag nicht gern an diesen Tag erinnert sein.

Heinrich.

Wie? Nicht gern an diesen Tag, der einen der ersten Männer Deutschlands zu dem Eurigen machte? Ihr war't damals, glaub' ich siebenzehn Jahr; die holde Fülle der Jugend stralte aus Eurer Gestalt. Aber Herrmann von Landsberg war würdig an Eurer Seite zu stehen; nie sah' ich ein schöneres Bild des vollendeten Alters. Sein Haar färbte sich schon weiß, aber sein kraftvolles Ansehen beschämte manchen Jüngling; unter dem Schnee seines Hauptes war noch treibende Wärme sichtbar, und manche Eurer Gespielinnen schien Euer Loos zu beneiden. — Dieser Mann ist zu früh gestorben!

Konrad

Konrad

(in einem finstern Nachdenken langsam wiederholend.)

Dieser Mann ist zu früh gestorben!

Heinrich

(fragend, mit Bedeutung.)

Auch dir?

Konrad (auffahrend.)

Ha was ist das?

Mathilde.

Die Minuten vergehen, Konrad, und es geschieht nichts zu der Aufnahme unsers vornehmen Gasts. Entlaßt mich, daß ich beßre Anstalten treffe.

Heinrich.

Ein Wort nur erlaubt mir Euch zu sagen, schöne Frau!

Mathilde.

Nun, Herr Ritter?

Heinrich

(faßt Konrads Hand, und führt ihn vor Mathilden.)

Habt Ihr nie diese Narbe bemerkt, auf Euers Konrads Stirne? — Wie gefällt sie Euch? Nicht wahr, sie steht ihm schön?

Mathilde.

Sie schmückt sein männliches Gesicht, aber —

Heinrich.

Nun seht Ihr's, jetzt sind es sieben Jahre, da fochten wir zusammen, Euer Konrad und ich, für die Sache Ludwigs von Baiern gegen den alten König von Böhmen. Im Kampfe mein Pferd unter mir todt gestochen. Eine Schaar von Böhmen umringte mich, ich lag da verwundet und wehrlos. Schon fiel eine böhmische Axt auf mein Haupt nieder, als Konrads Arm den Streich abwendete. Grimmig wie ein Löwe, stürzte er sich in den Haufen; er allein scheuchte sie alle aus einander, und machte mir Luft, daß ich aufstand und weiter focht. Von diesem Tag ist ihm die Narbe geblieben. Mir ist er sie schuldig, und ich ihm das Leben.

Mathilde.

Das war sehr schön von Euerm Freunde.

Heinrich.

Wirklich? Nun so hoff' ich auch, Ihr werdet dankbar sein gegen den Mann, den Euer Conrad seinen schönsten Schmuck verdankt. Ich möchte Euch gern willkommen sein, könnt Ihr mir den Wunsch verargen?

Mathilde.

Ich verstehe Euch, Ritter. Willkommen seid Ihr mir, ohngeachtet — (fein) ohngeachtet es Euch jetzt wunderbar vorzukommen scheint, daß Ihr ihn damals für mich schmücktet. (Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Konrad von Sontheim, Heinrich von Westhausen.

(Ein kurzes Stillschweigen, worin Heinrich seinen Freund betrachtet, der in sich gekehrt und tiefsinnig da steht.)

Heinrich.

Ist es Euer Herzog, der Herzog von Jülich, den Ihr erwartet?

Konrad.

Kein andrer.

Heinrich.

Auch gut. Ich habe gewünscht diesen feinen Staatsmann zu kennen. Ludwigs Dankbarkeit hatte ihn zum Markgrafen erhoben. Wie Ludwig starb, und seine Söhne dem mächtigen Golde des böhmischen Königs unterlagen, fürchtete alles für den neuen Markgrafen. Und siehe, in kurzem bekleidete ihn Karl mit der herzoglichen Würde. Laß Deutschland noch zwei Gegenkaiser haben, so kann dieser Wilhelm die Königskrone tragen. —

Konrad.

O ja, du hast ganz Recht.

Heinrich.

Was ist dir? dein Gesicht umwölkt sich immer mehr. Ist diese Laune mein Willkommen, nach einer

einer sechsjährigen Trennung? Ich hatte manches gegen dich auf dem Herzen, eh' ich zu dir kam. Was ich unterwegs von dir hörte, hatte mich bitter gemacht. Und doch öfnet sich meine Seele, fast wider Willen, den Freuden des Wiedersehens — aber du? — Was hast du? Rede.

Konrad.

Nichts, in der That, weniger als nichts. — (nach einer kleinen Pause.) Du erwähntest vorhin Herrmanns von Landsberg — kanntest du ihn?

Heinrich.

Ich bin sein Begleiter gewesen, auf mehr als Einem Zuge.

Konrad.

Und sage mir — aber offenherzig — sage mir, was hieltest du von ihm? Bekenne mir's aufrichtig.

Heinrich.

Deutschland hat wenig seines Gleichen mehr. Er war groß und gut.

Konrad.

Wirklich? Wirklich? Das war er wirklich? (äußerst heftig) Nun ich schwör' es beim allwissenden Gott, ich hab' es nicht gewußt, daß dieser Mann groß und gut war! —

Heinrich.

Konrad —

Konrad

(wird betroffen und sammelt sich plötzlich.)

Du scheinst verwundert, Heinrich —

Heinrich.

Was ist aus dir geworden? Wie unnatürlich fieberhaft alle deine Bewegungen? Zuckende Angst arbeitet auf deiner Stirn, wo sonst die stille Ruhe der Helden thronte. — Konrad, ich hoffe du bist krank.

Konrad.

Fast glaub' ich's auch. Laß es gut sein — Hast du mir nichts von — Landsbergs Wittwe zu sagen? — Du schweigst? Ich fürchte du bist ungerecht, du lernteſt dieses Geschlecht nie kennen —

Heinrich.

Nein Konrad, dann würd' ich desto nachsichtiger sein. Die wenigen Augenblicke daß ich sie sah, haben mir vieles begreiflich gemacht. Wer könnte von einer Weiberseele die Stärke fodern, sich einer Herrschaft zu begeben, die man ihr aufgedrungen hat? Hätte sie die, so wär' sie dieser Herrschaft werth. Ihre Schönheit hat dich gefesselt. Mich würde sie kalt lassen, denn ihr größter Reitz ist dahin, das süße Lächeln des schwachen Geschöpfs, womit es sich den Schutz des Starken erfleht.

Konrad.

Konrad.

Schwach! stark! Also blendet auch dich die verjährte Ungerechtigkeit? Dürfen wir, die Großmüthigen und Starken, uns dieser Ungleichheit, wenn sie da ist, überheben? Uebermuth war es und Mißbrauch, der uns größere Rechte gab, als ihnen.

Heinrich.

Konrad, du wirst ein Gesetz nicht zerstören, von dem die ganze Schöpfung zeugt: Das Recht wohnt bei dem Starken. Wir können ihnen niemals gleiche Kräfte geben, unsre Rechte zu gebrauchen. Das Weib steigt nicht durch die Erniedrigung des Mannes. Mit ihm sinkt sie unter sich selbst, und auf der unnatürlichen Höhe, wohin Ihr sie stellt, kann sie nichts als schwindeln. — O Konrad, waren die unvergeßlichen Worte, das letzte Vermächtniß unsers grauen Lehrers, eine Prophezeihung über dich?

Konrad.

Welche Worte?

Heinrich.

Du hast die Zeit nicht vergessen, da wir beide an schweren Wunden darnieder lagen bei dem Einsiedler am Fuße des Brocken. Er übernahm unsre Heilung, und stärkte mit seinen Reden voll hoher Weisheit unsern Geist. Aus seiner Zelle sah er der Welt und ihrem Getümmel zu. Noch hör' ich ihn diesen Orakel-

spruch stammeln. Wir hatten schon lange an seinen Worten gehangen. Durch die düstern Tannen schien die Abendsonne eine Glorie zu werfen um sein ehrwürdiges Haupt, es stralte wie wir uns die Vollendeten bilden. Da sprach er: „Aus unsern Zeiten keimen andre hervor. Bloßes Verderben duldet die Menschheit nicht lange. Man wird die Kunst erfinden, Licht aus der Finsterniß, Leben aus der Verwesung zu locken. Dem schlechten Boden wird man zu tragen geben, was noch auf diesem gedeiht. So wird man einst dieses Geschlecht zur Triebfeder des Guten für das unsrige erhöhen. Aber wehe den Männern, die diese Zukunft bereiten! — Ihr seid weit gekommen, sprach er zu uns, vor vielen Euers Zeitalters; aber einen Schritt weiter, so seid ihr nur zurück gegangen.“ — Und hast du diesen Schritt gethan, Konrad? — O weine, weine Vaterland, er hat ihn gethan!

(Er sinkt an Konrads Brust.)

Konrad (sich losreißend.)

Laß mich! laß mich! Ich möchte auf dich zürnen, und kann nicht. Du bist so ungerecht, aber du bist so gut, so edel! — Laß mich!

(Er eilt davon.)

Siebenter Auftritt.

Heinrich von Westhausen allein.

(Ihm nachsehend.)

Fort ist er, geblendet von dem Stral der Wahrheit. — O du bist tief gesunken — und von welcher Höhe? — Doch die Hand der Freundschaft ist stark, sie wird ihn wieder aufrichten — Nur fassen, fassen muß er sie. — Er ist mir fremd geworden. Ich versteh' ihn nicht mehr, er versteht mich nicht mehr. Und doch — Auch dieser neue Konrad muß mein Freund werden. Sein Herz ist eingeschlafen, nicht todt — gewiß nicht todt. Ich kenne nichts, das ein solches Herz tödten könnte, nichts — als Verbrechen! — und Verbrechen kennt ein solches Herz nicht. — Ruhig, ruhig meine Seele! hier wäre ja, wonach du jagtest — Beschäftigung! (Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Albert von Linne, ein Knecht aus dem Schlosse.

Knecht.

Folgt mir nur, Herr Ritter. Jedem vorbeiziehenden Ritter steht hier Obdach und Lager bereit.

Albert.

Bin ich jetzt allein im Schloß?

Knecht.

Kurz vor Euch ist ein fremder Ritter zu uns gekommen. Er weigerte sich seinen Namen an der Pforte zu geben, aber der Herr kennt ihn sehr gut.

Albert (vor sich.)

Also ist er da! — Könntet Ihr mich zu dem fremden Ritter bringen? Ich vermuthe, daß ich ihn auch kenne, und ich wünschte ihn zu sprechen.

Knecht.

Sogleich such' ich ihn auf. (ab.)

Neunter Auftritt.

Albert von Linne, darauf ein vermummter Mann.

Albert (allein.)

Wie sein Schatten bin ich ihm auf den Fersen! — Ich weiß nicht, meine Stimmung taugt nicht zum Ueberreden — Ist es dein böser Geist, Heinrich, der dich in meine Hände führte? Große Seelen gehen so leicht in diesem Abgrund unter —

Vermummter

(leise hereintretend und aus einer kleinen Entfernung rufend.)

Albert von Linne!

Albert (sich umsehend.)

Wer ruft mich? — Eine sonderbare Gestalt! Aber wir haben nicht Fastnachten, ich dächt du gäbst dich zu erkennen. Wer bist du, und was willst du von mir?

Vermummter

(kömmt näher und faßt seine Hand.)

Albert

(einen Schritt zurücktretend.)

Ha!— Wie lautet die Botschaft der Brüder?

Vermummter.

Ob Ihr Euer Gewerb treu und eifrig betriebt? Wenn sollen wir zusammen kommen zur Aufnahme Heinrichs von Westhausen?

Albert.

Man ist sehr besorgt um diese. Warum befürchtet man, daß er uns entrinne?

Vermummter.

Weil wir ihn noch nicht haben. Wärt Ihr nicht träg gewesen, er müßte schon unser sein.

Albert.

Wenn ich darauf antworten soll — wer seid Ihr? wie kamt Ihr hieher?

Vermummter.

Fragt dieß ein Genosse des heimlichen Gerichts? Mein Zeichen habt Ihr erkannt, Ihr wißt was ich

bin. Es kann Euch einerlei sein wer ich bin, ob und wie ich hieher kam.

Albert.

Dem Gericht werd' ich antworten, aber nicht Euch, bis ich Euch kenne.

Vermummter.

Wohlan! (er zeigt ihm sein Gesicht.)

Albert.

Dieterich von Arlheim! Du bist mir der schrecklichste unter den Brüdern. Wie ich jetzt vor dir, so wird einst Westhausen vor mir schaudern.

Dieterich.

Nun, woran liegt es? Warum brachtet Ihr uns Eure Beute noch nicht? Die Art Vögel heißt Schwärmer, und ist nicht schwer zu fangen; Ihr müßt ihm schlecht vorgesungen haben.

Albert.

Er dauerte mich vielleicht, daß er um seine Freiheit kommen sollte, er flog so schön!

Dieterich.

Um seine Freiheit? Es ist in unserm Bunde wie in der ganzen Welt. Wer nicht herrschen will, gehorche. Aber wem unser Bund den Willen zu herrschen nicht herausschlägt, der war von Ewigkeit zum Sklaven bestimmt, und wär' er auf einem Thron gebohren. Dünkt

Ihr

Ihr Euch Sklav — so kann ich nichts als Euch bedauern.

Albert.

Ehemals spracht Ihr anders zu mir.

Dieterich.

Auch damals log ich Euch nicht. Wahrheit ist der vielfarbige Chamäleon; die ungleichsten Neigungen, die widersprechendsten Plane spiegeln sich in ihr. Eure Schuld ist es, wenn — doch jetzt Euern Entschluß. Wollt Ihr den Westhausen aufgeben, so sagt's, ich übermehm' ihn.

Albert.

Und Ihr habt's an mir bewiesen, wie treflich Ihr Euch auf's Locken versteht.

Dieterich.

Vielleicht dankt er mir's besser, als Ihr.

Albert.

— Ich will ihn behalten.

Dieterich.

Das freut mich. So frei von Ehrgeitz ist Eure Seele doch nicht, daß Ihr das Verdienst dieser Eroberung einem andern abträtet.

Albert.

O fürchterliche Netze, in welche der Orden die Geister verwickelt. Ich begreif' es nicht woher dieser un-

widerstehliche Kützel, ihn zum Mitgenossen meines Schicksals zu machen? Was ist es, das mir bei ihm dieselbe Sprache einbläs't, die Ihr gegen mich führtet? Wie fand die Schlange, Selbstbetrug, noch Raum sich in meinen Busen zu schleichen? Welcher Zauber entzündet den Lügner mit Begeisterung, dieser Tochter der Wahrheit?

Dieterich.

Das fragt Ihr noch, und fangt an grau zu werden bei'm heimlichen Gericht? Aber Ihr gefallt mir so. Bald hoff' ich Euch wiederzusehen, Euern Schüler an der Hand. Ist Eure Frist um, und nichts geschehen, so bedenkt, daß die Reihe an mich kömmt. Entgehen soll er uns nicht. Es wär' ein ewiger Schandfleck für uns, wenn Heinrich von Westhausen uns verschmähte. Lebt wohl, und der Geist des Ordens unterstütze Euer Vorhaben. Seht Euch wohl vor. Sollt' ich hier wieder vor Euch erscheinen, so ist's ein Beweis, daß die Brüder auf Euch zürnen. Doch — doch könnte dieß vielleicht nicht das letzte Geschäft des heimlichen Gerichts in diesem Schlosse sein.

Albert.

Wie? Was ist das?

Dieterich.

Lebt wohl. Ich höre kommen. (Er geht ab; Albert bleibt einen Augenblick nachdenkend stehen, darauf tritt Heinrich herein.)

Zehnter

Zehnter Auftritt.

Albert von Linne, Heinrich von Weſthauſen.

Heinrich.

Ha Ritter, Ihr haltet mehr als Ihr verſpracht. So zeitig hätt' ich Euch nicht erwartet.

Albert.

Mich verlangte nach Euch, und meiner Geſchäfte waren nicht viel. Seid mir gegrüßt auf Sontheims Schloß, edler Reiſegefährte. Wie ging es Euch, ſeit wir uns verließen?

Heinrich.

Wohl und übel. Ihr habt Unheil angerichtet in meinem Kopfe.

Albert.

Ich bin da es wieder gut zu machen.

Heinrich.

Seid Ihr ſo gewiß, das zu können?

Albert.

So gewiß als ich's Eurer bin. Der Funke hat gefangen, den ich Euch zuwarf.

Heinrich.

Faſt fürcht' ich's auch.

Albert.

Fürchtet? fürchtet Ihr? Er fiel in ein edles Herz. Was fürchtet Ihr?

Heinrich.

Es kreuzt sich wunderbar in meiner Seele. Zum erstenmal in meinem Leben fühl' ich die Qualen der Unentschlossenheit — Warum? Was hält mich zurück? Wie Blei hängt sich's an mir, wenn ich weiter will; und versuch' ich umzukehren, so treibt's mich wütend fort. — Ritter, bis an den Rand des Abgrunds habt Ihr mich geführt. Laßt mich nicht länger da stehen. Stoßt mich vollends hinein, oder —

Albert.

Oder?

Heinrich.

Oder werft mich wieder hin, wo Ihr mich fandet.

Albert.

Das möcht' ich nicht um vieles.

Heinrich.

Ich auch nicht. Aber diesen Zustand halt' ich nicht aus.

Albert.

So sprecht deutlicher, wenn ich Euch helfen soll.

Heinrich.

Ihr habt Recht. Kommt, hört mir zu. Ich will mich sammeln, und Ihr sollt alles wissen. —

Albert.

Nun?

Heinrich.

— In meiner Brust ist Etwas, das mich oft zu Thorheiten verführt hat. Ich kann es Euch nicht nennen; ich weiß keinen Namen dafür; doch hat es auch manchen großen Entschluß schneller zur That gereift, und darum ließ mich's unbesorgt.

Albert.

Weiter, weiter! Ich verstehe Euch.

Heinrich.

Jetzt aber, jetzt bedarf ich einer sicheren Bürgschaft. Es ist ein wichtiger Schritt, zu dem Ihr mich bereden wollt; ich möchte ihn thun wie ein Mann, oder ihn nicht thun. Diese Thorheit, wenn es eine wäre, entschiede über mein ganzes Leben.

Albert.

Wie?

Heinrich.

Nein, Ihr müßt mich anhören. Als Ihr mich traft, war ich sehr unmuthig, sehr niedergeschlagen. Schwer drückte mich die Ahndung, daß der Freund meiner Seele für mich dahin wäre. Alle meine Entwürfe lagen verdorben hinter mir. Eine traurige Erfahrung hatte die Berechnungen durchstrichen, die mir ihren Erfolg sichern sollten. Das Leben mahlte sich in meinen Augen

gen düster und leer, wie der abgelaubte Wald wenn der Winter einbricht. Ein verlaßnes, entbehrliches Wesen sah' ich mich da stehen, auf dieser weiten Erde. Vergebens suchte ich rings umher nach einer guten Sache. Da stieß ich auf Euch, Ritter. Ihr verstandet mich. Eure Gespräche rissen mich aus der todten Betäubung. Bald botet Ihr mir noch kräftigeren Trost. Durch Euch sah' ich eine neue, große Laufbahn sich vor mir aufschließen. Meine ganze Seele schwebte auf Euern Lippen, meine Sinne lebten wieder auf. —

Albert.

Nun? Und dieses alles hat Ein Tag zerstört? So schnell ist es verloschen, das schöne Feuer?

Heinrich (lebhaft.)

Noch brennt es hier. — Aber — Gestimmt, wie ich es war, hätte mich ein Bund von bösen Geistern verführen können, unter sie zu treten. Ich bitte Euch, Freund, verdammt mich nicht. O wenn jeder Blutstropfen auf That und Entschluß deutet, da kostet's Mühe, die entzückte Seele in ihrem raschen Flug aufzuhalten, und an den Schneckengang des kalten Nachdenkens zu bannen.

Albert.

Aber selten wird diese Mühe belohnt. Endlich spricht die bestochene Vernunft Euerm heißen Blute doch das Wort; und jede Minute, um die Ihr sie später beschließt,

schließt, nimmt von dem Werth Eurer Handlung. — Warum sollt' ich Euch läugnen, Westhausen, daß ich Auftrag von meinen Brüdern hatte, Euch für unsern Bund anzuwerben? Doch wärt Ihr der nicht gewesen, für den ich Euch hielt, ich hätte mich dieser Sendung entzogen. Auch hab' ich Euch den Weg nicht gehen lassen, der unsern Lehrlingen bestimmt ist. Ich habe Euch mehr gesagt, als unsere Gesetze Ungeweihten zu sagen erlauben. Jene Vorschriften sind auf kleinere Seelen ausgerechnet. Mein Lockgesang an Euch war Wahrheit. Ich zerstreute selbst den finstern Nebel, hinter welchem meine Brüder sich so gerne bergen. —

Heinrich.

Warum aber, warum dieser Nebel? Sichtbar jedem menschlichen Auge flammt die segnende Sonne dort am Himmel, entzündet mit Nacheiferung die Seele des Helden?

Albert.

Dort am Himmel ist sie sicher. Uns würden die Menschen die helle Sonnenstraße nicht lange gehen lassen. Wir müssen ihnen unbegreiflich bleiben; verstünden sie uns, sie würden mit Riesenkräften an unserm Gebäude reißen. Nur unerkannt können wir das schleichende Ungeheuer Verschlimmerung bekämpfen. In nächtlichen Krümmungen finden wir seine Spuren. Leise sind seine verderblichen Tritte; aber wenn kein aufmerksames Ohr auf sie lauscht, hat es

bald

bald Jahrhunderte durchstrichen, und Millionen vergifteter Seelen klagen die Nachlässigkeit der Vorfahren an. — Ich hab' Euch unsern Bund erklärt; sein Geist, Ihr seht es, ist ewig, wie die Sünde. Mit den Mährchen, die wir unserm Pöbel aufheften, konnt' ich Euch nicht spielen lassen. Der Name Karls des Großen hätte Euch schwerlich berauscht, und Ihr hättet zeitig eingesehen, daß kein Fürst jemals unser Stifter war. Unser Ziel ist das Eurige auch; glaubt Ihr mit uns sichrer zu gehen als allein, so habt Ihr nichts weiter zu bedenken.

Heinrich.

Nichts — nichts, als eben dieses: ob ich allein besser gehe? Durch die Blendwerke, womit Ihr die Menschen schreckt, bemäntelt Ihr Eure Furcht vor den Menschen. Eure Waffen sind schlimm für Eure gute Sache. Aber diese giftigen Pfeile, fürcht' ich, stecken die Schützen selbst an. Meuchelmord ist Eure Losung. Der Mann bietet eine offene Stirn dem Bösen, wie dem Guten. Niemals flohen meine Thaten das Licht, Und ich habe nicht selten glücklich gegen das Laster gekämpft.

Albert.

Wie? Wo bin ich dann? Spricht jetzt der bittre Menschenfeind, der gestern noch im düstern Unmuth sich von seinem gesunkenen Geschlechte losriß? Zerschlagen war diese offene Stirn, kraftlos und gelähmt

diese

diese Hand, die nur erlaubte Waffen geführt hatte. Wie ist er auf einmal so muthig, der verzweifelnde Streiter, der ermattet von vergeblicher Arbeit in der Mitte seines Laufs niedersank? So heißt sein Dank für den Labetrunk, den ich ihm reichte! Jetzt braucht er ihn ja nicht.

Heinrich.

Albert! Albert! wer hat Euch so bald gelehrt mit Einem Worte in das Innerste meiner Seele zu greifen? Lernt man das im heimlichen Gericht?

Albert.

Könnte wohl sein! — Aber hat sich die Welt geändert seit gestern? Euer Konrad ist also der er vor Zeiten war? Tugend und redlicher Muth sind heute im Preis gestiegen, Eigennutz und kleinliche Feigheit wieder zur Hölle geflohen? — So laßt mich gehen. Ich eile dem Orden diese große Nachricht zu bringen. Jeder von uns kann hinfort für sich wirken und genießen. Wir treten aus einander, denn die Welt braucht unsre Verbindung nicht mehr.

Heinrich.

Spottet nicht. Ich habe längst geahndet, was ich von Euch nun weiß, längst die Spuren des heimlichen Gerichts mit schaudernder Ehrfurcht betrachtet. Durch diesen Bund sah ich den mangelhaften Behelf der menschlichen Gesetze ergänzt. Bei Euch glaubte ich schon jene Welt der Wahrheit zu erblicken, auf die man uns sonst

später verweis't. Wie das Auge der Gottheit schien das heimliche Gericht über dem Volke zu schweben, und in die verborgensten Tiefen der Herzen zu schauen. Erhaben über die Furchtsamkeit des plumpen Götzen, den die Menschen Gerechtigkeit nennen, habt Ihr es gewagt nach Allwissenheit zu streben. Strenger, unbestechlicher vertretet Ihr die Stelle des Gewissens in den Seelen der Menschen. Eure Gegenwart scheut der Frevler überall, denn er sieht sie nirgends, und der leise Gedanke in seiner Brust kann ihn an Euch verrathen. Jeder Baum, an dem der Meineidige, der Heuchler vorbei geht, droht sein Hochgericht zu werden; mit jedem Schritt, den er thut, kann der Himmel über ihm sich öffnen, und Strafengel herabsenden ihn zu tödten. Ihr wolltet die Meinung der Menschen fesseln, Ihr wolltet Götter sein in ihren Augen. Das war Euer Ziel, und das habt Ihr erreicht.

Albert.

Haben wir? und Ihr bedenkt Euch noch? — Ihr seid unser, Heinrich. Wahrlich, Ihr seid unser; Ihr wart es schon, eh' ich Euch sah.

Heinrich.

Einen Augenblick, Ritter. Nur der fürchterliche unzerstörbare Zusammenhang aller Eurer Handlungen hat Euch zu diesem Ziele geführt. Aber ich fürchte diesen Zusammenhang. Den kleinsten Riß in Euerm Gebäude zu verhüten, dürft Ihr nicht anstehen Menschen-

schenleben zu opfern. Lieber alles zertreten, als Einen Schritt zurückgethan: so gebietet's der Orden. Ich fürchte dieses, denn mein Herz schlägt noch für Menschen, nicht für Menschheit allein. Doch — ich könnte mich entschließen bis an diesen Augenblick umsonst gelebt zu haben, ich könnte diese Handvoll Tage für eine bessere Zukunft hingeben; werdet Ihr aber mir alsdann einen Talismann zeigen, der Eure eigne Herzen vor Krankheiten und Seuchen schützte, der Euch auf die Stufe der Geister stellte, deren hohes Gesetz Ihr hienieden verpflanzen wollt? — Ihr seufzt? — Habt Ihr den nicht, so ist Euer Bund nur eine frevelnde Nachäffung jener geheimnißvollen Kette in der Hand des ewigen Weltgeists. Diese ernsten, unerschütterlichen Sätze dienen zu Larven für gemeine Menschlichkeit; die gaukelnden Betrügerinnen, Leidenschaften hüllen sich in das ehrwürdige Gewand, denn Eurer sind viele, und Euer Name ist Mensch. — Furchtbare Sinnbilder der ewigen Gerechtigkeit, ehrwürdige Schatzbewahrer der Wahrheit und der Tugend, ich falle vor Euch nieder, und es ist mein höchster Stolz, daß Ihr mich Eurer werth achtet; aber — Eurer sind viele und Euer Name ist Mensch, mein Knie kann sich vor Euch nicht beugen. Mensch! erhabner schöner Gedanke der Schöpfung! O dein göttlicher Stempel ist zu zart, so viele Abdrücke auszuhalten.

Albert.

Doch Ritter, wenn es eben das Geheimniß unsers Ordens gewesen wäre, diesen Stempel herzustellen, wo er auf ewig verloren schien, den vielen Einheit wieder zu geben? Dann hättet Ihr ja so etwas wie Euern Talismann.

Heinrich.

Dann — ja dann braucht Ihr doch mich nicht. Ich würd' in Euerm Ozean mich selbst verlieren. Gönnt immer dem Bach das bescheidne Vergnügen, seinen kleinen unansehnlichen Kreis zu bilden. Euer Werk ist vollständig ohne mich.

Albert.

Nein, Heinrich, nicht also! Wir brauchen Seelen, in deren Heiligthum der reine ursprüngliche Geist unsers Bunds aufbewahrt bleibt — Seelen wie die Eurige. Die übrigen werden zu Werkzeugen geformt, bei jenen wohnt ihr Sinn.

Heinrich.

Das ist viel, sehr viel! — Meinen Stolz habt Ihr befriedigt, und so wäre mir denn nichts übrig, nichts mehr — als eine einzige Frage. Aber sie entscheidet alles, und mit dieser konnt' ich meine Ueberlegung anfangen und beschließen. Antwortet mir, Ritter. (feierlich.) Richter des heimlichen Gerichts, antwortet mir bei Wahrheit und Treue.

Albert.

Ritter —

Heinrich.

Nein, Ihr könnt und müßt mir antworten. Es ist weniger als was Ihr mir schon verrathen habt. Auch betrift meine Frage bloß Euch! — Ihr selbst seid einer der Auserwählten, die den Sinn des Ordens besitzen, Ihr seid keines der blinden Werkzeuge — habt Ihr also, Ihr, alles in Euerm Orden gefunden, was Ihr da suchtet, alles gefunden, weshalb Ihr hineintratet — Habt Ihr?

Albert.

— Ja.

Heinrich.

Ihr mußtet Euch besinnen. Es war ein Winkel in Euerm Herzen, aus welchem dieses Ja nicht kam, aus dem ein schnelleres Nein gekommen wäre, hättet Ihr ihm den Ausgang nicht verweigert. — Wenn ich Euch und meinem raschen Wünsche nun folge, wenn ich mich heute einweihen lasse in die Geheimnisse Euers finstern Gerichts — ha Ritter, wehe Euch und mir, müßt' ich einst ein solches Ja antworten auf eine solche Frage! Ich wäre der verlorenste unter den Menschen.

Albert (nach einer Pause.)

Nun so sei es! So ungern, so schwer ich von Euch scheide, es sei! Steht ab, weil es noch Zeit ist, und

vergeßt jedes Wort, das ich Euch sagte. Was Ihr sucht, findet Ihr vielleicht nirgends als in Euerm eignen Herzen. Der göttliche Gedanke wird entstellt, wenn ihn Menschenhände verkörpern. So rein, als er in dem Geiste seines Schöpfers empfangen wurde, können ihn sterbliche Werkzeuge sterblichen Augen nicht darstellen.

Heinrich (zerstreut.)

Ihr könnt Recht haben. —

Albert,

(nachdem beide eine Zeitlang geschwiegen haben.)

Seid Ihr Willens bald weiter zu ziehen? Oder haltet Ihr Euch hier noch auf?

Heinrich.

Ha Ritter, Ihr spielt falsch. Oder glaubt Ihr wirklich, unsre Rechnung sei schon abgethan, ich so leicht abgewiesen? Kennt Ihr selbst das Gewicht Eurer Verheißungen so wenig, daß Ihr mit einigen Worten jede Spur davon aus meiner Seele getilgt zu haben glaubt? — Muß ich es Euch heraussagen? — Ich will widerlegt sein.

Albert.

Ich versteh' Euch nicht, Heinrich.

Heinrich.

Kaum versteh' ich mich selbst!

Albert.

Was wollt Ihr von mir? Wahrheit konntet Ihr an mich fordern, die hab' ich Euch gegeben; macht das übrige mit Euch selbst aus, aber erwartet nicht daß ich Eure schwankende Seele festhalte, oder —

Heinrich.

Wahrheit! Wahrheit! Was hilft mir Eure Wahrheit, bis ich weiß was ich daraus machen soll?

Albert.

Horch! Welch ein Geräusch! Wir werden gestört, Ritter. Laßt uns schweigen.

Heinrich.

Was? Eh' ich — Aber was geschieht? der Lärm nimmt zu — nähert sich —

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, Konrad, Truchseß, einige Knechte.

(Albert und Heinrich treten auf die Seite.)

Konrad

(im Herauskommen zu dem einen Knecht.)

Und wo fandet Ihr den Leichnam?

Knecht.

In dem Walde, der zum Schloß führt.

Konrad.

Ihr kanntet ihn also?

Knecht.

Es ist der Sohn Euers Waffenträgers.

Konrad.

Meines Franz? Armer alter Mann! — Aber man hat von keinen Räubern gehört in der ganzen Gegend. —

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, Franz, dessen Frau, mehrere Knechte.

Franz.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! gnädiger Herr!

Frau.

Mein Junge, mein armer Georg! Ach Gott!

Franz.

Er ist ermordet, gnädiger Herr! ermordet in Euerm Gebiete!

Frau.

Gerechtigkeit! Er war der beste Junge von der Welt.

Konrad.

Konrad.

Still, still! Mäßigt eine Weile Euern Schmerz. Habt Ihr keinen Verdacht? Argwöhnt Ihr auf niemanden?

Frau.

Nein! ach nein! Er war so friedlich, so fromm, that niemanden etwas zu Leide.

Franz.

Niemand kann sich über ihn beklagen — nein, keiner!

Mehrere Knechte.

Keiner — Keiner!

Franz.

Hört Ihr's, gnädiger Herr? Alle liebten ihn.

Frau.

Ach ein Heiliger ist er geworden! Er wird im Himmel fürsprechen für seiner armen Eltern Sünden.

Ein Knecht.

Ja wir sagten's alle, der Junge würde ein Heiliger werden.

Frau.

Ach aber so früh!

Truchseß (zu Konrad.

Wer weiß, Herr Ritter, ob hinter dieser Heiligkeit —

Franz.

Was? Wer seid Ihr? (Gemurmel des Mißfallens unter den übrigen.)

Konrad

(beiseite zum Truchseß.)

Hütet Euch, Herr Truchseß. Wie Ihr seht, wäre Euer Spiel hier nicht gut.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen, ein Knecht.

Knecht (zum Konrad.

Gnädiger Herr, gnädiger Herr! diesen Dolch haben wir bei'm Leichnam gefunden.

Konrad.

Gebt. Vielleicht daß —

Franz.

In der Angst hat ihn der verruchte Mörder vergessen. O zeigt mir ihn!

Konrad

(besieht den Dolch.)

Was ist das? In das Eisen sind Worte gegraben —

Franz.

Was?

Konrad.

„Im — im Namen des heimlichen Gerichts.“ —

(Er wirft voll Entsetzen den Dolch weg. Alle schrecken zusammen. Eine tiefe Stille.)

Franz

(mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes.)

Gott bewahre uns vor Verbrechen — er war mein Sohn nicht!

Frau.

Und er wird nicht unter heiliger Erde liegen — O tragt seine Mutter zu ihm!

Truchseß

(faßt Konrads Hand.)

Gott bewahre uns vor Verbrechen! — so sprech' ich auch mit dem alten Manne dort.

Konrad (zusammenfahrend.)

Ha — Gott sei uns gnädig!

(Alle gehen ab, still, mit gesenkten Häuptern. Albert und Heinrich, welche die Zeit über unbeweglich in einem Winkel gestanden haben, bleiben allein, und treten vor.)

Vierzehnter Auftritt.

Albert von Linne, Heinrich von Westhausen.

Heinrich

(nach einigem Stillschweigen, indem er ihm die Hand reicht.)

Bruder!

Albert.

Bruder!

Heinrich.

Das ist zu viel! die verzweifelnde Mutter, der gebeugte Vater — und keiner wagte es ihn unschuldig zu glauben! — Wenn führt Ihr mich dahin?

Albert.

Heute noch erwartet mich. Ich gehe, die Brüder zu berufen.

Heinrich.

So lebt wohl!

(Beide gehen ab auf verschiedenen Seiten.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Konrad von Sontheim (allein.)

Wo wend' ich mich hin, daß ich mir entfliehe? — Endlich, Endlich doch neigt sich dieser Tag zu seinem Ende. Aber ihm wird wieder einer folgen, und wieder einer, und sie drohen mir alle mit neuem Schrecken! — Fasse dich, Konrad, heute ist deine Ruhe gestorben. Die Rache hat mit ihrem schwarzen Stab mein Herz berührt, und alle seine Schlangen sind in Aufruhr. —

Zweiter Auftritt.

Konrad und Mathilde.

Mathilde

(tritt herein, ohne daß er sie sieht. Sie steht eine Weile stillschweigend vor ihm und betrachtet ihn.)

— Nun? Kein Blick für Eure Mathilde?

Konrad (aufspringend)

Ha!

Mathilde.

Was ist das? Seit wenn erschreckt dich mein Anblick?

Konrad.

Dein Gesicht gleicht einem menschlichen, darum erschreck' ich.

Mathilde.

Konrad —

Konrad.

O Mathilde, Mathilde, mit mir ist es vorbei. Ich fühle mich. Du hast keinen Gemahl mehr. Die Blüten des Lebens liegen welk umher — für mich ist keine Rettung.

Mathilde.

Welche Fantasieen!

Konrad.

Nicht dieses Lächeln, nicht diese Heiterkeit, Mathilde. Weine über diesen Tag. Er hat den Wurm ausgebrütet, der mein Leben aufzehren wird. Er hat dich zur Wittwe gemacht.

Mathilde.

Ich begreife dich nicht. Woher diese seltsame kleinmüthige Laune?

Konrad.

Laune? Nein, du irrst dich. Laune wird gebohren und stirbt im Augenblicke. Was du gehört hast, ist der künftige Innhalt meines Lebens. Heute wird Gericht über mich gehalten.

Mathilde.

Mathilde.

Konrad, dich martert ein Fiebertraum. Sieh dich um, besinne dich. Dein Schloß steht, deine Kinder leben, dein Weib —

Konrad

(den Blick starr auf einen Fleck geheftet.)

Weib! Kinder! —

Mathilde.

In die Höhe, schau in die Höhe, mein Gemahl. Soll dein Auge am Boden wurzeln?

Konrad (ohne wegzusehen.)

Siehst du nicht? Hier! Siehst du nichts?

Mathilde.

Was? Wo?

Konrad.

Einen blutigen Dolch, hier, hier!

Mathilde.

Träumer! — Ach Gott!

Konrad.

Nun — siehst du endlich auch?

Mathilde.

Hier blinkt in der That etwas —

(Sie hebt den Dolch auf.)

Konrad.

Also ist es doch wahr? Es ist kein Spiel meines erhitzten Blutes? Ich sah etwas wirkliches — Laß mich ihn fassen, ob er Körper hat — Ha und sieh! blutige Flecken daran. —

Mathilde.

Aber wie kam dieses Schreckbild hieher?

Konrad.

Eben fällt mir's ein. Das Blut, das an diesem Eisen klebt, hat in den Adern eines verborgenen Missethäters geflossen. In den Augen der Menschen war er ein Heiliger, aber Mord lag auf seiner Seele und Ehebruch, und die Rache fand ihn aus.

Mathilde.

O mein Konrad, sprich, entdecke mir alles. Was ist geschehen? Laß mich keine Fehlbitte thun. Du gestandest ja oft, ich allein wisse dir Trost und Stärke einzuhauchen. Noch steh' ich aufrecht und will dich halten; aber ich bin nur ein Weib, spiegle dich in meinem Muth weil es noch Zeit ist. Du kannst ihn leicht niederschlagen. — Du schweigst? O ich errathe den großen Meister, der die Popanze deiner Jugend erweckt hat, um dich als Mann zu schrecken. Das ist das Werk dieser hochgepriesenen Freundschaft!

Konrad.

Freundschaft? — Ich weiß von keiner Freundschaft.

Westhausen ist mir unerträglich. Sein Blick ist mir unerträglich. Wenn er mich mit dem großen freien Auge ansieht, durchbohrt's wie ein Dolch mein Innerstes. So rede denn, und rathe! Was wollen wir thun? Wollen wir ihn senden zu seinem Abgott, Herrmann? Du verstehst mich doch? Soll er sterben von seines Bruders, von seines Wirthes Hand? — Nicht? Du schauderst? — O das ist schlimm. Du hast nicht recht an mir gehandelt. Ich hofte, du würdest meine Seele lehren, sich nicht mehr vor Blut zu entsetzen. Diese einzige Schuld drückt mich zu Boden. Warum hast du dein angefangenes Werk liegen lassen? Ein halber Bösewicht ist ein trauriges Geschöpf.

Mathilde.

Ich habe das nicht um dich verdient, ich habe es nicht verdient, und mein Herz klagt mich nicht an wegen einer That, der ich deinen Besitz verdanke. Aber fahre fort, mich mit Vorwürfen zu foltern; nur bedenke, daß mit jedem Augenblick der Herzog kommen kann, rufe deswegen wenigstens deine Fassung zurück —

Konrad.

Was kann es dem Herzog schaden, wenn er mich elend sieht? Er hat ein fürstliches Gewissen; ein Fürst kann seine Verbrechen adeln —

Mathilde.

O Konrad, und kann das die Liebe nicht auch?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Truchseß.

Truchseß.

Verzeiht, wenn ich Euch unterbreche. Von dem Thurme sieht man einen kleinen Trupp Reuter auf Euer Schloß ansprengen. Vermuthlich ist es der Herzog.

Mathilde.

Der Herzog?

Konrad.

Eben jetzt?

Truchseß.

Bleibt ruhig, er wird Euch gern überraschen — Wißt Ihr auch, Herr Ritter, daß sich's entdeckt hat mit dem Sohn Euers Franz?

Konrad.

Und was war sein Verbrechen?

Truchseß.

Er liebte das Weib seines Nachbars, seine heuchlerische Frömmigkeit hatte beider Herzen erobert. Es wurde ihm nicht schwer das höllische Vorhaben auszuführen; der Ehemann starb, durch ein unmerkliches Gift aus dem Wege geräumt, und der Bube war im Begriff sich mit der Wittwe zu vermählen —

Konrad (heftig unterbrechend.)

Truchseß! —

Truchseß (kalt.)

Was wollt Ihr?

Konrad.

Was soll mir Euer Mährchen?

Truchseß.

Mährchen?

Konrad.

Ja, Ihr habt das erfunden, läugnet es nicht. Warum? Weswegen?

Truchseß.

Ich begreife Euch nicht. Briefe, die man bei dem Ermordeten gefunden, enthielten das Geheimniß.

Konrad.

Und darum haben sie ihm diesen Dolch in das Herz gestoßen? Hahaha!

Truchseß.

Ihr habt Recht, es ist ein närrisches Ding, — ein sehr närrisches Ding, das heimliche Gericht. Ich habe mich oft gewundert, wie sie so alles erfahren.

Konrad.

Alles? Wirklich alles? — Hahaha!

Truchseß.

Ihr seid ja heute sehr wilder lustiger Laune.

Konrad.

Das bin ich, und hab' ich nicht Ursache dazu? Ich erwarte meinen gnädigen Herzog. Die Fürsten sehen gern heitre Menschen um sich. Wie sie es werden, kümmert sie nicht; aber ein grämliches Gesicht ist ihnen ein Majestäts-Verbrechen.

Mathilde (beiseite zu Konrad.)

Wie betragt Ihr Euch?

Konrad.

Gefalle ich dir nicht?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, der Herzog.

Herzog

(inwendig, zu seinem Gefolge.)

Entfernt Euch. — Ach hier finde ich ja Wirth und Wirthinn beisammen.

Konrad und Mathilde.

Gnädigster Herr —

Herzog.

Pfui, steht auf, wenn Ihr mich nicht zu Euern Füßen sehen wollt. Die Schönheit darf der Macht nicht huldi-

huldigen. — Mein geliebter Konrad (indem er ihn umarmt) hier ist Euer Platz.

Konrad.

Gnädiger Herr! —

Herzog.

Und nichts weiter! Bald möcht' ich Euch schelten. Wollt Ihr mein Freund nicht sein?

Konrad.

Ich wüßte nicht —

Mathilde.

Verzeiht ihm wenigstens, wenn der Freund den Unterthan nicht ganz vergessen will.

Herzog.

Ihr thut wohl Euerm Gemahl das Wort zu reden, denn er ist stumm.

Konrad.

Ich fühle mich so durchdrungen von dieser Gnade —

Herzog.

Nein, nein. Ich bemerke einen trüben mißmuthigen Zug auf Euerm Gesicht, aber ich bringe etwas, das diese Falte ebnen soll.

Konrad.

Wirklich?

Herzog (zu Mathilden.)

Ueberlaßt mir einen Augenblick Euern Kranken; ich stehe für seine Genesung.

Mathilde.

Die Gegenwart eines solchen Arztes muß ihm schon wohlthun — Kommt, Herr Truchseß. (Im Abgehen beiseite zu Konrad) Konrad sei ein Mann! (Sie geht mit dem Truchseß ab.)

Fünfter Auftritt.

Konrad von Sontheim, der Herzog.

Konrad.

Ihr traut Euch sehr viel zu, Herzog.

Herzog.

Hört meine Zeitung. Ich habe unlängst den Kaiser gesehen. Er ist außerordentlich mit Euch zufrieden. Seine nächste Reise wird ihn dieses Wegs führen, und ich soll Euch ankündigen, daß er Euer Schloß nicht vorbei gehen wird. Sein Augenmerk scheint auf Euch vor allen Rittern Deutschlands gerichtet. Er hat große Dinge mit Euch vor.

Konrad.

So müßte er erst machen, daß ich für große Dinge taugte. Und kann er das? Kann er die Todten auferwecken?

erwecken? oder ihr Andenken zernichten? dem überlästigen Schwätzer hier Stillschweigen auflegen?

Herzog.

Weiche, unmännliche Seele! Das ist es, was Euch martert? Fühlt Ihr die mächtigen Triebfedern nicht mehr, Fürstengnade und Weiberliebe?

Konrad.

Ja recht! Das waren die lächelnden Teufel, die mich verleiteten. Ich folgte und fiel — Jetzt haben sie kein Lächeln mehr für mich.

Herzog.

Dieser Anfall wird nicht dauern. Ich vergebe Euch.

Konrad.

Wißt Ihr denn schon, ob ich Euch vergebe?

Herzog.

Was ist das? Welche Sprache?

Konrad.

Die Sprache eines Unglücklichen, der nichts mehr zu verlieren hat. Ihr seid nicht besser als ich; gegen Euch habe ich Muth.

Herzog.

Muth? Zeigt daß Ihr Muth habt, und schüttelt das Uebel ab, das Euch entnervt, das Eure schönsten

Kräfte lähmt. Werdet wieder des hohen Schicksals würdig, das Euch erwartet.

Konrad.

O diese glänzenden Flittern die mich sonst blendeten — jetzt kenn' ich sie besser. Wie gern würfe ich die höchste Gnade des größten Fürsten hin, um einen Gedanken der Ruhe in diesem Busen!

Herzog.

Konrad, Euch waren die Flittern nicht bestimmt. Ihr solltet Macht erlangen und Ansehen, nicht um mehr zu heißen als andere, um mehr zu sein. Das waren nur die Stufen, worauf Ihr steigen solltet zum Ruhme, zu erhabner Wirksamkeit. Wo ist Euer Ehrgeitz hin?

Konrad.

Begraben mit allen meinen Tugenden. Herzog Wilhelm, Ihr könnt hier nichts mehr gut, und nichts mehr schlimm machen — Kommt hieher, seht dort hinaus. Da liegt Landsberg — aus diesem schwarzen, sturzdrohenden Thurme fährt jeden Morgen ein böser Geist heraus, und bemächtigt sich meiner Seele. Laßt es schleifen, laßt bei Lebensstrafe verbieten daß dieser Name ausgesprochen werde — hier wird er ewig leben.

Herzog.

Der Name eines Verräthers!

Konrad.

Konrad.

Verräther an Kaiser Karln? Was war denn ich an Ludwig? O heiliger Verräther bete für deine Mörder! — Nur eine Gnade erzeigt mir noch, die letzte. Vergeßt mich, laßt ab von meiner Seele. Meine Qualen sind nicht für Euch.

Herzog.

Besinnt Euch, Sontheim, ich habe Mitleid mit Euerm Zustand. Ihr dürft Euern Freund nicht verabschieden.

Konrad.

Freund? Freund und Fürst? Mein gnädigster Herr, ich sah heute die Gestalt eines Freundes. Weh' mir daß ich sie vergessen hatte! — Ihr könnt nicht Freund sein.

Herzog.

Gut, daß Ihr mich daran erinnert. Heinrich von Westhausen, hör' ich, ist auf Euerm Schlosse. Ich kenne den halsstarrigen Schwärmer. Seid Ihr noch fähig einen redlichen Rath anzunehmen, so sucht ihn zu entfernen. Der Kaiser wird ihn ungern bei Euch wissen.

Konrad.

Ha recht so! Du bist doch der bessere von meinen beiden Teufeln. Ich hatte schon einen ähnlichen Gedanken, aber Mathilde schauderte, als ich ihn blicken ließ. — Doch — daß Ihr Euch nicht zu viel einbil-

bet — nicht weil der Kaiser ihn ungern sieht; ich seh' ihn ungern.

Herzog.

Was wollt Ihr? Wie versteht Ihr mich? Ihr sollt sorgen, daß er aus Euerm Schlosse kömmt und friedlich weiter zieht.

Konrad.

Ja — seht Ihr aber Herzog, er wird das nicht thun, er wird nicht im Frieden weiter ziehen. Ihr müßt wissen, dieser Westhausen ist ein Geschöpf besonderer Art — er ist ein Mann, ein großer Mann, er ist, was ich war! Er ist — wie mach' ich Euch nun begreiflich was er ist? Laßt sehen! womit vergleich' ich das?

Herzog (schnell.)

Kommt, kommt! Ich bleibe nicht länger bei Euch allein! (Er geht ab.)

Konrad (ihm folgend.)

Hahaha!

(Der Vorhang fällt.)

Sechster Auftritt.

(Ein finstrer enger Felsengang. Man sieht Heinrich und Albert langsam hereintappen)

Heinrich von Westhausen, Albert von Linne.

Heinrich.

Sind wir zur Stelle?

Albert.

Albert.

Sogleich, folgt mir.

Heinrich (bleibt stehen.)

In diese Räuberhöle muß sich die Gerechtigkeit verkriechen!

Albert.

Weil Räuber auf den Gerichtsstühlen sitzen.

Heinrich.

Ja — es ist sonderbar!

(Kurzes Stillschweigen.)

Heinrich.

Was sagt Ihr?

Albert.

Ich sprach kein Wort.

Heinrich.

So hat mich der Wiederhall in diesen Klüften getäuscht.

Albert.

Wollt Ihr nicht weiter?

Heinrich.

Wo sind wir denn jetzt?

Albert.

Dieß ist der Vorhof des heimlichen Gerichts. Gerade vor uns — Ihr könnt es nicht erkennen — ist eine eiserne Pforte, die führt auf einen Stufengang — dann sind wir am Ziel unsrer Wanderung.

Heinrich.

Heinrich.

Es eilt ja nicht so sehr! —

Albert.

Ihr scheint unruhig?

Heinrich.

Kehrt Euch daran nicht. Die Luft ist drückend und schwer in diesem Gewölbe. Sie mattet mich ab. Aber das wird vorüber gehen — oder ist es Ordensluft, was mir hier auf die Seele fällt?

Albert.

Was meint Ihr damit?

Heinrich.

Nichts — Noch einmal, kehrt Euch an meine Worte nicht. — (Neues Stillschweigen.)

Albert.

Ihr macht mir bang, Heinrich, ich gestehe es Euch. Eure Brust hebt sich, als läge ein Felsen darauf, den Ihr abwerfen wolltet, Eure Blicke sind düster und scheu —

Heinrich.

Wundert Ihr Euch darüber? — Das ist nur das letzte Lebewohl von der menschlichen Gesellschaft. Ich verlasse ja heute ihren Kreis, ich trete in einen engeren Bruderkreis. — Dieser letzte Zoll ist doch kein Verbrechen gegen den Orden?

Albert.

Albert.

Ritter, Ritter, ich blicke in Eure Seele.

Heinrich.

Mögt Ihr! Was Ihr auch da seht, ich trete hier nicht mehr zurück. Ich habe gewählt, ich habe die Gefahr und den Preis berechnet. Mehr als mein Leben wag' ich nicht — es gab eine Zeit, wo das viel gewesen wäre, aber diese Zeit ist vorbei. Der Strom hat mich gefaßt, ich kann ihm nicht entfliehen. Wohin er mich reißen wird, überlasse ich dem Schicksal.

Albert (sehr gerührt.)

Heinrich — —

Heinrich.

Nun? — Ihr schweigt? — Und etwas wichtiges scheint auf Eurer Zunge zu liegen?

Albert.

Heinrich! — Hinweg mit den schändlichen Ketten. Ich will sie nicht länger tragen. Höret, höret die Stimme der Freundschaft.

Heinrich.

Was ist das? Was muß ich noch hören? — Ich bin ja entschlossen.

Albert.

Nein Ihr sollt nicht, Ihr dürft nicht. Wir sind allein. Noch ist es Zeit. Ich wage alles — aber kommt, kommt —

Heinrich.

Wohin?

Albert.

Weg von hier, von dieser furchtbaren Stätte, diesem Grabe der Geister! — Ich habe Euch hintergangen, schändlich hintergangen —

Heinrich.

Ritter! —

Albert.

Kommt! Ich kann von Euch nicht lassen, darum solltet Ihr Sklav werden mit mir — aber nein! das darf nicht sein. Falle über mich, was will! Wenigstens sollen mich die Tirannen in Euern Armen ermorden. Auf meinen Knieen beschwör' ich Euch, verlaßt diesen Ort, verbannt auf immer diesen gefährlichen Entschluß —

Heinrich.

Albert, seid Ihr ein Mann? — Steht auf! ich bitte Euch, steht auf! — Wenn Ihr nicht gut an mir thatet, daß Ihr mich hieher brachtet, so vergeb' ich Euch schon im voraus. Diese späte Reue vergeb' ich Euch schwerer. Ich wiederhole es Euch, hier kann ich nicht mehr umkehren. Ein Gespenst winkt mir, ich kann nicht erkennen, ob es ein guter oder ein böser Geist ist; aber es tritt nicht von meiner Seele, und ich muß ihm folgen. — Beruhigt Euch. Schwarze Nacht liegt über unsrer Zukunft. Doch — das minder' Eure

Reue

Reue! — mir selbst wird man mich niemals verführen: diese Ueberzeugung leuchtet mir in die dunkelste Zukunft.

Albert.

O wie klein werd' ich vor Euch!

Heinrich.

Nein Albert! Freilich habt Ihr nicht sorgfältig genug über Eure Freiheit gewacht, Ihr habt das kostbare Kleinod verloren gehen lassen. Aber tröstet Euch. Vielleicht schaff' ich's Euch wieder, und lehre es Euch bewahren, daß keine Macht auf Erden es Euch mehr raube. — Still.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, ein Vermummter.

Vermummter.

Heinrich von Westhausen!

Heinrich.

Hier ist er.

Vermummter.

Unten wartet man Eurer. Seid Ihr noch nicht bereit?

Heinrich.

Geht voraus, wir folgen Euch.

Albert.

Die Brüder sind also versammelt?

Vermumm-

Vermummter (ohne ihn anzusehen.)

Kommt, Herr Ritter!

Albert (stutzend.)

Das ist sonderbar! (Sie gehen alle ab.)

Achter Auftritt.

(Ein großes unterirrdisches Gewölbe, von einer in der Mitte hängenden Lampe matt erleuchtet. In der Mitte steht ein runder rothbehangener Tisch. Eine Gatterthür auf der einen Seite; das Innere scheint stark beleuchtet; auf der andern ein Stufengang.)

Der Erzbischof, der Truchseß, Dieterich von Arlheim, zwei andere Richter.

(Alle vermummt. Sie sitzen um den runden Tisch, drei Sitze leer.)

Truchseß.

Ihr habt's gehört. Was soll seine Strafe sein?

Erzbischof.

Strafe? Beweiset erst, daß er die verdient.

Truchseß.

Aber er kann nicht bleiben.

Erzbischof.

Das soll er auch nicht — wenn ihm das Strafe ist? Doch — wer unternimmt es, ihn besser zu belehren?

Dieter

Dieterich.

Ich nicht, und keiner, der ihn kennt. Sein Herz hat nicht Raum genug für unsre hohe Weisheit.

Truchseß.

Horcht! Sie kommen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Heinrich von Westhausen, geführt von dem Vermummten den Stufengang herunter, Albert von Linne hinterdrein.

(Der Vermummte setzt sich zu den übrigen.)

Heinrich.

Was? Kein menschliches Gesicht unter allen diesen?

Erzbischof.

Tretet näher, Heinrich von Westhausen.

Truchseß (unterbrechend.)

Für's erste ist mein Antrag, daß Albert von Linne das Gericht verlasse.

Albert.

Wie?

Truchseß.

Brüder, stimmt Ihr anders?

Dieterich.

Nein, er soll abtreten. (Die übrigen schweigen.)

Erzbischof.

Albert von Linne, entfernt Euch.

Albert

(bleibt unentschlüssig stehen.)

Truchseß.

Laßt das Gericht seine Befehle nicht wiederholen. Geht ab, bis Ihr wieder von uns hört.

Dieterich

Und in diesen Klüften hängen Eure Worte noch, die Eure Sache führen werden.

Albert

(geht langsam ab. Er sieht sich noch einmal traurig und beklemmt nach Heinrich um. Endlich steigt er mit verhülltem Gesicht den Stufengang hinauf.)

Die Fortsetzung ein andermal.

II.

Der Geisterseher.

Fortsetzung.

(S. das vierte Heft der Thalia.)

Jetzt sahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Russen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstottern wollte, erstarb auf seinem Munde. Schrecken und Ueberraschung hatten uns wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnißvolle Wesen an, das uns mit einem Blicke stiller Gewalt und Größe durchschaute. Eine Minute dauerte dieß Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Versammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thüre brachten uns endlich wieder zu uns selbst. Die Thüre fiel zertrümmert in den Saal und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir sie ja beisammen! rief der Anführer und wandte sich zu seinen Begleitern. Im Nahmen der Regierung! rief er uns zu. Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht so viel Zeit uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der russische Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier

nenne, zog den Anführer der Häscher auf die Seite und, so viel mir die Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich in's Ohr sagte, und etwas schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häscher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte sich darauf zu uns und nahm seinen Hut ab. „Vergeben Sie meine Herrn, sagte er, daß ich Sie mit diesem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie sind — aber dieser Herr versichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er seinen Begleitern, von uns abzulassen. Den Sicilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. „Der Bursche da ist überreif, setzte er hinzu. Wir haben schon sieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zwoten Geistererscheinung und dieses unerwarteten Ueberfalls hatte seine Besinnungskraft überwältigt. Er ließ sich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgesperrt und stier in einem todtenähnlichen Gesichte, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen, ohne einen Laut auszustoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Convulsionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustand und unternahm es, seine Loslassung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab. „Gnädigster Herr, sagte dieser, wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen

Sie

Sie Sich so großmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir haben seine Helfershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch glücklich preisen, wenn er mit der Galeere davon kommt."

Unterdessen sahen wir auch den Wirth nebst seinen Hausgenossen mit Stricken gebunden über den Hof führen — „Auch dieser? rief der Prinz. Was hat denn dieser verschuldet?" — „Er war sein Mitschuldiger und Hehler, antwortete der Anführer der Häscher, der ihm zu seinen Taschenspielerstückchen und Diebereien behülflich gewesen, und seinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich sollen Sie überzeugt sein, gnädigster Herr (indem er sich zu seinen Begleitern kehrte.) Man durchsuche das ganze Haus und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat."

Jetzt sahe sich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden. In der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröstlich; gleich wollte er ihm alle seine Leute nachschicken, er selbst wollte ihn aufsuchen und mich mit sich fortreißen. Ich eilte an's Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbei geführt hatte. Unmöglich war's durch das Gedränge zu kommen. Ich stellte dem Prinzen dieses vor. „Wenn es diesem Armenier ein

Ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiß er ohnfehlbar die Schliche besser als wir, und alle unsre Nachforschungen werden vergebens sein. Lieber lassen Sie uns noch hier bleiben, gnädigster Prinz. Vielleicht kann uns dieser Gerichtsdiener etwas näheres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen, entdeckt hat."

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, uns in der Geschwindigkeit in unsre Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Haussuchung geschehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worinn ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Thüre versehen, die durch eine schmahle Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrisiermaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere so wie die Elektrisiermaschine mit dem Altar und dem darauf bevestigten Crucifixe Comunication hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüber stand, war durchbrochen und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Oeffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedne Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnuren bevestigt hingen, wahrscheinlich um das

Geräu-

Geräusche des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten.

Als man die Kleider des Sicilianers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedne Pulver, wie auch lebendigen Merkur, in Phiolen und Büchsen, Phosphorus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ohngefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerolen und einen Dolch. „Laß doch sehen, ob sie geladen sind,“ sagte einer von den Häschern, indem er eines von den Terzerolen nahm und in's Kamin abschoß. „Jesus Maria!“ rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben Augenblick sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunter stürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geist?“ rief der Engländer, während daß wir andern mit Schrecken zurückfuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du hast geschienen, was du nicht warst; jetzt wirst du sein, was du schienest.“

„Jesus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Mensch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Sogleich besorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer bist du denn, und was für ein böser Dämon muß dich hieher führen?“

„Ein armer Barfüßer, antwortete der Verwundete, ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —“

„Eine Formel hersagen sollte. Und warum hast du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?“

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinaussteigen wollte, war die Leiter weggezogen.“

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?“

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Anführer der Häscher gewendet.

„Sie haben uns, sagte er ihm, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet, und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsre Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen?“

„Wen

„Wen meinen Sie?“ fragte der Anführer der Häscher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig diese Frage war.

„Den Herrn in russischer Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas schriftliches vorwies, und einige Worte in's Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich wieder losgaben.“

„Sie kennen diesen Herrn also nicht? fragte der Häscher wieder. Er war nicht von Ihrer Gesellschaft?“

„Nein, sagte der Prinz, — und aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Näher, antwortete der Häscher, kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum erstenmal in meinem Leben gesehen.“

„Wie? und in so kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, daß Sie Ihn selbst und uns alle für unschuldig erklärten?“

„Allerdings durch ein einziges Wort.“

„Und dieses war? — Ich gestehe, daß ich es wissen möchte.“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Herr — indem er die Zechinen in seiner Hand wog — Sie sind zu großmüthig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquisition.“

„Der Staatsinquisition! — Dieser! —“

„Nicht anders, gnädigster Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieser Mensch, sagten Sie? Es ist nicht möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben dieser war es, auf dessen Denunciation ich hieher geschickt worden bin, den Geisterbeschwörer zu verhaften.“

Wir sahen uns mit noch größerm Erstaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus, rief endlich der Engländer, warum der arme Teufel von Beschwörer zusammenfuhr, als er ihm näher in's Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion und nur darum —“

„Nimmermehr, rief der Prinz. Dieser Mensch ist alles was er sein will, und alles was der Augenblick will, daß er sein soll. Was er wirklich ist, hat keines Menschen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zusammensinken, als er ihm die Worte in's Ohr schrie: Du wirst keinen Geist mehr rufen? Dahinter ist mehr. Daß man vor etwas menschlichen so zu erschrecken pflegt, soll mir niemand überreden.“

„Darüber wird uns der Magier selbst wohl am besten zurechtweisen können, sagte der Lord, wenn uns dieser Herr (sich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen.“

Der

Der Anführer der Häscher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufsuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück *).

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da, (dieß war der Nahme des Engländers) und bald nach ihm erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsdiener abgeschickt, uns nach dem Gefängniß zu führen. Ich habe vergessen zu erzählen, daß der Prinz schon seit etlichen Tagen einen seiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Ob er verunglückt oder gestohlen oder auch entlaufen war, wußte niemand. Zu dem letztern war gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller und ordentlicher Mensch gewesen und nie ein Tadel

*) Der Graf von O***, dessen Worten ich bis jetzt buchstäblich gefolgt bin, verbreitet sich mit vieler Umständlichkeit über die verschiedenen Wirkungen, welche diese Begebenheit auf das Gemüth des Prinzen und seiner übrigen Reisegefährten gehabt hat, und die Geistererzählungen, wozu sie die Veranlassung gewesen. Ich erlasse sie dem Leser, dem es vermuthlich gehen wird wie mir, um lieber zur Sache selbst zu eilen, und diese Wirkungen aus den Handlungen des Prinzen erkennen zu lassen; und begnüge mich nur, zu sagen, daß der Prinz in der darauf folgenden Nacht kein Auge schloß und dem Tage mit Ungeduld entgegensah, der dieses unbegreifliche Geheimniß entwickeln sollte. E.

del an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Kameraden sich besinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit sehr schwermüthig gewesen, und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der Giudecca besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dieß brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen sein möchte und sich katholisch gemacht hätte; und weil der Prinz über diesen Artikel damals noch sehr tolerant oder sehr gleichgültig dachte, so ließ er's nach einigen fruchtlosen Nachforschungen dabei bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust dieses Menschen, der ihm auf seinen Feldzügen immer zur Seite gewesen, immer treu an ihm gehangen, und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen auszugehen, ließ sich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen: dieser stellte dem Prinzen einen gutgebildeten und wohl gekleideten Menschen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Diensten eines Prokurators als Sekretär gestanden, französisch und auch etwas deutsch sprach, übrigens mit den besten Zeugnissen versehen war. Seine Physionomie gefiel, und da er sich übrigens erklärte, daß sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängniß, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener sagte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen stand. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängniß in Venedig, unter dem Dach des S. Markus-Palastes, worinn die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt und stand ehrerbietig auf, als er den Prinzen ansichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefesselt, sonst aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Thüre.

„Ich komme, sagte der Prinz, über zwey Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht sein, wenn Sie mich über den andern befriedigen.“

„Meine Rolle ist ausgespielt, versetzte der Sicilianer. Mein Schicksal steht in Ihren Händen.“

„Ihre Aufrichtigkeit allein ist es, was es erleichtern kann.“

„Fragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.“

„Sie

„Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses?“

„Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein bloßes Pastellgemählde hinter einem Glas, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat Sie getäuscht. Meine Geschwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erstaunen, unterstützten diesen Betrug. Das Bild selbst wird sich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gasthof in Beschlag genommen hat.“

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen und gerade auf den Armenier rathen?“

„Dieses war gar nicht schwer, gnädigster Herr. Ohne Zweifel haben Sie Sich bei Tische in Gegenwart Ihrer Bedienten über die Begebenheit öfters herausgelassen, die sich zwischen Ihnen und diesem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weise in der Giudecca Bekanntschaft, aus welchem er nach und nach so viel zu ziehen wußte, als mir zu wissen nöthig war. Auf diesem Wege erhielt ich überhaupt auch die erste Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und sogleich entschloß ich mich, sie zu nützen. Sie sehen, gnädigster Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf versehen, und ein Schlüssel, der Ihnen von Ohngefähr entfiel,

gab

gab mir die erste Gelegenheit, meine Kunst an Ihnen zu versuchen.“

„Wie? So hätte ich mich also geirret? Das Stückchen mit dem Schlüssel war Ihr Werk und nicht des Armeniers? Der Schlüssel, sagen Sie, wäre mir entfallen?“

„Als Sie die Börse zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich niemand beobachtete, ihn schnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Person, bei der Sie die Lotterieloose nahmen, war im Verständniß mit mir. Sie ließ Sie aus einem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war; und der Schlüssel lag längst in der Dose, ehe sie von Ihnen gewonnen wurde.“

„Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüßermönch, der sich mir in den Weg warf, und mich so feierlich anredete?“

„War der nehmliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es ist einer von meinen Kameraden, der mir unter dieser Verhüllung schon manche gute Dienste geleistet.“

„Aber zu welchem Ende stellten Sie dieses an?“

„Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszustand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinn hatte, empfänglich machen sollte.“

„Aber

„Aber der pantomimische Tanz, der eine so überraschende seltsame Wendung nahm — dieser war doch wenigstens nicht von Ihrer Erfindung?“

„Das Mädchen, welches die Königinn vorstellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an diesem Orte gekannt zu sein, und (verzeihen Sie mir, gnädigster Herr) das Abentheuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits schon geneigt sein würden, natürliche Auslegungen zu verschmähen, und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu spüren.“

„In der That, rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdrusses und der Verwunderung, indem er mir besonders einen bedeutenten Blick gab, in der That, rief er aus, das habe ich nicht erwartet.“ *)

„Aber

*) Und wahrscheinlich auch die wenigsten meiner Leser. Diese zu den Füßen des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone mit der vorhergehenden Prophezeihung des Armeniers zusammen genommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen gewissen Zweck zu zielen, daß mir beim ersten Lesen dieser Memoires sogleich die verfängliche Anrede der Zauberschwestern im Macbeth: Heil dir Than von Glamis, der einst König sein wird! dabei eingefallen ist; und vermuthlich ist es mehreren so ergangen. Wenn eine gewisse Vorstellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die Seele

„Aber, fuhr der Prinz nach einem langen Stillschweigen wieder fort, wie brachten Sie die Gestalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erschien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberstehenden Fensterladen angebracht war, wo Sie auch die Oeffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns sie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern Sich, gnädigster Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinsterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorsicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenster anlehnen zu lassen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieser Fensterladen nicht sogleich

Seele gebracht worden, so kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgende, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an dieselbige anschließen und in einen gewissen Rapport mit ihr setzen. Der Sicilianer, der, wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraschen, daß er ihn merken läßt, sein Stand sei entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber so sehr die Sache auch an Interesse verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen sie anfangs angelegt schien, so wenig darf ich doch der historischen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden. S.

sogleich in's Gesicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch so lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten und keine Untersuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war."

„Mir kam vor, fiel ich ein, als hörte ich in der Nähe dieses Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenster sah? War dem wirklich so?"

„Ganz recht. Eben diese Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewußten Fenster emporkletterte, um die Zauberlaterne zu dirigieren."

„Die Gestalt, fuhr der Prinz fort, schien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Freunde zu haben; besonders traf es ein, daß sie sehr blond war. War dieses bloßer Zufall oder woher schöpften Sie dieselbe?"

„Eure Durchlaucht erinnern Sich, daß Sie über Tische eine Dose neben sich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrait eines Offiziers in * * * scher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei sich führten, worauf Sie mit Ja antworteten; daraus schloß ich, daß es vielleicht die Dose sein möchte. Ich hatte das Bild über Tische gut in's Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen sehr geübt, auch im Treffen

sehr

sehr glücklich bin, so war es mir ein leichtes, dem Bilde diese flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um so mehr, da die Gesichtszüge des Marquis sehr in's Auge fallen."

„Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen. —"

„So schien es — aber es war nicht die Gestalt, sondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war."

„Und der Mensch, welcher aus dem Schlot herabstürzte, antwortete also für die Erscheinung?"

„Eben dieser."

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören."

„Dieses brauchte er auch nicht. Sie besinnen Sich, gnädigster Prinz, daß ich Ihnen allen auf das strengste verbot, selbst eine Frage an das Gespenst zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten sollte, war abgeredet; und damit ja kein Versehen vorfiele, ließ ich ihm große Pausen beobachten, die er an den Schlägen einer Uhr abzählen mußte."

„Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser löschen zu lassen; dieß geschah ohne Zweifel —"

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erstickens zu setzen, weil die Schornsteine im Hause in einander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht so recht sicher zu sein glaubte."

„Wie kam es aber, fragte Lord Seymour, daß Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber so lange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worinn der Spiritus flammte, zusammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figur an der Wand gewahr, die sich schon längst darauf reflektirt hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?“

„Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, daß ich auf einem seidnen Fußteppich stand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu faßen. Das silberne Crucifix war der Conductor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“

„Sie befahlen uns, dem Grafen von O*** und mir, sagte Lord Seymour, zwei bloße Degen kreuzweise über Ihrem Scheitel zu halten, so lange die Beschwörung dauern würde. Wozu nun dieses?“

„Zu

„Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich am wenigsten traute, während des ganzen Actus zu beschäftigen. Sie erinnern Sich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch bestimmte; dadurch daß Sie diese Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich sie nicht gerne haben wollte. Meinen schlimmsten Feind hatte ich damals noch gar nicht in's Auge gefaßt.“

„Ich gestehe, rief Lord Seymour, daß dieß vorsichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet sein?“

„Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen.“

„Die zwote Erscheinung ließ Ihren Geist nicht zum Wort kommen, sagte der Prinz. Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen?“

„Beinahe dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Absicht, ob Sie mir auch alles gesagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen ihm in seinem Vaterlande gethan; dieses fand ich nöthig, um nicht gegen Thatsachen anzustoßen, die der Aussage meines Geistes hätten widersprechen können. Ich fragte gewisser Jugendsünden wegen, ob

der Verstorbene untadelhaft gelebt, und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Ueber diese Sache, fing der Prinz nach einigem Stillschweigen an, haben Sie mir einen befriedigenden Aufschluß gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.“

„Wenn es in meiner Gewalt steht, und —“

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie sind, dürfte so bescheiden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie niederstürzen sahen? Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtniß mit dieser zwoten Erscheinung?“

„Prinz —“

„Als Sie ihm genauer in's Gesicht sahen, stießen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?“

„Dieser Unbekannte, Prinz“ ——— Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger und sah uns alle in der Reihe herum mit verlegnen Blicken an. — „Ja bei Gott, Prinz! dieser Unbekannte ist ein schreckliches Wesen.“

„Was wissen Sie von ihm? wie steht er mit Ihnen in Verbindung? Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen. —“

„Dafür

„Dafür werd' ich mich wohl hüten — denn wer steht mir dafür, daß er nicht in diesem Augenblicke mitten unter uns steht?“

„Wo? Wer? riefen wir alle zugleich, und schauten uns erschrocken im Zimmer um — Das ist ja nicht möglich.“

„O! diesem Menschen — oder wer er sein mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind.“

„Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armenier oder Russe? Was ist das Wahre an dem, wofür er sich ausgiebt?“

„Keines von allem, was er scheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht schon die Maske getragen. Wer er sei? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß niemand. Daß er lang' in Aegypten gewesen, wie viele behaupten, und dort aus einer Katakombe seine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Nahmen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn?

„Nach dem äusern Anschein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich sei?„

„Nicht weit von funfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich noch ein Bursche von siebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von diesem Wundermann erzählte, der ihn ohngefähr in eben dem Alter, worinn er jetzt zu sein scheint, in Famagusta gesehen hat. —“

„Das ist lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich diese Fesseln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen stellen, deren ehrwürdiges Ansehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig lassen sollte. Es giebt glaubwürdige Leute, die sich erinnern, ihn in verschiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer sengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er sich befindet. Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der ihn Speise nehmen sah, nie ist ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf besucht seine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr ist, in welcher niemand ihn gesehen, in welcher er kein irrdisches Geschäft verrichtet hat.“

„So? sagte der Prinz. Und was ist dieß für eine Stunde?“

„Die

„Die Zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Streich thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch sein mag, er muß fort, welches Geschäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieser schreckliche Glockenschlag reißt ihn aus den Armen der Freundschaft, reißt ihn selbst vom Altar, und würde ihn auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiß, wo er dann hingeht, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger ihm zu folgen, denn seine Gesichtszüge ziehen sich auf einmal, sobald diese gefürchtete Stunde schlägt, in einen so finstern und schreckhaften Ernst zusammen, daß jedem der Muth entfällt, ihm in's Gesicht zu blicken oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesstille endigt dann plötzlich das lebhafteste Gespräch, und alle, die um ihn sind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern seine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, sich von der Stelle zu heben, oder die Thüre zu öfnen, durch die er gegangen ist.“

„Aber bemerkt man nichts außerordentliches an ihm bei seiner Zurückkunft?“

„Nichts als daß er bleich und abgemattet aussieht, ohngefähr wie ein Mensch, der eine schmerzhafte Operation ausgestanden, oder eine schreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf seinem Hemde gesehen haben; dieses aber lasse ich dahin gestellt sein.“

„Und hat man es zum wenigsten nie versucht, ihm diese Stunde zu verbergen, oder ihn so in Zerstreuung zu verwickeln, daß er sie übersehen mußte?“

„Ein einzigesmal, sagt man, überschritt er den Termin. Die Gesellschaft war zahlreich, man verspätete sich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falsch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die gesetzte Stunde da war, verstummte er plötzlich, und wurde starr, alle seine Gliedmaßen verharrten in derselben Richtung, worinn dieser Zufall sie überraschte, seine Augen standen, sein Puls schlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieser Zustand hielt an, bis die Stunde verstrichen war. Dann belebte er sich plötzlich von selbst wieder, schlug die Augen auf, und fuhr in der nehmlichen Silbe fort, worinn er war unterbrochen worden. Die allgemeine Bestürzung verrieth ihm, was geschehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernst, daß man sich glücklich preisen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu sein. Aber die Stadt, worinn ihm dieses begegnet war, verließ er noch an demselben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube ist, daß er in dieser geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte. Einige meinen gar, er sei ein Verstorbener, dem es verstattet sei, drei und zwanzig Stunden vom Tag unter den Lebenden zu wandeln;

deln; in der letzten aber müsse seine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Thyana, und andre gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht."

„Ueber einen so außerordentlichen Mann kann es freilich nicht an abentheuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles bisherige aber haben Sie bloß von Hörensagen; und doch schien mir sein Benehmen gegen Sie und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntschaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine besondre Geschichte zum Grunde, bei der Sie selbst mit verwickelt gewesen? Verhehlen Sie uns nichts."

Der Mann schwieg mit einem zweifelhaften Blick.

„Wenn es eine Sache betrift, fuhr der Prinz fort, die Sie nicht gerne laut machen wollen, so versichre ich Sie im Nahmen dieser beiden Herrn der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen."

„Wenn ich hoffen kann, fing der Mann endlich an, daß Sie solche nicht gegen mich zeugen lassen wollen, so will ich Ihnen eine merkwürdige Begebenheit mit diesem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieses Menschen keinen Zweifel mehr übrig lassen wird. Aber es

muß

muß mir erlaubt sein, einige Nahmen dabei zu verschweigen.“

„Kann es nicht auch ohne diese Bedingung geschehen?“

„Nein, gnädigster Herr. Es ist eine Familie darein verwickelt, die ich Ursache habe, zu ehren.“

„Lassen Sie uns hören,“ sagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre sein, fing der Sicilianer an, daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glück meine Künste trieb, mit einem gewissen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von S. Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte und für meine Geheimnisse große Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, daß der Marchese del M**nte, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und sich glücklich schätzen würde, einen Weltweisen (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ohngefähr sieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeschiedenheit von Menschen das Andenken eines theuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein schreckliches Schicksal entrissen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und seine Familie in einer sehr ernsthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedür-

bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erschöpft worden wären. Er ins besondere, setzte er sehr bedeutungsvoll hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben mich als den Schöpfer seiner Ruhe und seines ganzen irrdischen Glücks zu betrachten. Die Sache selbst aber verhielt sich folgender Gestalt. Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese, weßwegen er auch zu dem geistlichen Stand bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, so hieß dieser ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, und kam ohngefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauses von C***tti zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder übereingekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ohngeachtet diese Verbindung bloß das Werk der elterlichen Konvenienz war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, so hatten sie sie doch stillschweigend schon beschworen. Jeronymo del M**nte und Antonie C***tti waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgang zweier Kinder auflegte, die man schon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verständniß zwischen beiden entstehen lassen.

sen, das durch die Harmonie ihrer Karaktere noch mehr bevestigt ward, und sich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronymo kehrte eben so treu und eben so feurig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte."

„Die Entzückungen des Wiedersehens waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — verschwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhause zuzubringen, das die Aussicht auf's Meer hatte, und sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergnügen. Nach einem solchen Abende geschah es, daß er ungewöhnlich lang' ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See, niemand wollte ihn gesehen haben; von seinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn also keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymo. Schon fing man an, den schrecklichsten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algierischer Korsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet und verschiedene von den Einwohnern seien gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines eigenen

Lebens

Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken sie den Korsaren, vor welchem sie den Vortheil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe, daß Lorenzo, der sich auf der zweiten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem feindlichen Verdeck zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander trennt. Mit Mühe stehen ihn die beschädigten Schiffe aus; aber die Prise ist verschwunden und die Noth zwingt sie, auf Maltha zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos rauft sich der alte Marchese die eisgrauen Haare aus, man fürchtet für das Leben der jungen Gräfinn."

„Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erkundigungen hin. Nachfragen geschehen längs der ganzen barbarischen Küste; ungeheure Preise werden für die Freiheit des jungen Marchese geboten, aber niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich bleibt es bei der wahrscheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberschiff zu Grunde gerichtet habe, und daß seine ganze Mannschaft in den Fluthen umgekommen sei."

„So scheinbar diese Vermuthung war, so fehlte ihr dennoch noch viel zur Gewißheit und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder sichtbar werden könnte. Aber gesetzt nun, er würde es nicht mehr, so erlosch mit

ihm

ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geistlichen Stand entsagen, und in die Rechte des Erstgebornen eintreten. So wenig dieses die Gerechtigkeit gegen den letztern zu erlauben schien, so wenig durfte auf der andern Seite die Familie durch eine zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuch sank die Hoffnung, den Verschwundenen wieder zu finden; er sah den Untergang seines Hauses, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nehmlich nur entschließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten des ältern zu begünstigen. Um seine Verbindungen mit dem gräflichen Hause von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Nahme geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfinn Antonie mochte nun Lorenzos oder Jeronymos Gattinn heißen. Die schwache Möglichkeit einer Wiedererscheinung des letztern kam gegen das gewisse und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tag stärker fühlte, wünschte mit Ungeduld, von dieser Unruhe wenigstens frei zu sterben.“

„Wer diesen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigsten bekämpfte, war derjenige, der das meiste dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reitz

uner-

unermeßlicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebenswürdigsten Geschöpfs, das seinen Armen überliefert werden sollte, weigerte er sich mit der edelmüthigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und sein Eigenthum zurückfodern könnte. Ist das Schicksal meines theuern Jeronymo, sagte er, durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um alles bringt, was ihm das theuerste war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um seine Wiederkunft anflehen, wenn sein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirne ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und gesetzt, er ist uns auf ewig entrissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt lassen, die sein Tod in unsern Zirkel gerissen hat? als wenn wir alle unsre Hoffnungen auf seinem Grabe opfern, und das, was sein war, gleich einem Heiligthum unberührt lassen?“

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikatesse ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marchese mit der Idee auszusöhnen, einen Stamm erlöschen zu sehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Frist von zwei Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altare führte. Während dieses Zeitraums wurden die

Nachforschungen auf's eifrigste fortgesetzt; Lorenzo selbst that verschiedene Seereisen, setzte seine Person manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwundenen wieder zu finden. Aber auch diese zwei Jahre verstrichen fruchtlos, wie alle vorigen."

„Und Gräfinn Antonie? fragte der Prinz. Von ihrem Zustande sagen Sie uns nichts. Sollte sie sich so gelassen in ihr Schicksal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben."

„Antoniens Zustand war der schrecklichste Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die uneigennützige Großmuth der brüderlichen Liebe rührte sie; sie fühlte sich hingerissen, den Mann zu verehren, den sie nimmermehr lieben konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; aber diese verrätherische Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenschaft fing an ihm die Ausübung einer Tugend zu erschweren, die bis jetzt ohne Beispiel gewesen war. Doch selbst noch auf Unkosten der Liebe gab er den Eingebungen seines Edelmuths Gehör: er

allein

allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkühr der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davon trug, machte ihn Ihrer nur um so würdiger, und die Großmuth, mit der er sie ausschlug, diente nur dazu, ihre Widersetzlichkeit jeder Entschuldigung zu berauben."

„So standen die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Nahmen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren und seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlassen Sie mir zu erzählen; aus den Geständnissen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles übrige schließen. Da ich mir alle mystische Bücher zu nutze machte, die sich in der sehr ansehnlichen Bibliothek des Marchese befanden, so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden und mein System von der unsichtbaren Welt mit den abentheuerlichsten Erfindungen aufzustutzen. In kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben so zuversichtlich auf die Begattungen der

Philosophen mit Salamandrinnen und Sylphiden, als auf einen Artikel des Kanons geschworen. Da er überdieß sehr religiös war und seine Anlage zum Glauben in dieser Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, so fanden meine Mährchen bei ihm desto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Mystizität so umstrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Credit hatte, sobald es natürlich war. In kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorlesungen war die Exaltation der menschlichen Natur, und der Umgang mit höhern Wesen; mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfinn, die seit dem Verlust ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisterwelt als in der wirklichen lebte, und überdieß eine große Mischung von Melancholie in ihrem Karakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit schauderndem Wohlbehagen auf; ja sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hie und da eins meiner Worte aufzuhaschen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art an einander reihten."

„Ohngefähr zwei Monate mochte ich so auf diesem Rittersitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram mahlte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung."

„Kapi-

„Kapitain, sagte er, mit mir ist es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es länger nicht aushalten.“

„Was ist Ihnen Chevalier? Was haben Sie?“

„O diese fürchterliche Leidenschaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf sich in meine Arme) — Ich habe sie bekämpft wie ein Mann. — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen? Steht nicht alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —“

„Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen! — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! — O lassen Sie mich! Ging es auch bis an's Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.“

„Wie? Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen starb sie längst. Aber auch in Jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, so lange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? — Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht und Gräber für mich zeugen.“

„Ist es diese Gewißheit also, die Sie glücklich machen kann?“

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder sein kann! — Aber Ungewißheit ist die schrecklichste Verdammniß! (Nach einigem Stillschweigen mäßigte er sich, und fuhr mit Wehmuth fort) Daß er meine Leiden sähe! — Kann sie ihn glücklich machen diese Treue, die das Elend seines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen schmachten, der nicht mehr genießen kann? — Wüßte er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) vielleicht — ja vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen.“

„Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar sein?“

„Freund! Was sagen Sie? — Er sah mich erschrocken an.“

„Weit geringere Anlässe, fuhr ich fort, haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders —“

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit!“

„Und

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung sein? Gewiß! wenn eine irrdische Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —“

„Um Gottes willen, Freund! (unterbrach er mich) Nichts mehr davon. Ehmals wohl, ich gesteh' es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir däucht, ich sagte Ihnen davon — aber ich hab' ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen.“

„Sie sehen nun schon, fuhr der Sicilianer fort, wohin uns dieses führte. Ich bemühte mich die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu zitieren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß sie selbst diese Bitte an mich that. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfinn, deren Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung,

daß der Todtgeglaubte noch lebe und auf den Ruf nicht erscheinen würde. Mißtrauen in die Sache selbst war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.“

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angesetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekannten musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand *), die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akt, welche auch so sehr nach Wunsche einschlugen, daß die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigne Phantasie erhitzte, und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit anstrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —“

„Ich errathe, rief der Prinz, wen Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie fort —“

„Nein, gnädigster Herr. Die Beschwörung ging nach Wunsche vorüber.“

„Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier?

„Fürch-

*) Vielleicht meint er damit die Harmonika.

„Fürchten Sie nicht, antwortete der Sicilianer, der Armenier wird nur zu zeitig erscheinen.“

„Ich lasse mich in keine Beschreibung des Gaukelspiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marchese, die junge Gräfinn nebst ihrer Mutter, der Chevalier und noch jemand aus der Verwandtschaft waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in diesem Hause zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von allem, was den Verstorbenen anbetraf, die genaueste Erkundigung einzuziehen. Verschiedne Gemählde, die ich da von ihm vorfand, setzten mich in den Stand, der Erscheinung die täuschendste Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geist nur durch Zeichen sprechen ließ, so konnte auch seine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte selbst erschien in barbarischem Sklavenkleid, eine tiefe Wunde am Halse. (Sie bemerken, sagte der Sicilianer, daß ich hierinn von der allgemeinen Muthmaßung abging, die ihn in den Wellen umkommen lassen; weil ich Ursache hatte zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieser Wendung die Glaubwürdigkeit der Vision selbst nicht wenig vermehren würde; so wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher schien, als eine zu gewissenhafte Annäherung an das Natürliche.“

„Ich glaube, daß dieß sehr richtig geurtheilt war, sagte der Prinz. In einer Reihe von außerordentlichen Erscheinungen müßte, däucht mir, just die wahrscheinlichere stören; die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, sie zu erfinden, dieses wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geist bemühen, wenn man nichts weiteres von ihm erfahren soll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft herauszubringen war? Aber die überraschende Neuheit und Schwürigkeit der Entdeckung ist hier gleichsam eine Gewährleistung des Wunders, wodurch sie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was sie leistete, durch natürliche Kräfte nicht geleistet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen, setzte der Prinz hinzu. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.“

„Ich ließ die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr sein nenne auf dieser Welt, und nichts darauf hinterlassen habe, was ihm theuer wäre? Der Geist schüttelte dreimal das Haupt und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seiner Verschwindung auf dem Fußboden liegen fand. Als die Gräfinn ihn genauer in's Gesicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr

„Ihr Trauring! rief der Prinz mit Befremdung. Aber wie gelangten Sie zu diesem?“

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigster Prinz — — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter.“

„Ein nachgemachter! wiederhohlte der Prinz. Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu diesem, da ihn der Verstorbene gewiß nie vom Finger brachte?“

„Das ist wohl wahr, sagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber aus einer Beschreibung, die man mir von dem wirklichen Trauring gemacht hatte —“

„Die Ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit, sagte der Sicilianer. Es war ein ganz einfacher goldner Ring mit dem Nahmen der jungen Gräfinn, glaub' ich, — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —“

„Wie erging es weiter? sagte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.“

„Jetzt hielt man sich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben sei. Die Familie machte von diesem Tag an seinen Tod öffentlich bekannt und legte förmlich die Trauer an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr und

gab

gab den Bewerbungen des Chevalier einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte; als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beichtvaters, in den sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängstigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag sein, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch festlicher zu machen gesonnen war.“

„Er erschien dieser Tag, und Lorenzo empfing seine bebende Braut am Altare. Der Tag ging unter, ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hellerleuchteten Hochzeitsaal, und eine lermende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt seine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Pallaste waren geöffnet, und willkommen war jeder, der ihn glücklich pries. Unter diesem Gedränge nun —“

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauer der Erwartung hemmte unsern Odem —

„Unter

„Unter diesem Gedränge also, fuhr er fort, ließ mich derjenige, welcher zunächst an mir saß, einen Franziskanermönch bemerken, der unbeweglich wie eine Säule stand, langer hagrer Statur und aschbleichen Angesichts, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche rings herum auf allen Gesichtern lachte, schien an diesem einzigen vorüber zu gehen, seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Büste unter lebenden Figuren. Das außerordentliche dieses Anblicks, der, weil er mich mitten in der Lust überraschte, und gegen alles, was mich in diesem Augenblick umgab, auf eine so grelle Art abstach, um so tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele, daß ich dadurch allein in den Stand gesetzt worden bin, die Gesichtszüge dieses Mönchs in der Physiognomie des Russen (denn Sie begreifen wohl schon, daß er mit diesem und Ihrem Armenier eine Person war) wieder zu erkennen, welches sonst schlechterdings unmöglich würde gewesen sein. Oft versucht' ich's, die Augen von dieser Gestalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen sie wieder darauf, und fanden sie jedesmal unverändert. Ich stieß meinen Nachbar an, dieser den seinigen, dieselbe Neugierde, dieselbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch störte sie nicht. Der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet.

tet. Einen jeden entsetzte diese Erscheinung, die junge Gräfinn allein fand ihren eigenen Kummer im Gesicht dieses Fremdlings wieder und hing mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstand in der Versammlung, der ihren Gram zu verstehen schien. Allgemach verlief sich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an stiller und verlohrner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern — und öder ward es, und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitsaal; der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engeren Kreis zusammen, der Mönch bleibt ungeladen in diesem engeren Kreis. Ich weiß nicht, woher es kam, daß niemand ihn anreden wollte; niemand redete ihn an. Schon drängen sich ihre weibliche Bekannte um die zitternde Braut herum, die einen bittenden Hülfe suchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiedert ihn nicht. Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreßte erwartungsvolle Stille — „Daß wir untereinander da so glücklich sind“ hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien. „Daß wir so glücklich sind, sagte er, und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!“

„Hast

„Hast du ihn denn geladen und er ist ausgeblieben? fragte der Mönch. Es war das erstemal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken sahen wir ihn an.“

„Ach! er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt, versetzte der Alte. Ehrwürdiger Herr, ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo ist todt.“

„Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen, fuhr der Mönch fort — Wer weiß, wie er aussehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letztenmal hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe.“

„Was soll das bedeuten? murmelte alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß mir das Haar anfing zu steigen.“

„Der Mönch war unterdessen zum Schenktisch getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff, und an die Lippen setzte — „Das Andenken unsers theuern Jeronymo!“ rief er. „Wer den Verstorbenen lieb hatte, thue mir's nach.“

„Woher ihr auch sein mögt, ehrwürdiger Herr, rief endlich der Marchese. Ihr habt einen theuern Nahmen genannt. Seid mir willkommen! — Kommt meine Freunde (indem er sich gegen uns kehrte und

die

die Gläser herumgehen ließ) laßt einen Fremdling uns nicht beschämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo!“

„Nie, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so schlimmen Muthe getrunken.“

„Ein Glas steht noch voll da — Warum weigert sich mein Sohn Lorenzo, auf diesen freundlichen Trunk Bescheid zu thun?“

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo!“ stammelte er, und schauernd setzte er's nieder.“

„Das ist meines Mörders Stimme, rief eine fürchterliche Gestalt, die auf einmal in unsrer Mitte stand, mit bluttriefendem Kleid und entstellt von gräßlichen Wunden.“

„Aber um das weitere frage man mich nicht mehr, sagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesicht. Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlassen, als ich die Augen auf die Gestalt warf, so wie jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode, Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Ritter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; niemand als der Geistliche war um den

Ster-

Sterbenden und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Paters versenkt, der seine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Mensch hat sie erfahren. Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gesträuche versteckt und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt durch einander störte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo sich dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del M**nte ist erloschen, und in einem Kloster, ohnweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.“

„Sie sehen nun, fuhr der Sicilianer fort, als er sah, daß wir noch alle stumm und betreten standen und niemand das Wort nehmen wollte, Sie sehen nun, worauf sich meine Bekanntschaft mit diesem Russischen Offizier, oder diesem Franziskanermönch, oder diesem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Ursache gehabt, vor einem Wesen zu zittern, das sich mir zweimal auf eine so schreckliche Art in den Weg warf.“

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage, sagte der Prinz und stand auf. Sind Sie in Ihrer Erzählung über alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig gewesen?“

„Ich weiß nicht anders, versetzte der Sicilianer.“

„Sie haben ihn also wirklich für einen rechtschaffenen Mann gehalten?“

„Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich,“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?“

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht gesagt, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut, sagte der Prinz, an der Glocke ziehend und im Begriff wegzugehen. Und den Geist des Marquis von Lanoy, (fragte er, indem er noch einmal zurückkam) den dieser Russe gestern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie also für einen wahren und wirklichen Geist?“

— — — „Ich kann ihn für nichts anders halten.“

„Kommen Sie, sagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. Wir sind fertig, sagte er zu diesem. Sie, mein Herr, sollen weiter von mir hören.“

Die Frage, gnädigster Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie selbst thun, sagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren.

waren. Halten Sie diesen zweiten Geist für den wahren und ächten?

„Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr.“

Nicht mehr? Also haben Sie es doch gethan?

„Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen lassen, dieses Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

Und ich will den sehen, rief ich aus, der sich unter diesen ähnlichen Umständen einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, diese Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von diesem Armenier erzählt hat, sollte sich der Glaube an seine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat? fiel mir der Prinz mit Ernsthaftigkeit in's Wort. Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem solchen zu thun gehabt haben?“

Nein, sagte ich. Aber sollte deßwegen sein Zeugniß —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — gesetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und gesunde Vernunft

nicht in Anschlag kommen. Verdient ein Mensch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu seinem Handwerk gemacht hat, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitsliebe selbst sich erst reinigen muß? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menschenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben so, als wenn ich einen gebrandmarkten Böswicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie bescholtene Unschuld zu klagen."

Aber was für Gründe sollte er haben, einem Manne, den er so viele Ursachen hat zu hassen, ein so glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich diese Gründe auch nicht einsehe, soll er sie deßwegen weniger haben? Weiß ich, in wessen Solde er mich belog? Ich gestehe, daß ich das ganze Gewebe seines Betrugs noch nicht ganz durchschaue; aber er hat der Sache, für die er streitet, einen sehr schlechten Dienst gethan, daß er sich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch schlimm'res — entlarvte."

Der Umstand mit dem Ringe scheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er ist mehr als das, sagte der Prinz, er ist entscheidend. Diesen Ring empfing er von dem Mör-

der

der und er mußte in demselben Augenblicke gewiß sein, daß es der Mörder war. Wer als der Mörder konnte dem Verstorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieser gewiß nie vom Finger ließ? Uns suchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er selbst von dem Ritter getäuscht worden und als ob er geglaubt hätte ihn zu täuschen. Wozu diesen Winkelzug, wenn er nicht selbst bei sich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er sein Verständniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung ist offenbar nichts als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preis zu geben für gut fand. Und ich sollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehen Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beschuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Mißklang betrat?"

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, sagte ich. Aber die Erscheinung, die wir gestern sahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir, versetzte der Prinz, ob ich gleich in Versuchung gerathen bin, einen Schlüssel dazu ausfündig zu machen."

Wie? sagte ich.

„Erinnern Sie Sich nicht, daß die zwote Gestalt, sobald sie herein war, auf den Altar zuging, das Crucifix in die Hand faßte, und auf den Teppich trat?“

So schien mir's. Ja.

„Und das Crucifix, sagt uns der Sicilianer, war ein Conductor. Daraus sehen Sie also, daß sie eilte, sich elektrisch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte also nicht anders, als unwirksam bleiben, weil der elektrische Schlag seinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte dieses seine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf sie abschoß und welche wir langsam auf dem Altar rollen hörten?

„Wissen Sie auch gewiß, daß es die abgeschossene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette oder der Mensch, der den Geist vorstellte, so gut umpanzert sein könnte, daß er schuß- und degenvest war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, w e r es war, der die Pistolen geladen.“

Es ist wahr, sagte ich, — und ein plötzliches Licht ging mir auf — Der Russe hatte sie geladen. Aber dieses geschah vor unsern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

„Und

„Und warum hätte er nicht sollen vorgehen können? Setzten Sie denn schon damals ein Mißtrauen in diesen Menschen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Untersuchten Sie die Kugel, eh' er sie in den Lauf brachte, die eben so gut eine queckſilberne oder auch nur eine bemahlte Thonkugel sein konnte? Gaben Sie Acht, ob er sie auch wirklich in den Lauf der Pistole, oder nicht nebenbei in seine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — gesetzt er hätte sie auch wirklich scharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinübernahm, und nicht vielmehr ein andres Paar unterschob, welches so leicht anging, da es niemand einfiel, ihn zu beobachten und wir überdieß mit dem Auskleiden beschäftigt waren? Und konnte die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie uns entzog, eine andre Kugel, womit sie auf den Nothfall versehen war, auf den Altar fallen lassen? Welcher von allen diesen Fällen ist der unmögliche?“

Sie haben Recht. Aber diese treffende Aehnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch sehr oft bei Ihnen gesehen, und in dem Geiste hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders sagen, als daß die Täuschung auf's höchste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sicilianer, nach einigen wenigen verstohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in sein Gemählde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte,

die Sie und mich hinterging, warum nicht um so viel mehr der Russe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Dose gemeint sei? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Karakteristische des Marquis in lauter solchen Gesichtszügen liegt, die sich auch im Groben nachahmen lassen — Wo bleibt dann das Unerklärbare in dieser ganzen Erscheinung?"

Aber der Inhalt seiner Worte? Der Aufschluß über Ihren Freund?

„Wie? Sagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geschichte zusammengesetzt habe? Beweis't dieses nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu fallen war? Ueberdieß klangen die Antworten des Geists so orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerspruch betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gauklers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besaß und von den Umständen nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte diese Gaukelei nicht noch geführt werden können?"

Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläuftig die Anstalten zu einem so zusammengesetzten Betrug von Seiten des Armeniers hätten sein müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so getreu nachzumahlen, als hier vorausgesetzt wird! Wie viele Zeit, diesen unterschobenen Geist so gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum gesichert war! Wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfodert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil sie stören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Russe nicht über eine halbe Stunde abwesend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde alles angeordnet werden, was hier nur das unentbehrlichste war? — Wahrlich, gnädigster Herr, selbst nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, würde einem Zwischenakt so viel Handlung aufgelastet, noch seinem Parterre einen so starken Glauben zugemuthet haben.

„Wie, Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, daß in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können?“

In der That, rief ich, für so gut als unmöglich.

„Diese Redensart verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, daß ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hülfe seiner vielleicht eben so gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zu Stand bringen könne? Ist es geradezu undenkbar und abgeschmackt zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke seinen Helfershelfern weitläuftige Aufträge geben, weitläuftige und zusammengesetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders als eine hell eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Combination dieser Kräfte sich gefallen lassen?“

Wenn die Sache auch eine so kühne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehn, daß sie weit über unsre Begriffe geht.

„Beinahe

„Beinahe hätte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten, sagte der Prinz mit schalkhafter Munterkeit. Wie, lieber Graf? Wenn es sich, zum Beispiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieser halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer beinahe drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte."

Der Sicilianer, gnädigster Herr!

„Und womit beweisen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Gespenste nicht eben so vielen Antheil gehabt habe, als an dem ersten?"

Wie, gnädigster Herr?

„Daß er nicht der vornehmste Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß beide nicht mit einander unter einer Decke liegen?"

Das möchte schwer zu erweisen sein, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten Anschlag auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an demselben Orte begegneten, daß sich unter ihren bei-

der-

derseitigen Operationen eine so einstimmige Harmonie, ein so durchdachtes Einverständniß fände, daß einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe sich des gröbern Gaukelspiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er schuf sich einen Hektor, um sein Achilles zu sein. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeschickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte; um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuspähen; um sich durch diesen Versuch, der unbeschadet seines übrigen Planes verunglücken konnte, mit seinem Subjekte zu familiarisiren; kurz, um sein Instrument damit anzuspielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerksamkeit auf einer Seite vorsetzlich aufforderte und wach erhielt, sie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einschlummern zu lassen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünschte, daß sie auf Rechnung des Taschenspielers geschrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen."

Wie meinen Sie das?

„Lassen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute bestochen, um durch ihn gewisse geheime Nachrichten und — vielleicht gar Dokumente — zu erhalten,

ten, die zu seinem Zwecke dienen. Ich vermisse meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieses Menschen mit im Spiele sei? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter diese Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Ansehen scheitert, wenn ich die Quellen seiner Allwissenheit entdecke. Er schiebt also diesen Taschenspieler ein, der diesen oder jenen Anschlag auf mich haben muß. Von dem Dasein und den Absichten dieses Menschen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich also auch entdecken mag, so wird mein Verdacht auf niemand anders als diesen Gaukler fallen; und zu den Nachforschungen, welche ihm zu gute kommen, wird der Sicilianer seinen Nahmen geben. Dieses war die Puppe, mit der er mich spielen läßt, während daß er selbst, unbeobachtet und unverdächtig, mit unsichtbaren Seilen mich umwindet."

Sehr gut! Aber wie läßt es sich mit diesen Absichten reimen, daß er selbst diese Täuschung zerstören hilft und die Geheimnisse seiner Kunst profanen Augen preis giebt?

„Was sind es für Geheimnisse, die er mir preis giebt? Keines von denen zuverlässig, die er Lust hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat also durch

ihre

ihre Profanation nichts verloren — aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieser vermeintliche Triumph über Betrug und Taschenspielerei mich sicher und zuversichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachsamkeit nach einer entgegengesetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbestimmt umher schweifenden Argwohn auf Gegenständen zu fixiren, die von dem eigentlichen Ort des Angriffs am weitsten entlegen sind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder später, aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antrieb, den Schlüssel zu seinen Wundern in der Taschenspielerkunst aufsuchen würde. — Was konnte er beßres thun, als daß er sie selbst neben einander stellte, daß er mir gleichsam den Maßstab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künstliche Grenze setzte, meine Begriffe von den erstern desto mehr erhöhete oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch diesen Kunstgriff auf einmal abgeschnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!"

So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuschen wollte, schärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines so künstlichen Betrugs überhaupt sinken machte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Plans, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er

„Er hat sich in mir vielleicht geirret — aber er hat darum nicht weniger scharfsinnig raisonniret. Konnte er voraus sehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtniß bleiben würde, welches der Schlüssel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in seinem Plan, daß mir die Kreatur, deren er sich bediente, solche Blößen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sicilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — und doch ist es hauptsächlich dieser einzige Umstand, der mein Mißtrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein so zugespitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunstaltet werden? Sicherlich war es seine Meinung nicht, daß uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreierkone vorposaunen sollte — daß er uns jene Mährchen aufschüsseln sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So, zum Beispiel — mit welcher Stirne kann dieser Charlatan behaupten, daß sein Wunderthäter auf den Glockenschlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufheben müsse? Haben wir ihn nicht selbst um diese Zeit in unsrer Mitte gesehen?“

Das ist wahr, rief ich. Das muß er vergessen haben!

„Aber es liegt im Karakter dieser Art Leute, daß sie solche Aufträge übertreiben, und durch das Zu-

viel

viel alles verschlimmern, was ein bescheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte.“

Ich kann es dem ohngeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigster Herr, diese ganze Sache für nichts mehr, als ein angestelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zustand dieses Menschen, der uns selbst Erbarmen einflößte — alles dieses wäre nur eine eingelernte Rolle gewesen? Zugegeben, daß sich das theatralische Gaukelspiel auch noch so weit treiben lasse, so kann die Kunst des Akteurs doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten.

„Was das anbetrift, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick gesehen — Und waren wir in diesem Augenblicke kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieses Menschen prüfen, da uns der unsrige übermeisterte? Ueberdieß ist die entscheidende Krise, auch sogar eines Betrugs, für den Betrüger selbst eine so wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht so gewaltsame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraschung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erscheinung der Häscher —“

Eben

Eben diese, gnädigster Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen so gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloß zu stellen? Die Treue seiner Kreatur auf eine so bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?

„Dafür lassen Sie ihn sorgen, der seine Leute kennen muß. Wissen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verschwiegenheit dieses Menschen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet. — Wie viel wird es ihm wohl kosten, diesem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn?“ Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in diesem Stück nur zu sehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unserm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unsichtbar geworden sey.

„Und zu welchem Ende fragen Sie? Auf welchem andern Weg, als auf diesem gewaltsamen, konnte er dem Sicilianer eine so unwahrscheinliche und schimpfliche Beichte abfodern lassen, worauf es doch so wesentlich ankam? Wer als ein verzweifelter Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird sich entschließen können, so erniedrigende Aufschlüsse über sich selbst zu geben? Unter welchen andern Umständen hätten wir sie ihm geglaubt?“

Alles zugegeben, Prinz, sagte ich endlich. Beide Erscheinungen sollen Gaukelspiele gewesen sein, dieser Sicilianer soll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihn sein Principal einlernen ließ, beide sollen zu einem Zweck, mit einander einverstanden, wirken, und aus diesem Einverständniß sollen alle jenen wunderbaren Zufälle sich erklären lassen, die uns im Laufe dieser Begebenheit in Erstaunen gesetzt haben. Jene Prophezeihung auf dem Markusplatz, das erste Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts desto weniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüssel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflösung dieses einzigen verzweifeln?

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf, gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. Sagen Sie, was beweisen alle jenen Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taschenspiel darunter war? Jene Prophezeihung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Fassungskraft. Stünde sie einzeln da, hätte der Armenier seine Rolle mit ihr beschlossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit sie mich noch hätte führen können. In dieser niedrigen Gesellschaft ist sie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird sie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund,

(indem

(indem er seine Hand auf die meinige legte, und eine sehr ernsthafte Miene annahm) ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird keines Gaukelspiels bedürfen, oder er wird es verachten."

So endigte sich eine Unterredung, die ich darum ganz hieher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besiegen waren; und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er sich blind und unbesonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht alle — fährt der Graf von O*** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf seine Schwachheit herabsehen und im stolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieser glücklichen Vorbereitung demohngeachtet fallen sieht, wenn man den schwarzen Anschlag, vor dessen entferntester Annäherung ihn sein guter Genius warnte, nichts desto weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, so wird man weniger über seine Thorheit spotten, als über die Größe des Bubenstücks erstaunen, dem eine so wohlvertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Antheil haben, denn er, der

es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist geendigt, längst hat sich seine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor den auch bald die meinige treten wird — aber — man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuersten Freunds unfreiwillig fällt — aber zur Steuer der Gerechtigkeit schreib' ich es nieder: Er war ein edler Mensch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen, sich bethören ließ.

Bey

G. J. Göschen in Leipzig sind herausgekommen.

Schauspiele mit Chören von den Brüdern Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Auf deutsches Schreibepapier	1 Thlr. 16 Gr.
Auf holländisch Papier	2 Thlr.

Diese Schauspiele sind in des Herrn Hofrath Wielands Teutschem Merkur im Monat März 1787. angezeigt.

Der berühmte Nahme der Herren Verfasser überhebt uns einer umständlichen Aufzählung und Erörterung der vielen Vorzüge, welche diesen Schauspielen ihren Platz unter den merkwürdigsten Erscheinungen auf unserm Parnasse anweisen. Wer die Stolbergischen verschwisterten Musen kennt, – ein Umstand den wir bey allen Lesern des Merkurs mit Recht voraussetzen — der erwartet an diesen neuesten Proben ihrer Fruchtbarkeit was wir an denselben wirklich gefunden haben, — ächten, angebohrnen, an der Quelle der Natur und der griechischen Kunst genährten Dichtergenius, Reichthum an neuen, durch Gegenstand, Zeichnung und Kolorit gleich anziehenden Gemählden, an feinen, kühnen und erhabenen Gedanken, an großen und herzerhebenden Gesinnungen, und endlich eine originelle, und beyden Dichtern, bey aller ihrer übrigen Verschiedenheit, gemeinschaftliche Diktion voll Energie und Schönheit. Um also unsre Leser in den Stand zu setzen, sich von den gegenwärtigen Schauspielen einen vorläufigen Begrif zu machen, kömmt es hier mehr auf eine kurze Charakteristik ihrer Art und Eigenthümlichkeit, als ihres Poetischen Verdienstes an.

Wenn man bedenkt, wie gern und mit wie vielem Rechte sich der wahre Genie seine eigene Bahn bricht, und wie mancher unbestimmte, willkührliche und eingeschränkte Begrif unsren gewöhnlichen Classifikationen der Dichtungsarten zum Grunde liegt; so wird man um so viel eher unsrer Versicherung glauben, daß wir nichts weniger als Tadel dabey im Sinne haben, wenn wir gestehen, daß wir diese dramatischen Gedichte auf keine der uns bisher bekannten Dichtungs-

tungsarten dieser Gattung zurückführen können. Die Chöre sind hier noch weit wesentlichere Bestandtheile, als sie es bey der alten griechischen Tragödie nur immer seyn konnten; sie sind gewissermaßen die Hauptfiguren an diesen dramatisch-lyrischen Gemählden, wobey Handlung und Dialog keine andre Bestimmung zu haben scheinen, als die Situationen vorzubereiten und herbeyzuführen, welche der Dichter zum Stoffe für die schönen Oden nöthig hat, die er seinen Chorsängern in den Mund legt. Unstreitig wird durch dieses Mittel der Ode, dem eigenthümlichsten und edelsten Produkte der lyrischen Kunst, ein viel weiteres Feld eröfnet, als sie bisher eingenommen hat. Der Odendichter, der vordem sich große und rührende Handlungen, die natürlichsten und reinsten Quellen dichterischer Begeisterung, zum Thema wählte, fand sich bey dieser Wahl immer auf Begebenheiten eingeschränkt, bey denen er voraussetzen konnte, daß sie seinen Lesern bekannt wären; und auch diese mißliche Voraussetzung, konnte ihn nie ganz von einer gewissen Aengstlichkeit befreyen, in welche ihn die Gefahr unverständlich zu werden versetzte, wenn er sich dem freyen Schwunge seiner Phantasie überlassen wollte. Er mußte wenigstens die Hauptumstände der Veranlassung, aus welcher seine Empfindungen hervorströmten, in ein Gedicht aufnehmen, welches nichts als den Strom der Empfindungen selbst enthalten sollte. Alle diese Unbequemlichkeiten fallen bey der erwähnten neuen Dichtungsart von selbst weg. Man kann ein jedes dieser Schauspiele für eine Reihe von Oden ansehen, welche aus lauter individuellen Situationen hergeleitet, sich auf eine einzige Hauptbegebenheit beziehen, und durch die dramatische Form in ein schönes Ganzes zusammengewebet sind. Diese Dichtungsart selbst unterscheidet sich übrigens von dem bekannten ernsthaften, oder höheren Singspiele vorzüglich dadurch, daß sie weder für die musikalische Komposition, noch für die Vorstellung auf dem Theater gemacht ist; man müßte denn die große Revolution in der Denkart und den Sitten unsrer Zeit für wahrscheinlich halten, welche nothwendig vorhergehen müßte, wenn die altgriechischen Schauspiele mit ihren Chören und übrigen Individualitäten für unser Parterre genießbar werden sollten. Wir halten es

für

für eine leicht zu erklärende Folge des vertrauten Umgan-
ges, den die edlen Verfaſſer von Jugend auf mit ihren
griechiſchen Geiſtesverwandten gepflogen haben, daß ſie
uns in ihren vortreflichen Werken nicht nur die unverwelk-
lichen Schönheiten, ſondern auch manche von denjenigen
Eigenthümlichkeiten ihrer Muſter aufſtellen, die in den
beſondern und vorübergehenden Umſtänden der Zeit und
des Ortes ihren Grund haben, und eben darum in keinem
andern Zeitalter und Klima gedeihen; aber freylich durch
die Magie der Gewohnheit Reitz genug für Männer er-
halten können, die durch ihr Lieblingsſtudium unvermerkt
zu Zeitgenoſſen und Landesleuten eines Sophokles ge-
worden ſind. Die Veranlaſſungen zu dieſer Bemerkung
haben ſich uns bey Durchleſung der vor uns liegenden
Schauſpiele öfter als bey den übrigen Schriften der Her-
ren Grafen angebothen. Allein wegen der Kürze unſres
Raumes führen wir nur Beyſpiele von ungewöhnlichen
Worten und Ausdrücken an, deren Sonderbarkeit uns
vorzüglich auffiel, und die ſich vielleicht mit Beyſpielen aus
den Idiotismen der griechiſchen Sprache belegen, aber ge-
wiß durch keine bekannte Analogie aus unſrer Mutterſprache
rechtfertigen laſſen. Hieher zählen wir die Hauptwörter:
Schimmerhals, Schreckenhand, Nervenarm, Roſen-
ſchaam, Frevelblut, Flehgebeth, Heilgeſang, Murmel-
quell, Murmelwellchen, Schaumgetöſe, Glutenofen
u. ſ. w. die Beywörter: ſternbeblümt, graunbelaſtet, ſchre-
ckenbewafnet, wogenumwölbt u. ſ. w. und endlich Re-
densarten; wie der Apfel des Kinns, das nardige Flech-
tenhaar; Ihr Weiber meines Bettes! der Lenden Frucht,
die Ferſe lecken u. ſ. w. Der Ausdruck Veilchenhaar
ſchien dem würdigen Herrn Verfaſſer ſelbſt einer Rechtferti-
gung, oder wenigſtens Erläuterung, zu bedürfen; er leitet
ihn daher in einer beſonderen Note von einem grtechiſchen
Beyſpiele ab. Allein ſchwerlich wird irgend ein teutſcher
Leſer mit dem Worte Veilchenhaar den Begrif verbinden,
den der Grieche mit dem Worte ιοπλοκαμος verbunden haben
mochte, und der ſich in den Ueberbleibſeln ſeiner nunmehr
todten Sprache nur errathen läßt. Und ſah ſich nicht der
Herr Graf ſelbſt genöthiget, ſich in der gedachten Note das

Veil-

Veilchen im Schatten zu denken, um nur einiger maßen den Contraſt zu mildern, der wirklich das einzige iſt, was einem bey der Vergleichung in die Augen ſpringt, die dieſer Metapher zum Grunde liegt? Eben dieſer (warum ſollen wir es nicht rund heraus ſagen?) zu weit getriebenen Gewiſſenhaftigkeit, womit das edle Brüderpaar beſchäftigt iſt griechiſche Art und Kunſt in ihrer ganzen Individualität wieder aufleben zu machen, ſchreiben wir die Beharrlichkeit bey der zwar bekannten, aber noch immer ſeltſam gebliebenen Orthographie der griechiſchen Nahmen zu, welche von ihren eifrigſten Vertheidigern ſelbſt durch nichts als durch die Abſicht, die griechiſche Ausſprache mit möglichſter Treue nachzuahmen, entſchuldiget werden kann. Allein wenn je der Sprachgebrauch ſeine Anſprüche durchgeſetzt hat: ſo wird er ſie im gegenwärtigen Falle durchſetzen, wo er nicht bloß ſeinen Eigenſinn, (dem ſich doch in ſo vielen andern Fällen jeder einzelne Schriftſteller, er mag noch ſo groß ſeyn, fügen muß) ſondern triftige Gründe, und unter andern das Beyſpiel aller europäiſchen Nationen von der Römer Zeiten bis auf die unſrigen herab, für ſich anzuführen hat. Recenſent geſteht übrigens offenherzig, daß er ſeine beſondern Urſachen habe, die vielleicht in einer ihm eigenen Schwäche liegen mögen, warum er den Worten Hümän, Häbä, Härä, Häraklä, Küpris u. ſ. w. ſo herzlichgram iſt; ihr widriger Anblick hat ihn um den reinen ruhigen Genuß mancher der ſchönſten Stellen gebracht! R.

Thalia.

Sechstes Heft.

I.

Iphigenie in Aulis.

übersetzt aus dem Euripides.

Personen:

Agamemnon.

Menelaus.

Achilles.

Clytemnestra, Agamemnons Gemahlinn.

Iphigenie, Agamemnons Tochter.

Ein alter Sclave Agamemnons.

Ein Bote.

Chor, fremde Frauen aus Chalcis, einer benachbarten Landschaft, die gekommen sind, die Kriegs- und Flottenrüstung der Griechen in Aulis zu sehen.

Die Scene ist das griechische Lager in Aulis, vor dem Zelt Agamemnons.

Erster

Erster Akt.

Erste Scene.

Agamemnon. Der alte Sclave.

Agamemnon ruft in das Zelt.

Hervor aus diesem Zelte, Greis.

Sclave
(indem er herauskommt)

Hier bin ich.
Was sinnst du neues, König Agamemnon?

Agamemnon.

Du wirst es hören. Komm.

Sclave.

Ich bin bereit.
Mein Alter flieht der Schlummer und noch frisch
sind meine Augen.

Agamemnon.

Das Gestirn dortoben!
wie heißts?

Sclave.

Du meinst den Sirius, der nächst
dem Siebensterne der Pleiaden rollt?
Noch schwebt er mitten in dem Himmel.

Agamemnon.

Auch
läßt noch kein Vogel sich vernehmen, kein
Geräusch des Meeres und der Winde. Stumm liegt
alles
um den Euripus her.

Sclave.

Und doch verlässest
du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
in Aulis herrscht und auch die Wachen sich
nicht rühren? König Agamemnon, komm.
Laß uns hineingehn.

Agamemnon.

Ich beneide dich,
und jeden Sterblichen beneid' ich, der
ein unbekanntes unberühmtes Leben
frey von Gefahren lebt. Weit weniger
beneid' ich den, den hohe Würden krönen.

Sclave.

Doch sind es diese, die das Leben zieren.

Agamemnon.

Zweideutge Zier! Verrätherische Hoheit!
dem Wunsche süß, doch schmerzhaft dem Besitzer!
Jezt ist im Dienst der Götter was versehn,
das uns das Leben wüste macht — Jezt ists
der

der Meinungen verhaßtes Mancherley,
die Menge, die es uns verbittert.

Sclave.

Herr
von einem Hochgewaltigen, von dir,
hör' ich das ungern. Hat denn Atreus nur
zu thränenlosen Freuden dich gezeuget?
O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,
bist du mit Lust und Leiden ausgestattet.
Du magst es anders wollen — also wollen es
die Himmlischen. Schon diese ganze Nacht
seh' ich der Lampe Licht von dir genährt,
den Brief, den du in Händen hast zu schreiben.
Du löschest das Geschriebne wieder aus,
jezt siegelst du den Brief und gleich darauf
eröfnest du ihn wieder, wirfst die Lampe
zu Boden, und aus deinen Augen bricht
ein Thränenstrom. Wie wenig fehlt, daß dich
nicht Herzensangst der Sinne gar beraubet!
Was drückt dich Herr? O sage mirs! Was ist
so außerordentliches dir begegnet?
Komm sage mirs. Du sagst es einem guten
getreuen Mann, den Tyndar deiner Gattinn
im Heurathsgut mit übermacht, den er
der Braut zum sichern Wächter mitgegeben.

Agamemnon.

Drei Jungfraun hat die Tochter Thestias
dem Tyndarus gebohren. Phöbe hieß
die Aelteste, die zweite Clytemnestra
mein Weib, die jüngste Helena. Es warben
um Helenas Besitz mit reichen Schätzen
die Fürsten Griechenlands und blutger Zwist
war von dem Heere der verschmähten Freier
dem Glücklichen gedroht. Lang zauderte,
dieß fürchtend, bang und ungewiß der König,
den Ehgemahl der Tochter zu entscheiden,
dieß Mittel sinnt er endlich aus. Es müssen
die Freier sich mit hohen Schwüren binden,
Trankopfer gießen auf den flammenden
Altar, und freundlich sich die Rechte bieten.
Ein fürchterlich Gelübd' entreißt er ihnen,
das Recht des Glücklichen — sei auch wer wolle
der Glückliche! — einträchtig zu beschützen,
Krieg und Verheerung in die beste Stadt
des Griechen oder des Barbaren, der
von Haus und Bette die Gemahlinn ihm
gewaltsam rauben würde, zu verbreiten.
Als nun gegeben war der Schwur, durch ihn
der Freier Sinn mit schlauer Kunst gebunden,
verstattet Tyndarus der Jungfrau, selbst
den Gatten sich zu wählen, dem der Liebe
gelinder Hauch das Herz entgegen neigte.

Sie

Sie wählt — o hätte nie und nimmermehr
so die Verderbliche gewählt! — sie wählt
den blonden Menelaus zum Gemahle.
Nicht lang, so läßt in Lacedämons Mauren,
in reichem Kleiderstaate blühend, blitzend
von Gold, im ganzen Prunke der Barbaren,
der junge Phrygier sich sehen, der,
wie das Gerücht verbreitet, zwischen drei
Göttinnen einst der Schöne Preis entschieden,
gibt Liebe und empfängt und flüchtet nach
des Ida fernen Triften die Geraubte.
Es ruft der Zorn des Schwerbeleidigten
der Fürsten alte Schwüre jezt heraus.
Zum Streite stürzt ganz Griechenland. In Aulis
versammelt sich mit Schiffen, Rossen, Wagen
und Schilden schnell ein fürchterlicher Mars.
Mich, des Erzürnten Bruder, wählen sie
zu ihrem Oberhaupt. Unselges Zepter,
wärst du in andre Hände doch gefallen!
Nun liegt das ganze aufgebotne Heer,
weil ihm die Winde widerstreben, müßig
in Aulis Engen. Unter fürchterlichen
Beängstigungen bringt der Seher Kalchas
den Götterspruch hervor, daß, wenn die Winde
sich drehn und Trojas Thürme fallen sollen,
auf Artemis Altar der Schützerinn
von Aulis, meine Iphigenia, mein Kind,

als Opfer bluten müsse; blutete
sie nicht, dann weder Fahrt, noch Sieg. Sogleich
erhält Thalthybius von mir Befehl
mit lautem Heroldsruf das ganze Heer
der Griechen abzudanken. Nimmermehr
will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.
Durch seiner Gründe Kraft und Erd' und Himmel
bewegend reißt der Bruder endlich doch
mich hin, das Gräßliche geschehn zu lassen.
Nun schreib' ich an die Königinn, gebiet'
ihr, ungesäumt zur Hochzeit mit Achill
die Tochter mir nach Aulis herzusenden.
Hoch rühm' ich ihr des Bräutigams Verdienst,
sie rascher anzutreiben, setz' ich noch
hinzu, es weigre sich Achill, mit uns
nach Ilion zu ziehn, bevor er sie
als Gattinn in sein Phthia heimgesendet.
In dieser fälschlich vorgegebnen Hochzeit
hab' ich des Kindes Opferung der Mutter
verhüllet. Außer Menelaus, Kalchas
und mir, weiß nur Ulyß um das Geheimniß.
Doch was ich damals schlimm gemacht, mach' ich
in diesem Briefe wieder gut, den du
im Dunkel dieser Nacht mich öfnen und
versiegeln hast gesehen — Nimm! Und gleich
damit nach Argos! — Halt — Der Königinn
und meinem Hause, weiß ich, warst du stets

mit

mit Treu und Redlichkeit ergeben. Was
verborgen ist in dieses Briefes Falten,
will ich mit Worten dir zu wissen thun.
(er liest)
„Gebohrene der Leda, meinem ersten
„send' ich dieß zweite Schreiben nach" —
(er hält inne)

Sclave.

Lies weiter,
verbirg mir ja nichts Herr, daß meine Worte
mit dem Geschriebenen gleich lauten.

Agamemnon (fährt fort zu lesen)

„Sende
„die Tochter nicht zum wogensichern Aulis
„Euböas Busen. Die Vermählung bleibt
„gelegeneren Tagen aufgehoben."

Sclave.

Und glaubst du daß der heftige Achill,
den du die Gattinn wieder nimmst, nicht gegen
die Königinn und dich in wilder Wuth
ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
Gefahr — Sag an, was hast du hier beschlossen?

Agamemnon.

Unwissend leiht Achill mir seinen Nahmen,
verborgen wie der Götterspruch ist ihm

die vorgegebne Hochzeit. Ihm also
raubt dieses Opfer keine Braut.

Sclave.

O König
ein grausenvolles Unternehmen ists,
in das du dich verstricket hast. Du lockest
die Tochter, als des Göttinnsohnes Braut
ins Lager her, und deine Absicht war
den Danaern ein Opfer zuzuführen.

Agamemnon.

Ach meine Sinne hatten mich verlassen! — Götter!
Versunken bin ich in des Jammers Tiefen!
Doch eile! Lauf! Nur jezt vergiß den Greis.

Sclave.

Herr, fliegen will ich.

Agamemnon.

Laß nicht Müdigkeit
nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
im Schatten der Gehölze dich verweilen.

Sclave.

Denk besser von mir König.

Agamemnon.

Gib besonders
wohl Acht, wo sich die Straßen scheiden, ob
nicht etwa schon voraus ist zu den Schiffen

der

der Wagen der sie bringen soll. Es ist
gar etwas schnelles, wie die Räder laufen.

Sclave.

Sei meiner Wachsamkeit gewiß.

Agamemnon.

Ich halte
dich nun nicht länger. Eil' aus diesen Grenzen —
und — hörst du — trift sichs, daß dir unterwegs
der Wagen aufstößt, o so drehe du,
du selbst die Rosse rückwärts nach Mycene.

Sclave.

Wie aber — sprich — wie find' ich Glauben bei
der Jungfrau und der Königinn?

Agamemnon.

Nimm nur
das Siegel wohl in Acht auf diesem Briefe.
Hinweg. Schon färbt die lichte Morgenröthe
den Himmel weiß und flammenwerfend steigen
der Sonne Räder schon herauf — Geh, nimm
die Last von meiner Seele!

(Sclave geht ab)

Ach, daß keiner
der Sterblichen sich selig nenne, keiner
sich glücklich bis ans Ende! — Leidenfrey
ward keiner noch gebohren!

(er geht ab.)

Zwischen-

Zwischenhandlung.

Chor tritt auf.

Aus Chalcis, meiner Heimat, bin ich gezogen,
die mit Meeran treibenden Wogen
die ruhmreiche Arethusa benetzt.
Ueber den Euripus hab' ich gesetzt,
der Griechen herrliche Schaaren zu sehen,
und die Schiffe am lebendigen Strand,
die so rasch und gelehrig sich drehen
unter dieser Halbgötter Hand.

In der Trojer fernes Land
folgen sie, wie ich daheim erfahren,
Agamemnons fürstlichem Haupt,
und dem Bruder mit den blonden Haaren,
heimzuführen, die der Phrygier geraubt,
Helena vom Ufer der Barbaren.
Von des Eurotas schilfreichem Strand
führte sie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
ringend mit der göttlichen Athene
und mit Hären um den Preis der Schöne
Cypria das schöne Weib versprach.

Antistrophe.

Antistrophe.

Ich bin durch die heiligen Hayne gegangen,
wo sie Dianen mit Opfern erfreun,
junge Glut auf den schaamhaften Wangen
mischt' ich mich in die kriegrischen Reyhn,
an des Lagers eisernen Schätzen
an der Schilde furchtbarer Wehr'
meinen bewundernden Blick zu ergötzen,
an der Rosse streitbarem Heer.

Erst sah ich die tapfern Zeltgenossen
der Ajaxe Heldenpaar, vereint
mit Protesilas dem Freund,
auf den Sitzen friedlich hingegossen;
des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!
An des Würfels wechselndem Glück
labte sich der Helden Blick.

Gleich nach diesen sah ich Diomeden,
Ares tapfern Sprößling Merion,
und Poseidons Enkel Palameden
und Laertes listenreichen Sohn,
seiner Felsenithaka entstiegen
Nireus dann, den schönsten aus dem Zug,
an des Discus mannichfachem Flug
lustig sich vergnügen.

Epode.

Epode.

Auch der Thetis Sohn hab' ich gesehen
den der weise Chiron auferzog,
raschen Laufes, wie der Winde Wehen,
mit Erstaunen hab' ichs angesehen,
wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
schwergeharnischt mit geschwinden Solen
eines Wagens Flug zu überhohlen
den die Schnelle von vier Rossen zog.
Uebergoldet waren ihre Zügel,
Bunte Schenkel, gelbes Mähnenhaar
schmückten das Gespann auf jedem Flügel,
weißgeflecket war das Deichselpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
trieb die Renner Pheres König an,
aber immer dicht an ihren Hufen,
gieng des waffenschweren Läufers Bahn.

Zweite Strophe.

Jezt sah ich — ein Schauspiel zum Entzücken!
ihrer Wimpel zahlenloses Wehn,
Nein, kein Mund vermag es auszudrücken,
was mein weiblich Auge hier gesehn.

Funfzig Schiffe tapfrer Myrmidonen —
Zevs glorreicher Enkel führt sie an —
zieren rechts der Flotte schönen Plan.
Auf erhabenem Verdecke thronen
Zeichen des unsterblichen Peliden,
goldne Nereiden.

Zweite Antistrophe.

Funfzig Schiffe zählt' ich, die, regieret
von Capaneus und Mecistens Sohn,
der Argiver Mars herangeführet.
Sechzig führt zum Streit nach Ilion
Theseus Sohn von der Athener Küste,
Pallas mit geflügeltem Gespann
ist ihr Zeichen — auf der Wasserwüste
eine Helferinn dem Steuermann!

Dritte Strophe.

Der Böoten funfzig Schiffe kamen,
kenntlich an des Stifters Schlangenbild.
König Leitus, aus der Erde Saamen,
bringt sie aus dem phocischen Gefild.
Funfzig Schiffe führte der Oilide,
Ajax, aus der Lokrier Gebiete.

Dritte Antistrophe.

Von Mycene kam mit hundert Masten
Agamemnon, Atreus Sohn,
seinen Scepter theilend mit Adrasten,
dem Gewaltigen von Sicyon.
Treu und dienstlich seines Freundes Harme
folgt' auch er der Griechen Heldenzug,
heimzuhohlen, die in Räubers Arme
des geflohnen Hymens Freuden trug.
Nestors Flotte hab ich jezt begrüßet;
Alpheus schönen Stromgott sieht man hier,
der die Heimat nachbarlich umfließet,
Oben Mensch und unten Stier.

Dritte Epode.

Mit zwölf Schiffen schließt an die Achäer
Guneus, Fürst der Enier sich an.
Elis Herrscher folgen, die Epeer,
des Eurytus Scepter unterthan.
Von den Echinaden, wo zu wagen
keine Landung, führt der Taphen Macht,
die das Meer mit weißen Rudern schlagen,
Meges, Sohn des Phyleus, in die Schlacht.
Beide Flügel bindend, schließt der Telamone,
den die stolze Salamis gebahr,
mit zwölf Schiffen — dieses Zuges Krone.
So erfragt' ichs, und so nahm ichs wahr.

Dieses Volk, im Ruderschlag erfahren,
mit Verwundrung hab' ich's nun erblickt.
Weh' dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
das die Parze ihm entgegenschickt!
In die Bucht der väterlichen Laren
hoffe keines freudig einzufahren!

Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge,
(vieles wußt' ich schon) hab' ich gesehn,
die Erinnerung an diese Dinge,
nimmer, nimmer wird sie mir vergehn.

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Menelaus. Der alte Sclave
(kommen in heftigem Wortwechsel.)

Sclave.

Das ist Gewalt! Gewalt ist das! du wagest,
was du nicht wagen sollst Atride!

Menelaus.

Geh!
das heißt zu treu an seinem Herrn gehandelt.

Sclave.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

Menelaus.

Du sollst
mir heulen Alter, thust du deine Pflicht
nicht besser.

Sclave.

Du hast keine Briefe zu
erbrechen, die ich trage.

Menelaus.

Du hast keine
zu tragen, die ganz Griechenland verderben!

Sclave.

Sclave.

Das mache du mit andern aus. Mir gib den Brief zurücke.

Menelaus.

Nimmermehr.

Sclave.

Ich lasse nicht eher ab —

Menelaus.

Nicht weiter, wenn dein Kopf nicht unter meinem Scepter bluten soll.

Sclave.

Mag's! Es ist ehrenvoll für seinen Herrn zu sterben.

Menelaus.

Her den Brief! Dem Sclaven ziemen so viele Worte nicht.

(er entreißt ihm den Brief.)

Sclave (rufend.)

O mein Gebieter! Gewalt, Gewalt geschieht uns, Agamemnon. Gewaltsam reißt er deinen Brief mir aus den Händen. Menelaus will die Stimme der Billigkeit nicht hören, und entreißt mir deinen Brief.

Zweiter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Agamemnon.

Wer lermt so vor den Thoren? Was für ein unanständig Schreyn?

Sclave.

Mich Herr, nicht diesen mußt du hören *).

Agamemnon (zu Menelaus.)

Nun was schiltst du diesen Mann und zerrst ihn so gewaltsam herum?

Menelaus.

Erst sieh' mir in's Gesicht. Antworten werd ich nachher.

Agamemnon.

Ich — ein Sohn Atreus — soll etwa die Augen vor dir niederschlagen?

Menelaus.

Siehst du dieß Blatt, das ein verdammliches Geheimniß birgt?

Agamem=

*) Es muß angenommen werden, daß der Sclave sich hier zurück zieht oder auch ganz entfernt.

Agamemnon.

Gib es zurück, dann sprich.

Menelaus.

Nicht eher bis das ganze Heer erfahren,
wovon es handelt.

Agamemnon.

Was? Du unterfiengst dich,
das Siegel zu erbrechen? zu erfahren,
was nicht bestimmt war dir bekannt zu werden?

Menelaus.

Und, dich noch schmerzlicher zu kränken, sieh',
da deckt' ich Ränke auf, die du im stillen
verübtest.

Agamemnon.

Eine Frechheit ohne Gleichen!
Wo — o ihr Götter! — wo kam dieser Brief
in deine Hände?

Menelaus.

Wo ich deine Tochter
von Argos endlich kommen sehen wollte.

Agamemnon.

Wer hat zu meinem Hüter dich bestellt?
Ist das nicht frech?

Menelaus.

Ich übernahm es, weil's
mir so gefiel, denn deiner Knechte bin
ich keiner [1]).

Agamemnon.

Unerhörte Dreistigkeit!
Bin ich nicht Herr mehr meines Hauses?

Menelaus.

Höre.
Sohn Atreus. Festen Sinnes bist du nicht;
heut' willst du dieses, gestern war es jen's
und etwas anders ist es morgen.

Agamemnon.

Scharfklug
das bist du! Unter vielen schlimmen Dingen ist
das schlimmste eine scharfe Zunge.

Menelaus.

Ein schlimm'res ist ein wankelmüth'ger Sinn,
denn der ist ungerecht und undurchschaulich
den Freunden. Den Beweis will ich gleich führen.
Laß nicht, weil jezt der Zorn dich übermeistert,
die Wahrheit dir zuwider seyn. Groß Lob
erwarte nicht. Ist jene Zeit dir noch
erinnerlich, da du der Griechen Führer
in den Trojanerkrieg zu heissen brannteſt?

Sehr

Sehr ernstlich wünschtest du, was du in schlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühtest.
Wie demuthsvoll, wie kleinlaut warst du da!
Wie wurden alle Hände da gedrücket!
Da hatte, wer es nur verlangte, wer's
auch nicht verlangte, freien Zugang, freies
und ofnes Ohr bei Atreus Sohn! Da standen
geöfnet allen Griechen deine Thore!
So kaufte st du mit schmeichlerischem Wesen
den hohen Rang, zu dem man dich erhoben.
Was war dein Dank? Des Wunsches kaum gewährt,
sieht man dich plötzlich dein Betragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht, schwer hält's
nur vor dein Angesicht zu kommen, selten
erblickt man dich vor deines Hauses Thoren.
Die alte Denkart tauscht kein Ehrenmann
auf einem höhern Posten. Mehr als je,
hebt ihn das Glück, denkt seiner alten Freunde
der Ehrenmann, denn nun erst kann er ihnen
vergangne Dienste kräftiglich vergelten.
Sieh'! Damit fiengst du's an! das war's, was mich
zuerst von dir verdroß! Du kommst nach Aulis,
das Heer der Danaer mit dir. Der Zorn
der Himmlischen verweigert uns die Winde.
Gleich bist du weg. Der Streich schlägt dich zu
Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeduld,

der Schiffe müß'ge Last zurückgesandt,
in Aulis länger unnütz nicht zu rasten!
Wie kläglich stand es da um deine Feldherrnschaft!
Was für ein Leiden, keine tausend Schiffe
mehr zu befehligen, auf Trojas Feldern
nicht mehr der Griechen Schaaren auszubreiten!
Da kam man zu dem Bruder „Was zu thun?
Wo Mittel finden, daß die süße Herrschaft
und die erworbne Herrlichkeit mir bleib'?"
Es kündigt eine günst'ge Fahrt den Schiffen
der Seher Kalchas aus dem Opfer an,
wenn du dein Kind Dianen schlachtetest.
Wie fiel dir plötzlich da die Last vom Herzen!*)
gleich, gleich bist du's zufrieden, sie zu geben.
Aus freiem Antrieb, ohne Zwang (daß man
dich zwang, kannst du nicht sagen) sendest du
der Königinn Befehl, dir ungesäumt
zum hochzeitlichen Band mit Peleus Sohn
(so gabst du vor) die Tochter herzusenden.
Nun hast du plötzlich eines andern dich
besonnen, sendest heimlich widersprechenden
Befehl nach Argos; nun und nimmermehr
willst du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch ist die Luft, die jezo dich umgibt,
die nehmliche, die deinen ersten Schwur
vernommen. Doch so treiben es die Menschen!
Zu hohen Würden sieht man Tausende

aus

aus freier Wahl sich drängen, in vermeß'nen
Entwürfen schwindelnd sich versteigen, doch
bald legt den Wahn des Haufens Flattersinn,
und ihres Unvermögens stiller Wink
bringt schimpflich sie zum Widerruf. Nur um
die Griechen thut mir's leid, voll Hofnung schon
vor Troja hohen Heldenruhm zu erndten,
jezt deinetwegen, deiner Tochter wegen,
das Hohngelächter niedriger Barbaren!
Nein! eines Heeres Führung, eines Staates
Verwaltung sollte Reichthum nie vergeben.
Kopf macht den Herrn. Es sei der Erste Beste
der Einsichtsvolle! Er soll König seyn!

Chor.

Zu was für schrecklichen Gezänken kommt's,
wenn Streit und Zwist entbrennet zwischen Brüdern!

Agamemnon

Die Reih' ist nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun — ich will's
mit sanftern Worten thun, als du dem Bruder
zu hören gabst. Vergessen darf sich nur
der schlechte Mensch, der kein Erröthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon spricht aus deinem
entflammten Aug'? Was tobest du? Wer that
dir wehe? Wornach steht dein Sinn? Die Freuden
des Ehebettes wünschest du zurücke?

Bin ich's, der dir sie geben kann? Ist's recht,
wenn du die Heimgeführte schlecht bewährtest,
daß ich Unschuldiger es büßen soll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? — Wie aber nennst
du das, Vernunft und Billigkeit verhöhnen,
um eine schöne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! Eines schlechten Mannes Freuden
sind Freuden die ihm ähnlich sehn! Weil ich
ein rasches Wort nach beßrer Ueberlegung
zurücknahm, bin ich darum gleich rasend?
Ist's einer, wer ist's mehr als du, der wieder
zu haben die Abscheuliche, die ihm
ein gnäd'ger Gott genommen, keine Mühe
zu groß und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deinetwillen, meinst du, haben Tyndarn
durch tollen Schwur die Fürsten sich verpflichtet?
Der Hofnung süße Göttinn riß, wie dich,
die Liebestrunkenen dahin. So führe
sie denn zum Krieg nach Troja diese Helfer!
Es kommt ein Tag, schon seh' ich ihn, wo euch
des nichtigen, gewaltsam ausgepreßten
Gelübdes schwer gereuen wird. Ich werde
nicht Mörder seyn an meinen eignen Kindern.
Tret' immerhin, wie deine Leidenschaft es heischt,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füßen,
der Rächer einer Elenden zu seyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden gegen

mein

mein theures Kind, mein eigen Blut zu rasen —
Abscheulich! Nein! Das würde Nacht und Tag
in heissen Thränenfluten mich verzehren.
Hier meine Meinung, kurz und klar und faßlich.
Wenn du Vernunft nicht hören willst, so werd'
ich meine Rechte wissen zu bewahren.

Chor.

Ganz von dem jezigen verschieden klang,
was Agamemnon ehedem verheissen.
Doch welcher Billige verargt es ihm,
möcht' er des eignen Blutes gerne schonen?

Menelaus.

So bin ich denn — ich unglückseel'ger Mann!
um alle meine Freunde!

Agamemnon.

Fodre nicht
der Freunde Untergang — so werden sie
bereit seyn, dir zu dienen.

Menelaus.

Und woran
erkenn' ich, daß ein Vater uns gezeuget?

Agamemnon.

In allem, was du Weises mit mir theilest,
in deinen Rasereien nicht.

Mene-

Menelaus.

Es macht
der Freund des Freundes Kummer zu dem seinen.

Agamemnon.

Dring' in mich, wenn du Liebes mir erweisest,
nicht, wenn du Jammer auf mich häuf'st.

Menelaus.

Du könntest
doch der Achiver wegen etwas leiden!

Agamemnon.

In den Achivern raset, wie in dir,
ein schwarzer Gott.

Menelaus.

Auf deinen König stolz,
verräthst du Untheilnehmender den Bruder.
Wohlan! So muß ich andre Mittel suchen,
und andre Freunde für mich wirken lassen.

Dritter Auftritt.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Ich bringe sie — o König aller Griechen!
ich bringe, Hochbeglückter, dir die Tochter,
die Tochter Iphigenia. Es folgt
die Mutter mit dem kleinen Sohn, gleich wirst du
den

den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jezt haben sie, vom weiten Weg erschöpft,
am klaren Bach ausruhend sich gelagert,
auf naher Wiese gras't das losgebundene
Gespann. Ich bin vorausgeschritten, daß
du zum Empfange dich bereiten möchtest,
denn schon im ganzen Lager ist's bekannt,
sie sei's! — Kann deine Tochter still erscheinen?
Zu ganzen Schaaren drängt man sich herbei,
dein Kind zu sehn — Es sind der Menschen Augen
mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
was für ein andres Fest wird hier bereitet?
Rief König Agamemnon, nach der lang'
Abwesenden Umarmungen verlangend,
die Tochter in das Lager? Ganz gewiß,
versetzt ein Anderer, geschieht's, der Göttinn
von Aulis die Verlobte vorzustellen.
Wer mag der Bräutigam wohl seyn? — Doch eilt,
zum Opfer die Gefäße zu bereiten!
bekränzt mit Blumen euer Haupt!
(Zu Menelaus.)
Du ordne
des Festes Freuden an. Es halle von
der Saiten Klang und von der Füße Schlag
der ganze Pallast wieder. Siehe da
für Iphigenien ein Tag der Freude!

Aga=

Agamemnon zum Boten.

Laß es genug seyn. Geh'. Das übrige
sei in des Glückes gute Hand gegeben.

Bote geht ab.

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Menelaus. Chor.

Agamemnon.

Unglücklichster was nun? — Wen — wen bejammr' ich
zuerst? Ach bei mir selbst muß ich beginnen!
In welche Schlingen hat das Schicksal mich
verstrickt — ein Dämon, listiger als ich,
vernichtet alle meine Künste. Auch
nicht einmal weinen darf ich. Seliges Loos
der Niedrigkeit, die sich des süßen Rechtes
der Thränen freuet, und der lauten Klage!
Ach! das wird unser einem nie! Uns hat
das Volk zu seinen Sclaven groß gemacht.
Es ist unköniglich zu weinen — Ach
und hier nicht weinen, ist unväterlich!

Wie vor die Mutter treten? Was ihr sagen?
Wie ihr in's Auge sehen? — Mußte sie,
mein Elend zu vollenden, ungeladen
die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
der Mutter, das geliebte Kind der süßen

Ver-

Vermählung zuzuführen? — Nur zu sehr
Treuloser! hat sie dir gedient, da sie,
was sie auf Erden theures hat, dir liefert!

Und sie — die unglückselige Jungfrau —
Jungfrau?
Ach nein, nein! Bald wird Hades sie umfangen.
Erbarmungswürdige! Da liegt sie mir
zu Füßen — „Vater! Morden willst du mich?
Ist das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gebe Zevs, daß du und alles, was
du theures hast, nie eine beßre feire!“
Oreſt der Knabe steht dabei und jammert
unschuldig mit, unwissend was er weinet,
ach von dem Vater nur zu gut verstanden!
O Paris! Paris! Paris! Welchen Jammer
hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

Chor.

Er jammert mich der unglücksvolle Fürst.
So sehr ich Fremdling bin, sein Leiden geht mir nahe.

Menelaus.

Mein Bruder. Laß mich deine Hand ergreifen.

Agamemnon.

Da hast du sie. Du bist der Hochbeglückte,
ich der Geschlagene.

Mene-

Menelaus.

Bei Pelops, deinem
und meinem Ahnherrn, Bruder, und bei deinem
und meinem Vater Atreus sei's geschworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
mit dir, gerad' und offen, wie ich's meine.
Wie dir die Augen so von Thränen flossen,
da Bruder — sieh' ich will dir's nur gestehn!
da ward mein inn'res Mark bewegt, da konnt' ich
mich selbst der Thränen länger nicht erwehren.
Ich nehme, was ich vorhin sprach, zurück.
Ich will nicht grausam an dir handeln. Nein,
ich denke nunmehr ganz wie du. Ermorde
die Tochter nicht, ich selber rath' es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's
billig,
daß mir's nach Wunsche gienge, wenn du leidest?
Daß deine Kinder stärben, wenn die meinen
des Lichts sich freun? Um was ist mir's denn auch
zu thun? Laß sehn! Um eine Ehgenossinn?
Und find' ich die nicht aller Orten, wie's
mein Herz gelüstet? Einen Bruder soll ich
verlieren, um Helenen heimzuhohlen?
Das hieße Gutes ja für Böses tauschen!
Ein Thor, ein heisser Jünglingskopf war ich
vorhin, jezt, da ich's reifer überdenke,
jezt fühl' ich, was das heißt — sein Kind erwürgen!

Die

Die Tochter meines Bruders am Altar
um meiner Heurat willen hingeschlachtet,
nein, das erbarmt mich, wenn ich nur dran denke!
Was hat dein Kind mit dieser Helena
zu schaffen? Die Armee der Griechen mag
nach Hause gehn! Drum, lieber Bruder, höre
doch auf, in Thränen dich zu baden und
auch mir die Thränen in das Aug' zu treiben.
Will ein Orakel dn dein Kind — das hat
mit mir nichts mehr zu schaffen. Meinen Antheil
erlaß' ich dir. Es siegt die Bruderliebe.
Entsag' ich einem grausamen Begehren,
was hab' ich mehr als meine Pflicht gethan?
Ein guter Mann wird stets das Beßre wählen.

Chor.

Das nenn' ich brav gedacht und schön — und wie
man denken soll in Tantalus Geschlechte!
Du zeigst dich deiner Ahnherrn werth Atride!

Agamemnon.

Jezt redest du, wie einem Bruder ziemt.
Du überraschest mich. Ich muß dich loben.

Menelaus.

Lieb' und Gewinnsucht mögen oft genug
die Eintracht stören zwischen Brüdern. Mich
hat's jederzeit empört, wenn Blutsverwandte
das Leben wechselseitig sich verbittern.

Agamemnon.

Wahr!

Doch ach! Dieß wendet die entsetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.

Du mußt?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
zu morden?

Agamemnon.

Die versammelte Armee
der Griechen kann es.

Menelaus.

Nimmermehr, wenn du
nach Argos sie zurücke sendest.

Agamemnon.

Laß
auch seyn, daß mir's von dieser Seite glückte,
das Heer zu hintergehn — von einer andern —

Menelaus.

Von welcher andern? Allzusehr muß man
den großen Haufen auch nicht fürchten.

Agamemnon.

Bald
wird er von Kalchas das Orakel hören.

Mene-

Menelaus.

Laß dein Geheimniß mit dem Priester sterben,
nichts ist ja leichter.

Agamemnon.

Eine ehrbegier'ge
und schlimme Menschenart sind diese Priester.

Menelaus.

Nichts sind sie und zu nichts sind sie vorhanden.

Agamemnon.

Und — eben fällt mir's ein — was wir am meisten
zu fürchten haben — davon schweigst du ganz.

Menelaus.

Entdecke mir's, so weiß ich's.

Agamemnon.

Da ist ein
gewisser Sohn des Sisyphus — der weiß
schon um die Sache.

Menelaus.

Der kann uns nicht schaden!

Agamemnon.

Du kennst sein listig überredend Wesen,
und seinen Einfluß auf das Volk.

Menelaus.

Und was
noch mehr ist, seinen Ehrgeiz ohne Grenzen.

Agamemnon.

Nun denke dir Ulyssen, wie er laut
vor allen Griechen das Orakel offenbart,
das Kalchas uns verkündigt, offenbart,
wie ich der Göttinn meine Tochter erst
versprach und jezt mein Wort zurücke nehme.
Durch mächt'ge Rede reißt der Plauderer
das ganze Lager wüthend fort, erst mich,
dann dich und dann die Jungfrau zu erwürgen.
Laß euch nach Argos mich entkommen, mit
vereinten Schaaren fallen sie auf mich,
zerstören feindlich die Cyclopenstadt
und machen meinem Reiche dort ein Ende.
Du weißt mein Elend — Götter, wozu bringt
ihr mich in diesem fürchterlichen Drange!

Den einzgen Dienst noch, lieber Menelaus,
erweise mir — gehst du durch's Lager, suche
ja zu verhüten, daß der Mutter nicht
kund werde, was hier vorgehn soll, bevor
der Erebus sein Opfer hat — So bin ich
doch mit der kleinsten Thränensumme elend!
(zum Chor.)
Ihr aber, fremde Frau'n — Verschwiegenheit!
(Agamemnon und Menelaus gehen.)

Zweite Zwischenhandlung.

Chor.

Strophe.

Selig selig sei mir gepriesen,
dem an Hymens schaamhafter Brust
in gemäßigter Lust
sanft die Tage verfließen.

Wilde wüthende Triebe
weckt der reizende Gott.
Zweierlei Pfeile der Liebe
führt der goldlockigte Gott!

Jener bringt selige Freuden,
dieser mordet das Glück.
Reizende Göttinn, den zweiten
wehre vom Herzen zurück.

Sparsame Reize verleih' mir, Dione,
Keusche Umarmungen, heiligen Kuß,
deiner Freuden bescheidnen Genuß,
Göttinn! mit deinem Wahnsinn verschone!

Gegenstrophe.

Verschieden ist der Sterblichen Bestreben
und ihre Sitten mancherlei.
Doch eine That wird ewig leben,
genug, daß sie vortreflich sei.
Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
bildsame Herzen früh zur Tugend.

Wenn Schaam und Weisheit sich vereinen,
sieht man die Grazien erscheinen,
und Sittlichkeit, die fein entscheidet,
was ehrbar ist, und edel kleidet —
Das gibt den hohen Ruhm des Weisen,
der nimmer altert mit dem Greisen.

Groß ist's, der Tugend nachzustreben.
Das Weib dient ihr im stillen Leben
und in der Liebe sanftem Schooß.
Doch in des Mannes Thaten mahlen
sich prangend ihre tausend Stralen,
da macht sie Städt' und Länder groß [3]).

Epode.

O Paris! Paris! Wärest du geblieben,
wo du das Licht zuerst gesehen,
wo du die Heerde still getrieben,
auf Idas triftenreichen Höhn!

Dort

Dort lieſſeſt du auf grünem Raſen
die ſilberweiſſen Rinder graſen,
und buhlteſt auf dem phryg'ſchen Kiele
mit dem Olymp im Flötenſpiele,
und ſangeſt dein barbariſch Lied.
Dort war's, wo zwiſchen drei Göttinnen,
dein richterlicher Spruch entſchied.
Ach! der nach Hellas dich geführet
und in den glänzenden Pallaſt,
mit prächt'gem Elfenbein gezieret,
den du mit Raub entweihet haſt.
Helenens Auge kam dir da entgegen,
und liebewund zog ſie's zurück.
Helenen kam dein Blick entgegen
und liebetrunken zogſt du ihn zurück.
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte,
und führte der Griechen verſammeltes Heer,
bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
in Schiffen heran gegen Priamus Lande.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Chor.

(Man sieht von Weitem Clytemnestren und ihre Tochter noch im Wagen, nebst einem Gefolge von Frauen.)

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werft euren Blick!
Auf Clytemnestren, die Königlichgroße,
Tondars Tochter! — Wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom lieblichen Glück!
Ha diese Reichen — Wie göttliche Wesen
stehn sie vor armer Sterblichen Blick!
Stehet still! Sie steigen vom Sitze.
Kommt, sie mit Ehrfurcht zu grüßen! Zur Stütze
reicht ihnen freundlich die helfende Hand.
Empfanget sie mit erheiterter Wange,
schreckt mit keinem traur'gen Klange
ihren Tritt in dieses Land.
Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
soll der Fürstinn Antlitz bleichen,
fremd wie wir an Aulis Strand.

Zweiter Auftritt.

Clytemneſtra mit dem kleinen Oreſtes. Iphigenie. Gefolge. Chor.

Clytemneſtra.

(noch im Wagen, zum Chor.)

Ein glücklich Zeichen, ſchöne Hofnungen
und eines frohen Hymens Unterpfand,
dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mir
aus eurem Gruß und freundlichem Empfange.
So hebet denn die hochzeitlichen Gaben,
die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen,
und bringt ſie ſorgſam nach des Königs Zelt.
Du, meine Tochter, ſteige aus. Empfanget
ſie ſanft in euren jugendlichen Armen.
Wer reicht auch mir nun ſeines Armes Hülfe,
daß ich vom Wagenſitz gemächlich ſteige?

(zu ihren Sclavinnen.)

Ihr andern tretet vor das Joch der Pferde,
denn wild und ſchreckhaft iſt der Pferde Blick.
Auch dieſen Kleinen nehmet mit — Es iſt
Oreſtes, Agamemnons Sohn. Dein Alter
kann noch nicht von ſich geben, was es meinet.
Wie? Schläfſt du ſüſſes Kind? Der Knabe ſchläft,
des Wagens Schaukeln hat ihn eingeſchläfert.
Wach' auf mein Sohn zum Freudentag der Schweſter!

So groß du schon und edel bist geboren,
so höher wird der neue schöne Bund
mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gehe ja nicht weg,
daß diese fremden Frauen dort, die dich
an meiner Seite sehen, mir's bezeugen,
wie glücklich deine Mütter ist — Sieh' da!
Dein Vater! Auf ihn zu begrüßen!

Dritter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Iphigenie.

Wirst
du zürnen Mutter, wenn ich meine Brust
an seine Vaterbrust zu drücken ihm
entgegen eile?

Clytemnestra.

O mir über alles
verehrter König und Gemahl! — Hier sind
wir angelangt, wie du gebot'st.

Iphigenie.

O laß
mich nach so langer Trennung, Brust an Brust
geschlossen, dich umarmen, Vater! Laß
mich deines lieben Angesichts genießen!
Doch zürnen mußt du nicht.

Aga-

Agamemnon.

Genieß' es Tochter.
Ich weiß, wie zärtlich du mich liebst — du liebst
mich zärtlicher als meine andern Kinder.

Iphigenie.

Dich nach so langer langer Trennung wieder
zu haben — wie entzückt mich das mein Vater!

Agamemnon.

Auch mich — auch mich entzückt es. Was du sagst,
gilt von uns beiden.

Iphigenie.

Sei mir tausendmal
gegrüßt! Was für ein glücklicher Gedanke,
mein Vater, mich nach Aulis zu berufen.

Agamemnon.

Ein glücklicher Gedanke — Ach! das weiß
ich doch nicht —

Iphigenie.

Wehe mir! Was für
ein kalter freudenleerer Blick, wenn du
mich gerne siehst!

Agamemnon.

Mein Kind! Für einen König
und Feldherrn gibt's der Sorgen so gar viele!

Iphigenie.

Laß diese Sorgen jezt, und sei bei mir.

Agamemnon.

Bei dir bin ich und warlich nirgends anders!

Iphigenie.

O so entfalte deine Stirn'! Laß mich
dein liebes Auge heiter sehen.

Agamemnon.

Ich
entfalte meine Stirne. Sieh'! So lang'
ich dir ins Antlitz schaue bin ich froh.

Iphigenie.

Doch seh' ich Thränen deine Augen wässern.

Agamemnon.

Weil wir auf lange von einander gehn.

Iphigenie.

Was sagst du? — Liebster Vater, ich verstehe
dich nicht — ich soll es nicht verstehen!

Agamemnon.

So klug
ist alles, was sie spricht! — Ach! das erbarmt
mich desto mehr!

Iphi=

Iphigenie.

So will ich Thorheit reden, wenn das dich heiter machen kann.

Agamemnon.
(vor sich.)

Ich werde mich noch vergessen — — Ja doch meine Tochter — ich lobe dich — ich bin mit dir zufrieden.

Iphigenie.

Bleib' lieber bei uns Vater! Bleib' und schenke dich deinen Kindern!

Agamemnon.

Daß ich's könnte! Ach! Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünsche — das ist es eben, was mir Kummer macht.

Iphigenie.

Verwünscht sey'n alle Kriege, alle Uebel die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon

Dein Vater wird nicht der Letzte seyn, den sie verderben.

Iphigenie.

Wie lang' ist's nicht schon, daß du, fern von uns, in Aulis Busen müßig liegst!

Agamemnon.

Und auch
noch jezt sezt sich der Abfahrt meiner Flotte
ein Hinderniß entgegen!

Iphigenie.

Wo, sagt man,
daß diese Phryger wohnen Vater?

Agamemnon.

Wo —
Ach! wo der Sohn des Priamus nie hätte
geboren werden sollen!

Iphigenie.

Wie? So weit
schiff'st du von dannen, und verlässest mich?

Agamemnon.

Wie weit es auch seyn möge — Du, mein Kind,
wirst immer mit mir gehen! [4])

Iphigenie.

Wäre mir's
anständig, lieber Vater, dir zu folgen,
wie glücklich würd' ich seyn!

Agamemnon.

Was für ein Wunsch!
Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du
an deinen Vater denken wirst.

Iphi=

Iphigenie.

Reis' ich allein, mein Vater, oder von der Mutter begleitet?

Agamemnon.

Du allein. Dich wird kein Vater begleiten, keine Mutter.

Iphigenie.

Also willst du in ein fremdes Haus mich bringen lassen?

Agamemnon.

Laß gut seyn! Forsche nicht nach Dingen, die Jungfrauen nicht zu wissen ziemt.

Iphigenie.

Komm du von Troja uns recht bald und siegreich wieder!

Agamemnon.

Erst muß ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenie.

Das ist ein heiliges Geschäft, worüber du mit den Priestern dich berathen mußt.

Agamemnon.

Du wirst's mit ansehn, meine Tochter. Gar nicht weit vom Lecken wirst du stehn.

Iphigenie.

So werden
wir einen Reigen um den Altar führen?

Agamemnon.

Die Glückliche in ihrer kummerfreien
Unwissenheit! — Geh' jezt in's Vorgemach,
den Jungfraun dich zu zeigen.
(sie umarmt ihn.)
Eine schwere
Umarmung war das und ein bitt'rer Kuß!
Es ist ein langer Abschied, den wir nehmen.
O Lippen — Busen — blondes Haar! Wie
theuer
kommt dieses Troja mir und diese Helena
zu stehen! — Doch genug der Worte — Geh'!
Geh'! Unfreiwillig bricht aus meinen Augen
ein Thränenstrom, da dich mein Arm umschließet.
Geh' in das Zelt.
(Iphigenie entfernt sich.)

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Clytemnestra. Chor.

Agamemnon.

O Tochter Tyndars, wenn
du allzuweich mich fandest, sieh' dem Schmerz
des Vaters nach, der die geliebte Tochter

jezt

jezt zu Achillen scheiden sehen soll!
Ich weiß es. Ihrem Glück geht sie entgegen.
Doch welchen Vater schmerzt es nicht, die er
mit Müh und Sorgen auferzog, die Lieben,
an einen Fremden hinzugeben!

Clytemnestra.

Mich
soll man so schwach nicht finden. Auch der Mutter
— kommt's nun zur Trennung — wird es Thränen
kosten,
und ohne dein Erinnern — doch die Ordnung
und deiner Tochter Jahre heischen sie.
Laß auf den Bräutigam uns kommen. Wer
er ist, weiß ich bereits. Erzähle mir
von seinen Ahnherrn jezt und seinem Lande.

Agamemnon.

Aegina kennest du, Asopus Tochter.

Clytemnestra.

Wer freite sie, ein Sterblicher, ein Gott?

Agamemnon.

Zevs selbst, dem sie den Aeakus, den Herrscher
Oenopiens gebar.

Clytemnestra.

Wer folgte diesem
auf seinem Königsthrone nach?

Agamemnon.

Derselbe,
der Nereus Tochter freite, Peleus.

Clytemnestra.

Mit
der Götter Willen freit' er diese, oder
geschah' es wider ihren Rathschluß?

Agamemnon.

Zevs
versprach sie, und der Vater führte sie ihm zu.

Clytemnestra.

Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?

Agamemnon.

Die Hochzeit war auf dem erhabnen Sitze
des Pelion, dem Auffenthalte Chirons.

Clytemnestra.

Wo man erzählt, daß die Centauren wohnen?

Agamemnon.

Dort feierten die Götter Peleus Fest.

Clytemnestra.

Den jungen Sohn — hat ihn der Vater, oder
die Göttliche erzogen?

Agamemnon.

Sein Erzieher
war Chiron, daß der Bösen Umgang nicht
des Knaben Herz verderbe.

Clytemneſtra.

Ihn erzog
ein weiſer Mann! Und weiſer noch war der,
der einer ſolchen Aufſicht ihn vertraute.

Agamemnon.

Das iſt der Mann, den ich zu deinem Eidam
beſtimme.

Clytemneſtra.

An dem Mann iſt nichts zu tadeln.
Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?

Agamemnon.

Die Gränzen von Phthiotis, die der Strom
Apidanus durchfließt, iſt ſeine Heimat.

Clytemneſtra.

So weit wird er die Tochter von uns führen?

Agamemnon.

Das überlaß' ich ihm. Sie iſt die Seine.

Clytemneſtra.

Das Glück begleite ſie! — Wann aber ſoll
der Tag ſeyn?

Agamemnon.

Wenn der segensvolle Kreis
des Mondes wird vollendet seyn.

Clytemnestra.

Hast du
das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
der Göttinn schon gebracht?

Agamemnon.

Ich werd' es bringen.
Das Opfer ist es, was uns jezt beschäftigt.

Clytemnestra.

Ein Hochzeitmahl gibst du doch auch?

Agamemnon.

Wenn erst
die Himmlischen ihr Opfer haben werden.

Clytemnestra.

Wo aber gibst du dieses Mahl den Frauen?

Agamemnon.

Hier bei den Schiffen.

Clytemnestra.

Wohl. Es läßt sich anders
nicht thun. Ich seh's. Ich muß mich drein er-
geben.

Aga-

Agamemnon.

Jezt aber höre, was von dir dabei
verlangt wird — Doch, daß du mir ja willfahrest!

Clytemneſtra.

Sag' an, Du weißt, wie gern' ich dir gehorche.

Agamemnon.

Ich freilich kann mich an dem Orte, wo
der Bräutigam iſt, finden laſſen —

Clytemneſtra.

Was?

Ich will nicht hoffen, daß man ohne mich
vollziehen wird, was nur der Mutter ziemet.

Agamemnon.

Im Angeſicht des ganzen griech'ſchen Lagers
geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.

Clytemneſtra.

Und wo ſoll dann die Mutter ſeyn?

Agamemnon.

Nach Argos
zurückekehren ſoll die Mutter — dort
die Aufſicht führen über ihre Kinder.

Clytemneſtra.

Nach Argos? Und die Tochter hier verlaſſen?
Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?

Agamemnon.

Der Vater wird ſie tragen.

Clytemneſtra.

Nein, das geht nicht!
Du weißt, daß dir die Sitten dieß verbieten.

Agamemnon.

Daß ſie der Frau verbieten, in's Gewühl
von Kriegern ſich zu mengen, weiß ich.

Clytemneſtra.

Es heiſcht die Sitte, daß aus Mutterhänden
die Braut der Bräutigam empfange.

Agamemnon.

Sie heiſcht, daß deine andern Töchter in
Mycen der Mutter länger nicht entbehren.

Clytemneſtra.

Wohl aufgehoben und verwahrt ſind die
in ihrem Frauenſaal.

Agamemnon.

Ich will Gehorſam.

Clytem-

Clytemneſtra.

Nein!

Bei Argos königlicher Göttinn! Nein!
Du haſt dich weggemacht in's Ausland! Dort
mach' dir zu thun! [5]) Mich laß im Hauſe walten,
und meine Töchter wie ſich's ziemt vermählen.

(ſie geht ab.)

Agamemnon (allein.)

Ach! zu entfernen hofft' ich ſie! — Ich habe
umſonſt gehofft. Umſonſt bin ich gekommen.
So häuff' ich Trug auf Trug, berücke die,
die auf der Welt das Theuerſte mir ſind,
durch ſchnöde Liſt und alles ſpottet meiner!
Nun will ich gehn und was der Göttinn wohl
gefällt und mir ſo wenig Segen bringet,
und allen Griechen ſo belaſtend iſt,
vom Seher Kalchas näher auskundſchaften.
Wer's aber mit ſich ſelbſt gut meint, der nehme
ja eine Gattinn, die gefällig iſt
und ſanften Herzens — oder lieber keine!

(er geht ab.)

Drite Zwischenhandlung.

Chor.

Strophe.

Sie sehen des Simois silberne Strudel,
der griechischen Schiffe versammelte Macht;
mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
betreten sie Phöbus heilige Erde,
wo Kassandra mit wilder Gebärde
die Schläfe mit grünendem Lorbeer umlaubt,
das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
wallen läßt um das begeisterte Haupt,
wenn die Triebe des Gottes sie wechselnd beseelen.

Gegenstrophe.

Sie rennen auf die Mauern!
Sie steigen auf die Burg!
Sie erblicken mit Schauern,
hoch herunter von Pergamus Burg,
den unsre schnellen Schiffe brachten,
den fürchterlichen Gott der Schlachten,
der, in tönendes Erzt eingekleidet,
sich um den Simois zahllos verbreitet,
Helenen, die Schwester des himmlischen Paars
unter den Lanzen und krieg'rischen Schilden
heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

Epode.

Epode.

Einen Wald von eh'rnen Lanzen
seh' ich sie um deine Felsenthürme pflanzen,
Stadt der Phryger, hohe Pergamus!
Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
deine stolze Veste schleifen,
unglücksvolle Pergamus!
Da wird's Thränen kosten deinen Bräuten
und der Gattinn Priamus!

Wie wird nach dem geflohenen Gemahl
die Tochter Jovis jezt zurücke weinen!
Ihr Götter! solche Angst und Quaal,
entfernet sie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Lydierinn
den Busen jammernd schlagen,
und wird's der stolzen Phrygerinn
am Webestuhle klagen!

Ach! wenn nun die Sagen schallen,
daß die hohe Stadt gefallen,
die die Wehre meiner Heimat war!
Wer, wenn es herum erschollen,
schneidet wohl der Thränenvollen
von dem Haupt das schön gekämmte Haar?

Helene! die der hochgehalste Schwan
gezeuget — das hast du gethan!
Sei's nun, daß in einem Vogel
Leda, wie die Sage gieng,
Zevs verwandelte Gestalt umfieng,
Sei's, daß eine Fabel aus dem Munde
der Kamönen sehr zur schlimmen Stunde
das Geschlecht der Menschen hintergieng!

Die Fortsetzung im nächsten Heft.

II.

Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffs.

Werke der Begeisterung zu genießen, ist selbst in unserm Zeitalter kein gemeines Talent. Bei aller Empfänglichkeit für die feinern Schönheiten der Kunst fehlt es doch oft an einer gewissen Unbefangenheit, ohne die es ohnmöglich ist, sich ganz in die Seele des Künstlers zu denken. Zwar nähert sich in unsern Tagen die aesthetische Kritik einer größern Vollkommenheit, indem sie Achtung gegen die Freiheit des Genies mit Strenge gegen seine Nachlässigkeiten vereinigt. Aber in Ansehung des Stoffs haben nicht selten gerade die bessern Menschen die wenigste Nachsicht. Sie können oft durch nichts mit einem Kunstwerke ausgesöhnt werden, in welchem sie irgend ein Verstoß gegen Wahrheit oder Moralität beleidigt hat. Allein während daß sie selbst dadurch manche schätzbare Genüsse entbehren, erbittern sie zugleich den Künstler durch die Strenge ihrer Foderungen. Unwillig über die engen Gränzen, in die seine Thätigkeit eingeschränkt werden soll, behauptet er oft seine Freiheit bis zur Uebertreibung, und wagt es, einem Theile

des

des Publikums zu trotzen, den er zu gewinnen verzweifelt.

Schon dieß wäre Grund genug zu einer Revision der Begriffe, die bei jener wohlmeinenden Aengstlichkeit zum Grunde liegen, um wo möglich zwo Gattungen von Menschen, die nur durch Mißverstand entzweit werden konnten, einander näher zu bringen. Vornehmlich aber kommt hierbei das Interesse der Kunst in Betrachtung, das mit dem Interesse der Menschheit in genauerer Verbindung steht, als man gewöhnlich sich einbildet.

In Ansehung der Mannichfaltigkeit des Stoffs hat unter allen Künsten die Poesie den weitesten Umfang, und bei ihr scheint es daher am nöthigsten, den Künstler auf gewisse Rücksichten bei der Wahl seines Gegenstands aufmerksam zu machen. Auch hält man die gewöhnliche Ausartung der Beredsamkeit in Sophisterei für ein warnendes Beispiel, um einen ähnlichen Mißbrauch der dichterischen Talente zu verhüten. Und gleichwohl ist es eben ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Redner und Dichter, der diesen bei der Wahl seines Stoffs zu einer größern Freiheit berechtiget, als jenen.

In so fern der Redner zu belehren, zu überzeugen, durch Erweckung von Leidenschaften eine bestimmte

stimmte Absicht zu erreichen sucht, ist er kein Künstler. Er gebraucht die Sprache als Mittel zu einem besonderm Zwecke, nicht zu Darstellung seines Ideals. Die Kunst ist keinem fremdartigen Zwecke dienstbar. Sie ist selbst ihr eigner Zweck.

Die Wahrheit dieses Satzes kann freilich nicht eher einleuchten, als bis die jezt herrschenden Begriffe über die Bestimmung der Kunst durch edlere verdrängt werden. Noch immer ist ein großer Theil des Publikums in Verlegenheit, wenn vom Verdienste des Künstlers die Frage ist. Unter den allgemein anerkannten Bedürfnissen ist keines, für dessen Befriedigung er arbeitet, und das Vergnügen, wofür er bezahlt wird, möchte man nicht gern für den Zweck seines Daseyns erklären. Selbst unter denen, die die höhern Geisteskräfte des Virtuosen zu schätzen wissen, entsteht oft der Zweifel, ob es keine würdigere Anwendung dieser Kräfte gebe, als den Grillen des Luxus zu fröhnen. Daher die wohlgemeinten Versuche, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen, und die Würde der Kunst daourch zu erhöhen, daß man sie zur Predigerinn der Wahrheit und Tugend bestimmte. Aber ist denn wirklich ihr Werth davon abhängig, daß ihr eine beschränktere Sphäre angewiesen wird? Ist es so ausgemacht, daß sie zu ihrer Empfehlung eines entlehnten Verdienstes bedarf?

Unter

Unter die weniger bekannten, aber desto dringernden Bedürfnisse der Menschheit im Ganzen gehört die Erhaltung der Energie bei einem hohen Grade der Verfeinerung. So lange der Trieb zur Thätigkeit bei einer Nation nicht erschlafft, hat sie bei ihrer vollkommensten Ausbildung nichts zu besorgen. Es ist Vorurtheil, die Ausartung eines Volks für ein unvermeidliches Schicksal einer alternden Cultur anzusehen. Die Geschichte der ältern und neuern Zeiten belehrt uns, daß die erhabensten Verdienste neben den wildesten Ausschweifungen des Luxus bestehen konnten, und daß selbst eine sinkende Nation so lange aufrecht erhalten wurde, als der Keim der Begeisterung bei ihren edleren Bürgern noch nicht völlig erstickt war. Das untrüglichste Kennzeichen des Verfalls ist Trägheit — Mangel an Empfänglichkeit für die Freude, die eine gelingende Anstrengung durch sich selbst gewährt. Diese Trägheit ist mit einem gewissen Frohndienste sehr vereinbar, den die Furcht vor Mangel oder Schande auflegt, und für den man sich in Stunden der Ruhe durch unthätiges Schwelgen zu entschädigen sucht. Der verzärtelte Mensch will seinen Genuß auf dem kürzesten Wege erlangen; er will ärndten, wo er nicht gesäet hat. Höhere Freuden, die nur durch Aufopferung oder Arbeit erkauft werden können, reizen ihn nicht, und dieß ist der Grund, warum er an innerm

Gehalte

Gehalte nicht in dem Verhältnisse gewinnt, wie sich der Reichthum seiner Ideen vermehrt. Es fehlt ihm an Kraft, diese Nahrung des Geistes zu verarbeiten. Der höchste Grad dieser Erschlaffung ist ein hektischer Zustand, ein allmähliges Absterben alles wahren Verdienstes. Aber nicht immer ist dieß Uebel unheilbar. Der Mensch ist oft schwach, weil er seine Kräfte nicht kennt. Er entbehrt oft die höhern Freuden, weil er sie niemals gekostet hat. Ihn zum Gefühl seines Werths zu erheben, und ihm durch würdigere Genüsse die niedrigen Befriedigungen der Eitelkeit und thierischen Sinnlichkeit zu verekeln, ist das wichtigste Geschäft der ächten Ausbildung, ohne welches alle übrige Cultur nur Flitterstaat ist. Und hier zeigt sich das wahre Verdienst der Kunst in seiner Größe. Sie erscheint in einer ehrwürdigen Gesellschaft — an der Seite der Religion und des Patriotismus.

Was diese drei mit einander gemein haben, ist die Bestimmung, Leidenschaft zu veredeln, ein Ziel, dessen sie sich nicht schämen dürfen. Der Mensch ist zu abhängig von den Gegenständen, die ihn umgeben, um der erhabenen Ruhe fähig zu seyn, die nur der Gottheit eigen ist. Leidenschaften waren von jeher ein Bedürfniß der Menschheit, und werden es auch in ihrem vollkommensten Zustande bleiben. Sie haben die schlummernden Keime der

edelsten

edelsten Thätigkeit entwickelt, und dieß ist ein reichlicher Ersatz für alle unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen. Sie waren die Stufe, auf der der sinnliche Mensch sich von der Sklaverei der thierischen Triebe zu einer höhern Vollkommenheit emporschwang, und noch jezt rächen sie oft ihre Verachtung an dem, der sich reiner Geist genug zu seyn dünkt, um ihrer entbehren zu können.

Die wohlthätigen Wirkungen des religiösen und bürgerlichen Enthusiasmus sind einleuchtend, und daß beide zuweilen in Schwärmerei ausarten, benimmt ihrem Werthe nichts. Licht und Wärme im glücklichsten Verhältnisse bleiben immer das Ideal der menschlichen Vollkommenheit. Weniger gefährlich von dieser Seite ist indessen der ästhetische Enthusiasmus oder das verfeinerte Kunstgefühl, weil man ihm gerade das kräftigste Gegenmittel wider dergleichen Ausschweifungen, die Bildung des Geschmacks, zu verdanken hat. Aber zugleich sind die Wirkungen der Kunst auch weniger glänzend. Ihr Einfluß äußert sich oft erst in den entferntesten Folgen, und dieß ist der Grund, warum man so oft ihren Werth verkennt, und es beinahe zur Toleranz gegen den Künstler für nöthig hält, ihn irgend ein anerkannt-nützliches Geschäft anzuweisen.

Nicht

Nicht in der Würde des Stoffs, sondern in der Art seiner Behandlung zeigt sich das Verdienst des Künstlers. Die Begeisterung, welche in ihm durch sein Ideal sich entzündet, verbreitet ihren wohlthätigen Strahl in seinem ganzen Wirkungskreise. Wer ihn zu genießen versteht, fühlt sich emporgehoben über das Prosaische des alltäglichen Lebens, in schönere Welten versezt, und auf einer höhern Stufe der Wesen. Und daß dieser Zustand nicht immer bloß ein augenblicklicher Schwung ist, daß der Nachhall dieser Empfindungen noch oft in der wirklichen Welt fortdauert, ist der Grund, warum eine Veredlung der Menschheit durch Kunst möglich ist. Was sie zu leisten vermag, besteht nicht bloß in der Gewöhnung an höhern Lebensgenuß. Die schönste Wirkung der Kunst ist die edle Schaam, das Gefühl seiner Kleinheit, das einen Menschen von Kopf und Herz bei Betrachtung jedes Meisterstücks so lange verfolgt, bis es ihm selbst gelungen ist, in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn.

Begeisterung ist die erste Tugend des Künstlers und Plattheit seine größte Sünde, für die er auch um der besten Absichten willen keine Vergebung erwarten darf. Er verfehlt seine Bestimmung, wenn er, um irgend einen besondern moralischen Zweck zu befördern, eine höhere ästhetische Vollkommenheit

aufopfert. Sein Geschäft ist Darstellung des Großen und Schönen der menschlichen Natur. Auch wo sein Stoff von einer andern Gattung zu seyn scheint, sind es doch nicht die Gegenstände selbst, welche er schildert, sondern ihr Eindruck auf einen glücklich organisirten Kopf, die Art, wie sie in einer großen oder schönen Seele sich im Momente der Begeisterung spiegeln. Besonders ist es das eigenthümliche Verdienst der Dichtkunst, die Anschauung menschlicher Vortrefflichkeit möglichst zu vervielfältigen. Es gibt aber interessante Seiten der menschlichen Natur auch außerhalb der Gränzen der Wahrheit und Moralität. Es gibt einen ästhetischen Gehalt, der von dem moralischen Werthe unabhängig ist.

Betrachtet man den Menschen in Verbindung mit der ihn umgebenden Natur, seine Begriffe und Meinungen im Verhältniß mit der Beschaffenheit der Dinge selbst, seine Art zu handeln in Beziehung auf andere empfindende Wesen, so läßt sich kein anderer Maßstab seines Werths denken, als Weisheit und Tugend. Aber dieser Gesichtspunkt ist nicht der einzige. Die Summe von Ideen, Fertigkeiten, Anlagen und Talenten, die in jedem einzelnen Menschen vorhanden ist, hat einen für sich bestehenden Werth, auch wenn auf den Gebrauch derselben gar keine Rücksicht genommen wird. Bei dieser Schätzung wird der

Mensch

Mensch isolirt, und sein innerer Gehalt, wodurch er sich von andern einzelnen Wesen unterscheidet, von seinem relativen Werthe abgesondert, auf den er als Glied eines größern oder kleineren Ganzen Anspruch machen kann. Aus der Verwechselung dieser Begriffe entsteht das Unbefriedigende in den gewöhnlichen Theorien vom Verdienste, und eben so wichtig ist dieser Unterschied bei der Frage, in wie fern es dem Künstler erlaubt ist, die Gränzen der Wahrheit und Moralität zu überschreiten.

Irrthum und Laster sind an sich selbst kein Gegenstand der Kunst, wohl aber der eigenthümliche Gehalt, der auch durch die Fehler und Ausschweifungen eines vorzüglichen Menschen hindurch schimmert. Es gibt Thorheiten und Verbrechen, die eine Vereinigung von außerordentlichen und an sich sehr schätzenswerthen Eigenschaften des Kopfes und Herzens voraussetzen. Durch diese Mischung von Licht und Schatten entsteht eine Gattung von Gegenständen, die sich besonders der tragische Künstler am ungernsten versagen würde, weil oft seine erschütterndste Wirkung gerade von einem solchen Contraste abhängt. Auch hat man hierin vorzüglich den dramatischen und epischen Dichtern mehr Freiheit einräumen müssen, wenn sie nicht bloß abstrakte Begriffe personificiren, sondern lebendige Menschen mit bestimmten Umrissen darstellen

sollten. Strenger beurtheilt man aber in dieser Rücksicht gewöhnlich den lyrischen Dichter, ohngeachtet er sich vom dramatischen eigentlich nur in der äußern Form unterscheidet, und die Ode nichts anders ist, als der Monolog eines idealischen Menschen in einer idealischen Stimmung. Indessen ist man größtentheils darüber einverstanden, daß der Dichter sich aller leidenschaftlichen Darstellung enthalten müßte, wenn ihm gar keine Aeußerung erlaubt seyn sollte, die nicht mit den besten Einsichten der Vernunft und den Gesetzen der Moralität völlig übereinstimmte. Nur über den Grad dieser Freiheit ist unter dem geschmackvollern Theile des Publikums eigentlich noch die Frage.

Kühnheit in der Auswahl des Stoffs ist bei Künstlern von vorzüglichen Talenten sehr oft die Folge eines gewissen republikanischen Stolzes. Sich bei dem Publikum durch gefällige Gegenstände einzuschmeicheln, halten sie für den Behelf der Schwäche. Die Wirkung, welche ihr Ziel ist, wollen sie ganz ihrer eigenen Kraft zu danken haben. Und wohl der Nation, wo dieß Gefühl von Unabhängigkeit noch unter den Künstlern möglich ist, wo sich die Kunst nicht bloß mit bestellter Arbeit beschäftigt, sondern auch ihre freien Geschenke dankbar genossen werden. Durch zu viel Nachsicht des Publikums indessen artet jene Kühnheit nicht selten in Uebermuth aus, und daher die Mißgeburten

geburten einer wilden Phantasie, die oft auch den toleranteſten Kunſtliebhaber empören. Dieſem Uebel zu ſteuern, ohne die rechtmäßige Freiheit des Künſtlers einzuſchränken, iſt ein Geſchäft der ächten Cultur.

Es gibt nemlich eine Gränzlinie, die der Künſtler eben ſo wohl aus äſthetiſchen, als aus moraliſchen Rückſichten nicht überſchreiten darf. Er handelt wider ſich ſelbſt, wenn er das Intereſſe ſeines Kunſtwerks zerſtört. Und dieß geſchieht, wenn die widrigen Empfindungen, die er erweckt, den Genuß überwiegen, auf dem der Werth ſeines Produkts beruhte. Was an ſich ſelbſt ein unverdorbenes Gefühl für Wahrheit und Moralität beleidigt, darf nur in ſo fern ein Gegenſtand der Kunſt werden, als es einer begeiſternden Idee untergeordnet und zu ihrer lebendigen Darſtellung nothwendig iſt. Zwei Extreme ſind hier zu vermeiden, Barbarei und Verzärtelung; zwiſchen beiden iſt der Geſchmack in ſeiner höchſten Vollkommenheit.

Dichteriſche Wahrheit fordert oft mit Recht eine gewiſſe Aufopferung der philoſophiſchen. Seinem Ideale auch da noch getreu zu bleiben, wo deſſen Darſtellung an Karrikatur gränzt, iſt eine ſchätzbare Kühnheit, ohne die beſonders der Dichter die Wirkung des Erhabenen in leidenſchaftlichen Schilderungen nie

zu erreichen vermag. Einseitigkeit und Uebertreibung im Urtheilen, und Ausschweifung im Handeln ist der Charakter der Leidenschaft. Wo dieser in wirkliche Karrikatur übergeht, ist er kein Gegenstand der Kunst mehr. Aber diesen Punkt genau zu unterscheiden ist eben der Vorzug des wahren Genies. Der große Mann *scheint* nur zu wagen. Er kennt die Gefahr, aber zugleich ahndet er seine Ueberlegenheit.

Eine solche Kühnheit der Darstellung bei dem Dichter und der Toleranz bei dem Publikum ist mit der feinsten Ausbildung vereinbar, und aus dieser Verbindung entsteht ein gewisser *heroischer* Geschmack, der einen hohen Grad von Gehalt bei einem Volke voraussezt. Vergleicht man in diesem Punkte den Deutschen und Engländer mit dem Franzosen, so zeigt sich ein merklicher Unterschied. Und wohl uns, wenn wir den männlichen Charakter in unserm Kunstgefühle behaupten! Der französische Künstler glänzt in der Gattung, wo es auf Feinheit ankommt, aber in allen übrigen verfolgt ihn eine gewisse entnervende Aengstlichkeit, die wir ihm nicht zu beneiden Ursache haben. Diese Aengstlichkeit entsteht zwar eigentlich mehr aus einer Uebertreibung des Gefühls für conventionellen Wohlstand. Aber es gibt nur eine ähnliche Uebertreibung des moralischen Gefühls, die uns hindert, menschliche Größe und Kraft auch in ihrer Verwilderung zu erkennen, und das Gold aus den Schlacken heraus zu finden.

Indessen

Indessen kann auch diejenige Toleranz, die aus Empfänglichkeit für Begeisterung entsteht, gemißbraucht werden, wenn ein gewisses Streben nach Paradoxie sich ausbreitet, das eigentlich ein Behelf des kleinen Talents ist, und wozu sich der große Künstler nur aus Bequemlichkeit herabläßt. Er bedarf des Kunstgriffs nicht, seine Wirkung durch prahlende Contraste zu verstärken, und auf diese Manier sich einzuschränken, wäre bei ihm eine Art von Erschlaffung. Der höchste Triumph der Kunst ist: Größe mit Grazie vereinigt, und wer dieses Ziel zu erreichen bestimmt war, versündigt sich an sich selbst, wenn er aus einer Art von Trägheit auf einer niedrigern Stufe stehen bleibt.

K.

III.

Das heimliche Gericht.

Fortsetzung.

(Siehe das fünfte Heft der Thalia.)

Zehnter Auftritt.

Der Erzbischof, der Truchseß, Dieterich von Arlheim, drei vermummte Richter, Heinrich von Westhausen.

Erzbischof.

Brüder des unterirdischen Rechts, warum habt Ihr heute verlassen das helle Sonnenlicht, und seid herabgestiegen in das Reich der Nacht? Habt Ihr einen gefunden, der in dieser Finsterniß leuchten wolle?

Dieterich und Truchseß (aufstehend.)

Wir haben.

Erzbischof.

Wie zeugt Ihr für ihn? Hat er sich losgerissen von der allgemeinen Buhlerei und dem Schwarm von Ohnmächtigen, die in ihrem Schooße sich wiegen?

Dieterich.

Dieterich.

Ja. Er will werden ein Liebling der Nacht, daß sie ihren königlichen Schatz ihm öffne.

Erzbischof.

So werde heute sein irdischer Name zum letztenmale in der Unterwelt genannt, und führt ihn näher an ihren königlichen Schatz.

Dieterich.

Heinrich von Westhausen ist sein irdischer Name; er hat gethan, was einer thun kann, der im Licht der Thoren arbeitet.

Erzbischof.

Wohlbekannt sind seine Thaten; er lerne sie vergessen — Und mögen künftig seine Stralen hinaufschlagen, dem Weltauge zum Spott! Tretet hieher und redet. (Er legt die rechte Hand auf den Tisch.) Wehe, wehe, wehe dem Lügner!

Alle (aufgestanden und die rechte Hand auf dem Tisch.)
Wehe, wehe, wehe dem Lügner! —

Erzbischof (setzt sich nieder, die andern folgen ihm. Zu Heinrich, der vor ihm steht.)

Was brachte Euch in diesen Kreis, den die Menschen hassen und scheuen?

Heinrich.

Die Hoffnung wieder zu finden, was ich verloren hatte. Ich wußte nicht mehr warum ich war. Lehrt Ihr mich's wieder begreifen. Der Gehalt des Lebens ist mir verloren gegangen.

Erzbischof.

Und warum hofft Ihr ihn hier wieder zu finden?

Heinrich.

Weil Ihr Ungeheuer wäret, wenn Euch dasselbe Band nicht an einander knüpfte, das mich an Euch binden wird.

Erzbischof.

Wohl. Aber Ihr müßt Euch bereiten Verbindung anzuerkennen, auch wo Ihr sie nicht begreift.

Heinrich.

Das kann ich, so lange meine Meinung von Euch bleibt.

Erzbischof.

Und wovon hängt diese ab?

Heinrich.

Von Eurer Verwandtschaft mit mir.

Erzbischof.

Stolz dürft Ihr seyn; daß Ihr Euch hier sehet, berechtigt Euch dazu. Um zu uns zu kommen, moch-

tet

tet Ihr so denken; aber forthin dürft Ihr Eure eigne Seele nicht mehr zum Maßstab unsers Bundes machen. Der nächste Seraph am Thron übersieht das Weltall so wenig als der Wurm im Staube. Der die Kette hält, kennt ihren Zusammenhang allein. — (Nach einer Pause, worin er auf Antwort zu warten scheint.) Es ist nicht Befriedigung, was aus Eurer Miene spricht? — (Indem er ihn bei der Hand faßt, und bis an's Ende hält.) Schön sind die Geburten der hellen Augenblicke, wenn der entfesselte Geist abgeschüttelt hat, was seine himmlischen Fittige lähmte. Nur überleben sie den Punkt ihres Werdens nicht. Ihr unkörperlich Gewebe verraucht in der schweren Luft des Erdenlebens. Aber es war nicht genug ihr frühes Ende und das wachsende Elend der Menschheit zu bejammern. Hatte die geizige Natur ihnen auch den Himmelsstrich versagt, wo sie gedeihen konnten, er wurde, ihren widrigen Gesetzen zum Trotz, doch erfunden. Zum zweitenmal, und glücklicher, bestehlen Menschen den Himmel; und diese Riesentochter der Begeisterung nährt und säugt jezt ihre Schwestern. — (Er läßt ihn sanft wieder los.) Der Druck Eurer Hand sagt mir, daß er verstanden ist, der hohe Gedanke!

Heinrich (sehr feurig.)

Bei meinem Herzen ja! Ich verstehe ihn.

Erz-

Erzbischof.

So seid denn vorsichtig. Glaube und Hoffnung söhnen Euch mit scheinbaren Widersprüchen aus. Es kömmt eine Zeit, da wir sie selbst lösen, und in dem lezten Heiligthum hebt sich jeder Zweifel.

Heinrich.

Und Ihr sagt mir, daß ich in dieses gelange?

Erzbischof.

Mancher ist gefallen, und nicht wieder aufgestanden. Doch kann Einer stehen, so seid Ihr's. Dieses Auge ward geschaffen, unverrückt und sicher auf Ein Ziel loszugehen. Meiner Tage werden nicht viel mehr seyn. Dich aber, Sohn, Dich sehe ich noch als Sieger die große Laufbahn vollenden.

Heinrich.

Mann, den ich nicht zu nennen weiß, meine Seele erkennt Euch durch die Larve. Jede Prüfung, die Ihr mir auferlegt —

Erzbischof.

Nein. Wir bedurften Eurer, weil wir Euch kannten. Eure Prüfung sei Euer Leben unter uns. Bestündet Ihr sie nicht, wir wären selbst bestraft. — Aber vergeßt nicht, daß vielfältige Opfer unsre schwere Arbeit begleiten. Ordnung herzustellen in den verworrnen

worrnen Gängen der Menschen, sie zu leiten auf Eine Heerstraße, zu tilgen all die Kreuz- und Nebenwege: so heißt unsre schwere Arbeit. Zögling der ernsten Weisheit, lernet glauben und opfern. Ein eisernes Gesetz, — Zusammenhang ist sein Name — zieht uns unabänderlich zu Einem Punkt hinab, und Verbrechen ist hier die Tugend, die seine Satzungen bricht. Weine, Jüngling, weine die lezte Thräne jenen Erholungen, womit Du den faulen schleichenden Gang des Daseyns würztest. Droben standen sie Dir schön; hier taugen sie nicht mehr. Du wirst Dich schwer von ihnen entwöhnen. Aber die großen Plane, denen Du sie opferst, werden Deine Seele entzünden. Kein sterbliches Geschöpf wird Dir das Wohl seines unsterblichen Geschlechts aufwiegen. Du wirst die Menschenliebe begreifen lernen — die Menschenopfer gebietet.

Heinrich.

Vater, Euch darf ich es sagen. In Eurer Gegenwart schrecken mich diese Männer nicht. Ich hoffe, ich werd' es, ich werd' es durch Euch. Sollte ich nicht —!

Erzbischof.

Hier, noch an der Schwelle, ist Euch der tiefe Abschiedsseufzer vergönnt. Aber erinnert Euch, wie

wenig

wenig Euer eignes Leben Euch galt, das in der Gemeinschaft mit Euerm Geschlecht seinen Werth verloren hatte. Verachtet den elenden Stolz der Menschen, die das besudelte verfälschte Konterfei des Lebens geheiligt haben und hochhalten, um endlich auch das Gedächtniß des ächten Kleinods zu vernichten. Sie haben es tausendfach mit Gesetzen umzäunt. Sie haben die Gerechtigkeit zur Helfershelferinn ihrer Verderbniß gemacht. Jezt aber lernen sie zittern vor unsichtbaren Verfolgern, die kühn diese Verschanzungen ersteigen. Noch konnten sie bloß auf ihre Feigheit wirken. Einst werden sie auch das strenge Gericht verstehen, vor dem sie sich jezt sklavisch beugen — und dann wird es aufhören! Das Blut dieses Geschlechts fließt, daß jeder Tropfen des künftigen zehnfach im Preise steige.

Heinrich (begeistert.)

Um diesen Lohn möge auch das meinige fließen! Ich bin entschlossen zu allem, was der Orden mir gebeut.

Erzbischof.

So beginne dann die Weihe. Brüder, er ist reif. Laßt ihn zu den Eiden schreiten. — Diese Ketten verheißen Freiheit Euch und dem Menschengeschlecht.

Dieterich

Dieterich (aufstehend.)

Der Ihr gekommen seid, an Euch zu nehmen die heilige heimliche Acht, horcht aufmerksam auf die Worte, die Euch gesagt werden. Wäget ihren Sinn und Eure Kraft, denn Ihr müßt geloben und schwören zu halten, was Ihr hören werdet. Und haltet Ihr nicht, so falle über Euch der Fluch des Gerichts und Schande und Strafe des Meineids.

Heinrich.

Ueber mich falle der Fluch des Gerichts, und Schande und Strafe des übereilten Eides.

Truchseß (aufstehend.)

War dieß recht?

Dieterich (fest.)

Es war recht. — (nachdem sich der Truchseß wieder gesezt hat, zu Heinrich mit aufgehobenen Fingern.) Schwöret unverbrüchlichen Gehorsam und Stillschweigen des Todes.

Heinrich.

Ich schwöre unverbrüchlichen Gehorsam, und Stillschweigen des Todes.

Dieterich (wie oben.)

Schwöret zu verfolgen und auszuspähen die verborgenen Tücken der Menschen, und zu strafen, wo Euch Strafe vertraut wird.

Heinrich.

Heinrich.

Ich schwöre.

Dieterich.

Schwöret anzugeben jeden Frevel, den Ihr sehen oder hören oder ahnden werdet, welches Band Euch auch an den Frevler binde; es heiße Verwandtschaft, Dankbarkeit oder Freundschaft. —

Heinrich (schweigt.)

Truchseß.

Ist dieß auch recht? — (Er steht auf, und wiederholt langsam.) Welches Band Euch auch an den Frevler binde, es heiße Verwandtschaft, Dankbarkeit oder Freundschaft. Schwöret!

Heinrich.

Ich schwöre.

Erzbischof (aufstehend, die andern ihm nach.)

Die Hälfte der Weihe ist vorbei. Hebet die Decke.

Truchseß (hebt die rothe Decke von dem Tisch.)

Erzbischof.

Das Zeichen!

(Jeder von den Richtern faßt einen Dolch von dem Tisch auf.)

Erz-

Erzbischof (indem er Heinrich einen Dolch übergibt.)

Das strenge Recht hat ihn geweiht. Wenn Ihr ihn gebraucht, so blicke Euer Auge gen Himmel, und Euer Arm führe ihn in die Wohnung des Frevels. Könnten wir ohne ihn dem Verbrechen beikommen, wir würden es. Traget mannhaft und unablässig bei, die Zeiten zu reifen, da wir seiner nicht mehr bedürfen werden. Jezt sei er noch unser Wahrzeichen. Wer Euch einen ähnlichen zeigt, ist Euer Bruder, und durch seinen Mund sprechen wir zu Euch. — Hier ist Euer Sitz. (Er läßt ihn neben sich sitzen.) — — Weg mit dem Todtenschein! (Die Lampe in der Mitte verschwindet.) Besser finstere Nacht als mattes Licht.

(Eine Pause. Der Erzbischof steht auf, die andern folgen ihm, er nimmt Heinrich bei der Hand.)

Euch zu führen verlernt diese Hand noch ihr Zittern. Fasset sie kräftig an. Vertrauter der Nacht, sie offenbart Euch jezt ihren wahren Namen; sehet das Licht, das die Sonne verhöhnt!

(Heinrich geht an des Erzbischofs Hand durch die Gatterthüre, die dieser ihm öffnet. Die übrigen folgen; nur Dieterich von Arlheim wird im Abgehen von dem Truchseß zurückgehalten).

Eilfter Auftritt.

Der Truchseß, Dieterich von Arlheim.

Dieterich.

Warum haltet Ihr mich zurück? Wir müssen folgen.

Truchseß.

Ein Wort! Von Euch erwarte ich, daß Ihr mir ein Räthsel löset. — Hat eine Verblendung die Weisen alle angesteckt, oder seh' ich allein nicht, was Ihr alle sehet?

Dieterich.

Beides: so lös' ich Euch das Räthsel. Die Weisesten sind verblendet, aber Ihr seht nicht, was ich sehe.

Truchseß.

Wie? Was wird er uns taugen, der lecke Uebermüthige? Auch Ihr bewarbt Euch um ihn. Stand er nicht da, als wär' er lange mit unsern Schrecken vertraut? Spielen wird er mit unsern Donnern.

Dieterich.

Desto mehr Ruhm, den Muthigen zu beugen.

Truchseß.

Und läßt er sich nicht beugen?

Dieterich.

Dieterich.

Läßt er sich nicht — so bricht er!

Truchseß.

Was? Fasse ich Euch?

Dieterich.

Ich hoffe, und Ihr solltet's lange gefaßt haben. Daß er uns noch nicht fürchtet, begreife ich endlich. Aber daß Ihr ihn fürchtet —

Truchseß.

Nein, bei unserm Orden! das thu' ich nicht.

Dieterich (tückisch.)

Ihr sagt ganz recht; außer Euerm Orden dürftet Ihr's eher. — Also wartet ab und kommt. Wird es Euch diese Angst belohnen, wenn sein Schicksal in Eure Hände fällt?

(Sie gehen durch die Gatterthüre ab. Der Vorhang fällt.)

IV.

Der Geisterseher.

Fortsetzung.

(Siehe das fünfte Heft der Thalia.)

Zweites Buch.

Nicht lange nach diesen leztern Begebenheiten — fährt der Graf von O*** zu erzählen fort — fieng ich an, in dem Gemüth des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des leztern Vorfalles war, theils auch durch den Zusammenfluß mehrerer zufälliger Umstände hervorgebracht worden. Bis jezt nehmlich hatte der Prinz jede strengere Prüfung seines Glaubens vermieden, und sich damit begnügt, die rohen und sinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die bessern Ideen, die sich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit diesen auszugleichen, ohne die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Religionsgegenstände überhaupt, gestand er mir mehrmals, seien ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß sezte, und man thue nicht besser,

man

man gehe mit ehrerbiethiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in seinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtische Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben ließ, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, denen man sie anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, also entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das einzige Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Aeltern zu versichern. Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen; selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte, und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende Ergebung. Auf allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Gesundheit um

so kraftvollere Explosionen gab, stand ihm die Religion im Wege; mit allem, woran sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite, er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmählig eine stille Indignation gegen sie in seinem Herzen, welche mit einem respektvollen Glauben und blinder Furcht in seinem Kopf und Herzen die bizarreste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm wie ein leibeigener Sclave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er den Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt, weil er nicht abgewartet hatte, bis seine reifegereinigte Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entsprungen war, auf den die Eigenthumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so mußte er auch nach noch so großen Distractionen immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betriegers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand.

Die

Die Geständnisse des Sicilianers ließen in seinem Gemüth wichtigere Folgen zurück, als dieser ganze Gegenstand werth war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davon getragen, hatte die Zuversicht zu seiner Vernunft überhaupt erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, diesen Betrug aufzulösen, schien ihn selbst überrascht zu haben; in diesem Kopfe hatten sich Wahrheit und Irrthum noch nicht so genau von einander gesondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechseln, daher kam es, daß der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es ergieng ihm hier, wie einem unerfahrnen Menschen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für wesentliche Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

Dieser vermeintliche Triumph gefiel ihm um so mehr, je schwerer der Druck gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkt an regte

sich eine Zweifelsucht in ihm, die auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Es halfen mehrere Dinge zusammen, ihn in dieser Gemüthslage zu erhalten und noch mehr darin zu bevestigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jezt auf, und mußte einer zerstreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerksamkeiten, die er erwiedern mußte, Etikette, die er seinem Rang schuldig war, rissen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand sowohl als seine persönlichen Eigenschaften öffneten ihm die geistvollesten Zirkel in Venedig; bald sah' er sich mit den hellsten Köpfen der Republik, Gelehrten sowohl als Staatsmännern in Verbindung. Dieß zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem sein Geist sich bisher bewegt hatte. Er fieng an, die Armuth und Beschränktheit seiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer Bildung zu fühlen. Die altmodische Form seines Geistes, von so vielen Vorzügen sie auch begleitet war, stand mit den gangbaren Begriffen der Gesellschaft in einem nachtheiligen Kontrast, und seine Fremdheit in den bekanntesten Dingen sezte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er so sehr, als das Lächerliche. Das ungünstige Vorurtheil, das auf seinem Geburtslande haf-

tete,

tete, schien ihm eine Aufforderung zu seyn, es in seiner Person zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in seinem Charakter, daß ihn jede Aufmerksamkeit verdroß, die er seinem Stande und nicht seinem persönlichen Werth danken zu müssen glaubte. Vorzüglich empfand er diese Demüthigung in Gegenwart solcher Personen, die durch ihren Geist glänzten, und durch persönliche Verdienste gleichsam über ihre Geburt triumphirten. In einer solchen Gesellschaft sich als Prinz unterschieden zu sehen, war jederzeit eine tiefe Beschämung für ihn, weil er unglücklicherweise glaubte, durch diesen Namen schon von jeder Concurrenz ausgeschlossen zu seyn. Alles dieses zusammen genommen überführte ihn von der Nothwendigkeit, seinem Geist die Bildung zu geben, die er bisher verabsäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuhohlen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernste Lektüre, der er sich nun mit allem dem Ernste hingab, womit er alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die schlimme Hand, die bei der Wahl dieser Schriften im Spiele war, ließ ihm unglücklicherweise immer auf solche stoßen, bei denen seine Vernunft und sein Herz wenig gebessert war. Und auch hier waltete sein Lieblingshang vor, der ihn immer zu allem, was nicht begriffen werden soll, mit unwiderstehlichem

Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung stand, hatte er Aufmerksamkeit und Gedächtniß; seine Vernunft und sein Herz blieben leer, während sich diese Fächer seines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Stil des Einen riß seine Imagination dahin, indem die Spizfindigkeiten des andern seine Vernunft verstrickten. Beiden wurde es leicht, sich einen Geist zu unterjochen, der ein Raub eines jeden war, der sich ihm mit einer gewissen Dreistigkeit aufdrang. Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenschaft fortgesezt wurde, hatte ihm beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriff bereichert, wohl aber seinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei diesem Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu seinem Herzen fanden. Daß ich es kurz sage — er hatte sich in dieses Labyrinth begeben, als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zulezt als ein ausgemachter Freigeist.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewisse geschlossene Gesellschaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Schein einer edeln vernünftigen Geistesfreiheit die zügelloseste Lizenz der Meinungen wie der Sitten begünstigte. Da sie unter ihren Mitgliedern viele

Geist-

Geistliche zählte, und sogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter bewogen, sich darin einführen zu lassen. Gewisse gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends besser aufgehoben seyn, als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mäßigung verpflichtete und die den Vortheil hatten, auch die Gegenparthei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geists und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie hier einen Zügel weniger findet. Und dieses war der Fall bei dem Bucentauro, dessen mehreste Mitglieder durch eine verdammliche Philosophie, und durch Sitten, die einer solchen Führerinn würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften. Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innersten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, mußte, wenigstens so lange er ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionsparthei, kurz alle conventionelle Unterscheidungszeichen ablegen, und sich in einen gewissen Stand universeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That streng, weil nur Vorzüge des Geists einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des ausgebil-

gebildetsten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig.

Dieses sowohl als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Prinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier, wie in seinem Mittelpunkte zusammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf seiner Hut zu seyn, war der Rückweg gefährlich, und falsche Schaam sowohl als Sorge für seine Sicherheit zwangen ihn, sein innres Mißfallen zu verbergen. Aber schon durch bloße Vertraulichkeit mit dieser Menschenklasse und ihren Gesinnungen, wenn sie ihm auch nicht zur Nachahmung hinrissen, ging die reine, schöne Einfalt seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verloren. Seine durch so wenig gründliche Kenntnisse unterstüzte Vernunft konnte ohne fremde Beihülfe die feinen Trugschlüsse nicht lösen, womit man sie hier verstrickt hatte, und unvermerkt hatte dieser schreckliche Corrosiv alles — beinahe alles verzehrt, worauf seine Moralität ruhen sollte. Die natürlichen und nothwendigen Stützen seiner

Glück-

Glückseligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entscheidenden Augenblick verließen, und ihn dadurch zwangen, sich an den ersten besten willkührlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zu rechter Zeit von diesem Abgrund zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erst lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel schon geschehen war, so hatte mich schon zu Anfang dieser Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche aber unerfahrene Menschen, denen es sowohl an der Einsicht in das Uebel; als an Ansehen bei dem Prinzen fehlte. Den andern, die sich in der Folge seines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu versenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da schon alles!

Der Einfluß dieser neuen Philosophie zeigte sich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zusehends in Venedig Glück machte, und neue Freunde sich erwarb, desto mehr fieng er an, bei seinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tage weniger, auch sahen wir uns seltener, und überhaupt

haupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde seine Schwelle leer, wenn er zu Hause war. Eine Lustbarkeit drängte die andre, ein Fest das andre, eine Glückseligkeit die andre. Er war die Schöne, um welche alles buhlt; der König und der Gott aller Zirkel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, so leicht fand er ihn nunmehr zu seinem Erstaunen. Es kam ihm alles so entgegen, alles war trefflich, was von seinen Lippen kam, und wenn er schwieg, so war es ein Raub an der Gesellschaft. Man verstand die Kunst, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichsam abzulösen, und durch eine feine Nachhülfe ihn selbst damit zu überraschen. Auch machte ihn dieses ihn überall verfolgende Glück, dieses allgemeine Gelingen wirklich zu etwas Mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuversicht zu sich selbst gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eignen Werth erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geist wiederfahren ließ, die ihm, ohne dieses vergrößerte und gewissermaßen gegründete Selbstgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müssen. Jezt aber war diese allgemeine Stimme nur dir Bekräftigung dessen, was sein selbstzufriedener Stolz ihm im Stillen sagte — ein

Tribut,

Tribut, der ihm von Rechtswegen gebührte. Unfehlbar würde er dieser Schlinge entgangen seyn, hätte man ihn zu Athem kommen lassen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, seinen eigenen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem so lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber seine Existenz war ein fortdaurender Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Je höher man ihn gestellt hatte, desto mehr hatte er zu thun, sich auf dieser Höhe zu erhalten; diese immerwährende Anspannung verzehrte ihn langsam, selbst aus seinem Schlaf war die Ruhe geflohen. Man hatte seine Blößen durchschaut, und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es seine redlichen Kavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopf geworden war. Ernsthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen sein Herz sonst mit aller Wärme gehangen, fiengen nun an Gegenstände seines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälschende Stimme seines Herzens die Taumeleien seines Kopfes bekämpfte, so war mehr Bitterkeit als fröhlicher Muth in seinem Witze. Sein Naturell fieng an, sich zu ändern, Launen stellten

sich

sich ein. Die schönste Zierde seines Charakters, seine Bescheidenheit verschwand, Schmeichler hatten sein treffliches Herz vergiftet. Die schonende Delikatesse des Umgangs, die es seine Kavaliers sonst ganz vergessen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jezt einem gebietherischen entscheidenden Tone Platz, der um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abstand, worüber man sich mit leichter Mühe tröstet, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seiner persönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hause doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Gesellschaft nicht hatten angehen dürfen, so sahen ihn seine eigenen Leute selten anders als finster, mürrisch und unglücklich, während daß er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beseelte. Mit theilnehmendem Leiden sahen wir ihn auf dieser gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die schwache Stimme der Freundschaft nicht mehr, und war jezt auch noch zu glücklich, um sie zu verstehen.

Schon in den ersten Zeiten dieser Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigsten Interesse der Freundschaft nicht nachsetzen durfte. Eine unsichtbare Hand, die sich mir erst lange nachher entdeckte,

deckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren, und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte, durch meine persönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abschied vom Prinzen ward mir schwer, aber ihm war er desto leichter. Schon seit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber sein Schicksal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir deswegen von dem Baron von F*** versprechen, mich durch schriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewissenhafteste gehalten hat. Von jezt an bin ich also auf lange Zeit kein Augenzeuge dieser Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron v. F*** an meiner statt aufzuführen, und diese Lücke durch Auszüge aus seinen Briefen zu ergänzen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Erster Brief.

5. Mai. 17 —

Dank Ihnen, sehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abwesend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzusetzen, der während Ihres Hierseyns meine beste Freude ausmachte. Hier, das wissen Sie, ist niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewisse Dinge herauszulassen — was Sie mir auch dagegen sagen mögen, dieses Volk ist mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden ist, und seitdem vollends Sie uns entrissen sind, bin ich mitten in dieser volkreichen Stadt verlassen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wissen ihm die Kränkungen vergessen zu machen, die er zu Hause mit mir theilen muß. Und was hätte er sich auch darüber zu grämen? Er sieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wissen, wie nahe ich das Wohl und Weh unsers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie sehr ich Ursache dazu habe. Sechszehn Jahre sind's, daß ich um seine Person lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in seine Dienste, und seit dieser Zeit hat mich kein Schicksal von ihm getrennt. Unter sei-

nen

nen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle seine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm bestanden. Ich lebe in seiner Glückseligkeit. Bis auf dieses unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm gesehen, wie in einem heitern Sonnenscheine hab' ich in seinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück, und alles dieß soll mir nun in diesem unseligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns sind, hat sich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** ist vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt, und hat unserm Zirkel ein neues tumultuarisches Leben gegeben. Da er und unser Prinz so nahe verwandt sind und jezt auf einen ziemlich guten Fuß zusammen stehen, so werden sie sich während seines hiesigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfest dauren soll, wenig von einander trennen. Der Anfang ist schon bestens gemacht; seit zehen Tagen ist der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich sehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er sich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei ist, er hat unsern Prinzen damit angesteckt, weil der sich nicht wohl davon ausschließen konnte, und bei dem besondern Verhältniß, das zwischen beiden Häusern

obwaltet, dem beſtrittenen Range des ſeinigen hier etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unſer Abſchied von Venedig herannaht; wodurch er ohnehin überhoben wird, dieſen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man ſagt, iſt in Geſchäften des *** Ordens hier, wobei er ſich einbildet, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Daß er von allen Bekanntſchaften unſers Prinzen ſogleich Beſitz genommen haben werde, können Sie Sich leicht einbilden. In den Bucentauro beſonders iſt er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm ſeit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den ſtarken Geiſt zu ſpielen, wie er ſich denn auch in ſeinen Correſpondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philoſophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu ſehen. Ein vielverſprechendes Aeußre, beſchäftigte Augen, eine Miene voll Kunſtverſtändigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur, (vergönnen Sie mir dieſes Wort) und eine fürſtliche Herablaſſung zu Menſchengefühlen, dabei eine heroiſche Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und eine alles widerſprechende Beredſamkeit. Wer könnte bei ſo glänzenden Eigenſchaften einer K. H. ſeine Huldigung verſagen? Wie indeſſen der ſtille wortarme

und

und gründliche Werth unsers Prinzen neben dieser schreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unsrer innern Einrichtung sind seit der Zeit viele und große Veränderungen geschehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unsre Suite hat sich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken, u. dgl. m. — Alles geht jezt in's Große. Sie haben während Ihres Hierseins über Aufwand geklagt — jezt sollten sie erst sehen!

Unsre Lage ist noch die alte — außer, daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich noch einsilbiger und frostiger gegen uns geworden ist, und daß wir ihn jezt außer dem An- und Auskleiden wenig haben. Unter dem Vorwand, daß wir das Französische schlecht und das Italienische gar nicht reden, weiß er uns von seinen mehresten Gesellschaften auszuschliessen, wodurch er mir für meine Person eben keine große Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzusehen: er schämt sich unsrer — und das schmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unsern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wissen wollen) bedient er sich jezt fast ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wissen, nach Entweichung unsers Jägers, in seine Dienste nahm, und der ihm jezt bei dieser neuen Lebensart ganz unentbehrlich geworden ist. Der Mensch kennt alles in Venedig, und alles weiß er zu gebrauchen. Es ist nicht anders, als wenn er tausend Augen hätte, tausend Hände in Bewegung setzen könnte. Er bewerkstellige dieses mit Hülfe der Gondoliers, sagt er. Dem Prinzen kommt er dadurch ungemein zu Statten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Gesichtern bekannt macht, die diesem in seinen Gesellschaften vorkommen, und die geheime Notizen, die er gibt, hat er immer richtig befunden. Dabei spricht und schreibt er das Italienische und das Französische vortrefflich, wodurch er sich auch bereits zum Sekretair des Prinzen aufgeschwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menschen dieses Standes in der That selten ist. Neulich ließ ein angesehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör ansuchen. Der Gegenstand war eine Beschwerde über Biondello. Der Prokurator, sein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger gewesen seyn mochte, hatte mit seinen Verwandten in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben sollte. Sein ganzes Vertrauen hatte Biondello,

bei

bei dem er alle seine Geheimnisse niederzulegen pflegte; dieser mußte ihm noch am Todbette angeloben, sie heilig zu bewahren, und zum Vortheil der Verwandten niemals Gebrauch davon zu machen; ein ansehnliches Legat sollte ihn für diese Verschwiegenheit belohnen. Als man sein Testament eröffnete und seine Papiere durchsuchte, fanden sich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufschluß geben konnte. Dieser läugnete hartnäckig, daß er etwas wisse, ließ den Erben das sehr beträchtliche Legat, und behielt seine Geheimnisse. Große Erbiethungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich um ihrem Zudringen zu entgehen, weil sie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er sich bei dem Prinzen in Dienste. An diesen wandte sich nun der Haupterbe, dieser Kaufmann, und that noch größre Erbiethungen, als die schon geschehen waren, wenn Biondello seinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürsprache des Prinzen war umsonst. Diesem gestand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimnisse anvertraut wären, er läugnete auch nicht, daß der Verstorbene im Haß gegen seine Familie vielleicht zu weit gegangen sei, aber, sezte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im festen Vertrauen auf meine Redlichkeit starb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um so weniger darf

ich seine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß diese Eröffnungen dem Andenken seines verstorbenen Herrn nicht sehr zur Ehre gereichen dürften. Ist das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht sehr darauf beharrte, ihn in einer so löblichen Gesinnung wankend zu machen. Diese seltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebster Freund. Wie sehne ich mich nach dem stillen Leben zurücke, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns so angenehm entschädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig sind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nehmliche wahr ist. Das Element, worin er jezt lebt, ist dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich seyn kann, oder eine sechszehnjährige Erfahrung müßte mich betriegen.

Baron

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zweiter Brief.

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unser Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut seyn würde! Er hat einem Menschen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgesöhnt.

Der Prinz ließ sich neulich bei später Nacht aus dem Bucentauro nach Hause tragen, zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz sieht sich genöthigt, den Rest des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, so brannten die Lampen dunkel, oder waren schon ausgegangen. Eine Viertelstunde mochte man gegangen seyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt sei. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuscht, und anstatt in S. Markus überzusetzen, befand man sich in Sestieri von Kastello. Es war in einer der abgelegensten Gassen und nichts lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um sich in einer Hauptstraße zu

orientiren. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gasse ein Mordgeschrei erschallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen, und mit dem entschlossenen Muth, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher diese Stimme erschallte. Drei fürchterliche Kerls sind eben im Begriff, einen Vierten niederzustoßen, der sich mit seinem Begleiter nur noch schwach vertheidigt; der Prinz erscheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen bestürzt die Mörder, die sich an einem so abgelegnen Ort auf keine Ueberraschung versehen hatten, daß sie nach einigen leichten Dolchstichen von ihrem Manne ablassen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erschöpft, sinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; sein Begleiter entdeckt diesem, daß er den Marchese von Civitella, den Neffen des Kardinals A***i, gerettet habe. Da der Marchese viel Blut verlor, so machte Biondello, so gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Pallast seines Oheims geschafft wurde, der am nächsten gelegen war, und wohin er ihn selbst begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille, und ohne sich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erschien der Kardinal, eine alte Bekanntschaft aus dem Bucentauro. Der Besuch dauerte eine Stunde, der Kardinal war in großer Bewegung, als sie herauskamen, Thränen standen in seinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch denselben Abend wurde bei dem Kranken ein Besuch abgestattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beste versichert. Der Mantel, in dem er gehüllt war, hatte die Stöße unsicher gemacht und ihre Stärke gebrochen. Seit diesem Vorfall verstrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hause des Kardinals Besuche gegeben oder empfangen hätte, und eine starke Freundschaft fängt an, sich zwischen ihm und diesem Hause zu bilden.

Der Kardinal ist ein ehrwürdiger Sechziger, majestätisch von Ansehn, voll Heiterkeit und frischer Gesundheit. Man hält ihn für einen der reichsten Prälaten im ganzen Gebiethe der Republik. Sein unermeßliches Vermögen soll er noch sehr jugendlich verwalten, und bei einer vernünftigen Sparsamkeit keine Weltfreude verschmähen. Dieser Neffe ist sein einziger Erbe, der aber mit seinem Oheim nicht immer im besten Vernehmen stehen soll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens ist, so soll doch die Aufführung

rung des Neffen auch die höchste Toleranz erschöpfen. Seine freien Grundsätze und seine zügellose Lebensart, unglücklicherweise durch alles unterstützt, was Laster schmücken und die Sinnlichkeit hinreißen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehmänner; auch diesen lezten Angriff soll er sich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlinn des ***schen Gesandten angesponnen hatte. Anderer schlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Ansehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieses abgerechnet wäre lezterer der beneidetste Mann in ganz Italien, weil er alles besizt, was das Leben wünschenswürdig machen kann. Mit diesem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle seine Gaben zurücke, und vergällt ihm den Genuß seines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle diese Nachrichten habe ich von Biondello. In diesem Menschen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er sich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir ein neues Talent an ihm. Neulich hatte sich der Prinz erhizt und konnte nicht einschlafen. Das Nachtlicht war ausgelöscht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hause bei einer Operistinn

ristinn schlafen gegangen war. Der Prinz entschließt sich also, selbst aufzustehen und einen seiner Leute zu errufen. Er ist noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Musik entgegen schallt. Er geht wie bezaubert dem Schall nach und findet Biondello auf seinem Zimmer auf der Flöte blasend, seine Kameraden um ihn her. Er will seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporiert dieser nun dasselbe schmelzende Adagio mit den glücklichsten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuosen. Der Prinz, der ein Kenner ist, wie Sie wissen, behauptet, daß er sich getrost in der besten Kapelle hören lassen dürfe.

„Ich muß diesen Menschen entlassen," sagte er mir den Morgen darauf, „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienst zu belohnen." Biondello, der diese Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigster Herr, sagte er, wenn Sie das thun, so rauben Sie mir meine beste Belohnung.

„Du bist zu etwas Besserm bestimmt, als zu dienen," sagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke seyn?

Dringen Sie mir doch kein andres Glück auf, gnädigster Herr, als das ich mir selbst gewählt habe.

„Und

„Und ein solches Talent zu vernachlässigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben.“

So erlauben Sie mir, gnädigster Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch sogleich die Anstalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer, zunächst am Schlafgemach seines Herrn, wo er ihn mit Musik in den Schlummer wiegen und mit Musik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbath, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, diese zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde, zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächstens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch seyn möge, es ist ihm zum voraus gewährt.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marchese von Civitella, der von seinen Wunden nun ganz wieder hergestellt ist, hat sich vorige Woche durch seinen Oncle, den Kardinal, bei dem Prinzen einführen lassen, und seit diesem Tage folgt er ihm, wie sein Schatten. Von diesem Marchese hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit gesagt, wenigstens hat er sie weit übertrieben. Ein sehr liebenswürdiger Mensch von Ansehn und unwiderstehlich im Umgang. Es ist nicht möglich, ihm gram zu seyn, der erste Anblick hat mich erobert. Denken Sie Sich die bezauberndste Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Gesicht voll Geist und Seele, eine offne einladende Miene, einen einschmeichelnden Ton der Stimme, die fließendste Beredsamkeit, die blühendste Jugend mit allen Grazien der feinsten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringschätzigen Stolz, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili so unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausschweifungen muß man mir weit übertrieben haben, nie sah' ich ein vollkommeneres, schöneres Bild der Gesundheit. Wenn

et wirklich so schlimm ist, als mir Biondello sagt, so ist es eine Sirene, der kein Mensch widerstehen kann.

Gegen mich war er gleich sehr offen. Er gestand mir mit der angenehmsten Treuherzigkeit, daß er nicht am besten bei seinem Oncle angeschrieben stehe, und es auch wohl verdient haben möge. Er sei aber ernstlich entschlossen, sich zu bessern, und das Verdienst davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er durch diesen mit seinem Oncle wieder ausgesöhnt zu werden, weil der Prinz alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jezt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und beides hoffe er, sich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient sich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachsamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieses Verhältniß gibt auch ihm gewisse Rechte an den Prinzen, die er sehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er ist bei allen Parthieen, an denen der Prinz Theil nimmt, für den Bucentauro ist er — und das ist sein Glück! bis jezt nur zu jung gewesen. Ueberall, wo er sich mit dem Prinzen einfindet, entführt er diesen der Gesellschaft, durch die feine Art, womit er ihn zu beschäftigen und auf sich zu ziehen weiß. Niemand, sagen sie, habe ihn bändigen können, und der Prinz

verdiene

verdiene eine Legende, wenn ihm dieses Riesenwerk aufbehalten sei. Ich fürchte aber sehr, das Blatt möchte sich vielmehr wenden, und der Führer bei seinem Zögling in die Schule gehn, wozu sich auch bereits alle Umstände anzulassen scheinen.

Der Prinz von **d** ist nun abgereis't, und zu unserm allerseitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus gesagt habe, liebster O***, ist auch richtig eingetroffen. Bei so entgegengesezten Charakteren, bei so unvermeidlichen Kollisionen konnte dieses gute Vernehmen auf die Dauer nicht bestehen. Der Prinz von **d** war nicht lange in Venedig, so entstand ein bedenkliches Schisma in der spirituellen Welt, das unsern Prinzen in Gefahr sezte, die Hälfte seiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er sich nur sehen ließ, fand er diesen Nebenbuhler in seinem Wege, der gerade die gehörige Dosis kleiner List und selbstgefälliger Eitelkeit besaß, um jeden noch so kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über sich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunstgriffe zu Gebothe standen, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbstgefühl untersagte, so konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf seiner Seite hatte, und an der Spitze einer Parthei prangte, die seiner würdig war. Das Vernünftigste wäre freilich wohl

gewesen, mit einem Gegner dieser Art sich in gar keinen Wettkampf einzulassen, und einige Monate früher wäre dieß gewiß die Parthei gewesen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jezt aber war er schon zu weit in den Strom gerissen, um das Ufer so schnell wieder erreichen zu können. Diese Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umstände, einen gewissen Werth bei ihm erlangt, und hätte er sie auch wirklich verachtet, so erlaubte ihm sein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entsagen, wo sein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entschluß, als für ein Geständniß seiner Niederlage würde gegolten haben. Das unselige Hin- und Wiederbringen vernachlässigter, schneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geist von Rivalität, der seine Anhänger erhizte, hatte auch ihn mit ergriffen. Um also seine Eroberungen zu bewahren, und sich auf dem schlüpfrigen Platz zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewiesen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müssen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dieß konnte nur durch einen fürstlichen Aufwand erreicht werden, daher ewige Feste und Gelage, kostbare Konzerte, Präsente und hohes Spiel. Und weil sich diese seltsame Raserei bald auch der beiderseitigen Suite und Dienerschaft mittheilte, die, wie Sie wissen, über den Artikel der Ehre noch weit wachsamer zu halten pflegt als ihre Herrschaft, so

mußte

mußte er dem guten Willen seiner Leute durch seine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armseligkeiten, alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der sich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überschleichen ließ!

Den Nebenbuhler sind wir zwar nun los, aber was er verdorben hat, ist nicht so leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle ist erschöpft; was er durch eine weise Oekonomie seit Jahren erspart hat, ist dahin, wir müssen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er sich nicht in Schulden stürzen soll, wovor er sich bis jezt auf das sorgfältigste gehütet hat. Die Abreise ist auch fest beschlossen, sobald nur erst frische Wechsel da sind.

Möchte indeß aller dieser Aufwand gemacht seyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich als jezt! Er fühlt, daß er nicht ist, was er sonst war — er sucht sich selbst — er ist unzufrieden mit sich selbst und stürzt sich in neue Zerstreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntschaft folgt auf die andre, die ihn immer tiefer hineinreißt. Ich sehe nicht, wie das noch werden soll. Wir müssen fort — hier ist keine andre Rettung — wir müssen fort aus Venedig.

Aber, liebster Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieses lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebster Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was sprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben soll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müssen die genommen haben! Künftig, liebster O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, senden Sie solche über Trient und unter der Adresse meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müssen, liebster Freund, den wir bis jezt so glücklich vermieden haben. — Die Wechsel sind ausgeblieben, jezt in diesem dringenden Bedürfniß zum erstenmal ausgeblieben, und wir wären in die Nothwendigkeit gesezt, unsre Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theurer bezahlt.

Das

Das Schlimmste an diesem unangenehmen Vorfalle ist, daß er unsre Abreise verzögert.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwischen mir und dem Prinzen. Das ganze Geschäft war durch Biondellos Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh' ich etwas davon ahndete. Den Prinzen zu dieser Extremität gebracht zu sehen, preßte mir das Herz und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düster ausgesehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin sehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tische, ich stand am Fenster und beschäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„F***! fieng er an. Ich kann keine finstern Gesichter um mich leiden."

Ich schwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften sonst wunder glauben, was für weise Dinge Sie verschweigen."

Wenn ich finster bin, gnädigster Herr, sagte ich, so ist es nur, weil ich Sie nicht heiter sehe.

„Ich weiß, fuhr er fort, daß ich Ihnen nicht recht bin — schon seit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was schreibt der Graf von O***?“

Der Graf von O*** hat mir nichts geschrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergießungen zusammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber gestehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimnisse eindringen.“

Der Graf von O***, sagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm schrieb, noch den ersten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan, fuhr er fort. Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend.) Ich hätte das nicht thun sollen?“

Ich sehe wohl ein, daß dieß nothwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit setzen sollen?“

Ich schwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünschen nie über das hinauswagen sollen, und darüber zum

Greis

Greis werden, wie ich zum Mann geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumschaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genusses für mich springt — weil ich —"

Wenn es ein Versuch war, gnädigster Herr, dann hab' ich nichts mehr zu sagen — dann sind die Erfahrungen, die er Ihnen verschaft haben wird, noch mit dreimal soviel nicht zu theuer erkauft. Es thut mir wehe, ich gestehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, die nur für Ihr eigenes Herz gehört, die Frage, wie Sie glücklich seyn sollen, zu entscheiden haben sollte.

„Wohl Ihnen, daß Sie verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geschöpf, ich muß ihr Sklave seyn. Was sind wir anders als Meinung? Alles an uns Fürsten ist Meinung. Die Meinung ist unsre Amme und Erzieherinn in der Kindheit, unsre Gesezgeberinn und Geliebte in männlichen Jahren, unsre Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteste aus den untersten Klassen ist besser daran als wir, denn sein Schicksal hat ihm doch eine Philosophie seines Schicksals geschaffen. Ein Fürst, der die Meinung verlacht, hebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Daseyn eines Gottes läugnet?"

Und dennoch, gnädigster Prinz —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich kann den Kreis überschreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtniß herausreissen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, und hundert tausend Thoren von euch immer fester und fester darin gegründet haben? Jeder will doch gerne ganz seyn, was er ist, und unsre Existenz ist nun einmal, glücklich scheinen. Weil wir es nicht seyn können auf Eure Weise, sollen wir es darum gar nicht seyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr schöpfen dürfen, sollen wir uns auch nicht mit einem künstlichen Genuß hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine schwache Entschädigung empfangen dürfen?“

Sonst fanden Sie diese in Ihrem Herzen.

„Wenn ich sie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie diese Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu diesem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um diese grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine schneidende Sichel in meinem Gehirn hin und her fährt, und mit jeder neuen Forschung einen neuen Zweig meiner Glückseligkeit zerschneidet?“

Mein

Mein bester Prinz! — Er war aufgestanden, und ging im Zimmer herum, in ungewöhnlicher Bewegung.

„Wenn alles vor mir und hinter mir versinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei wie ein Reich der Versteinerung hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts biethet — wenn ich meines Daseyns ganzen Kreis im schmalen Raume der Gegenwart beschlossen sehe — wer verargt es mir, daß ich dieses magre Geschenk der Zeit, feurig und unersättlich wie einen Freund, den ich zum leztenmale sehe, in meine Arme schließe? Wenn ich mit diesem flüchtigem Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit seiner Tiare? — O ich hab' ihn schätzen lernen den Augenblick! Der Augenblick ist unsre Mutter und wie eine Mutter laßt uns ihn lieben!"

Gnädigster Herr, sonst glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

„O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glüenden Arme darum schlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erscheinungen zu beglücken, die morgen dahin seyn werden, wie ich? — Ist nicht alles Flucht um mich herum? Alles stößt sich und drängt seinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daseyns einen Tropfen eilends zu trinken und lechzend davon zu gehn. Jezt in dem Augenblick,

wo ich meiner Kraft mich freue, ist schon ein werdendes Leben an meine Verwesung angewiesen. Zeigen Sie mir ein Wesen, das dauert, so will ich tugendhaft seyn."

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuß und die Richtschnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen —

„Dienen! Dienen gewiß, so gewiß als der unbedeutendste Mauerstein der Simmetrie des Pallastes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitbefragtes, mitgenießendes Wesen? Lieblicher gutherziger Wahn des Menschen! deine Kräfte willst du ihr widmen? Kannst du sie ihr denn weigern? Was du bist und was du besitzest, bist du ja nur, besitzest du nur für sie. Hast du gegeben, was du geben kannst, und was du allein ihr geben konntest, so bist du auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit spricht dir das Urtheil, und sie ist es auch, die es vollziehet. Aber wer ist denn diese Natur, diese Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte sie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre sie selbst nur, überlebte sie auch nur die vergangne Sekunde! — Ein unermeßlicher Baum steht sie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in seinen Röhren,

Röhren, Jahrtausende und die Nationen, die darin Geräusch machten, fallen wie welke Blüthen, wie verdorrte Blätter von seinen Zweigen, die er mit innrer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannst du von ihr verlangen, was sie selbst nicht besitzet? Du eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläßt, deines Daseyns Spur darin zu sichern verlangen?“

Diese trostlose Behauptung widerlegt schon die Weltgeschichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Aristides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zusammensezte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerinn, die nicht gerecht ist? Sie leben in der Geschichte, wie Mumien in Balsam, um mit ihrer Geschichte etwas später zu vergehen.“

Und dieser Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Nothwendigkeit verschwenden? Durfte in der Kraft etwas seyn, dem nichts in der Wirkung entspräche?

„O in dieser Wirkung eben liegt alles. Verschwenden? Steigt nicht auch der Wasserstrahl in der Cascade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum schleudern könnte? Aber schon im ersten Moment seines Aufsprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tausend Luftsäulen auf

ihn,

ihn, die ihn, früher oder später, in einem höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben? Um so spät zu fallen, mußte er mit dieser üppigen Kraft aufsteigen — gerade eine elastische Kraft, wie der Trieb zur Unsterblichkeit, gehörte dazu, wenn sich die Menschenerscheinung gegen die herandrückende Nothwendigkeit Raum machen sollte. Ich gebe mich überwunden, liebster Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieser Trieb zur Unsterblichkeit im Menschen nicht eben so vollkommen mit dem zeitlichen Zweck seines Daseyns aufgehe, als seine sinnlichsten Triebe. Freilich verführt uns unser Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Nothwendigkeit haben, gegen sie selbst anzuwenden, aber hätten wir wohl diesen Stolz, wenn sie nicht auch von ihm Vortheile zöge? Wäre sie ein vernünftiges Wesen, sie müßte sich unsrer Philosophien ohngefähr eben so freuen, wie sich ein weiser Feldherr an dem Muthwillen seiner kriegerischen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verspricht."

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre todt und die Theile lebten? Der Zweck wäre so gemein, und die Mittel so edel?

„Zweck überhaupt hätten wir nie sagen sollen. Um in Ihre Vorstellungsart einzutreten, entlehne ich diesen Begriff von der moralischen Welt, weil wir hier gewohnt sind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck

zu nennen. In der Seele selbst geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre innern Wirkungen aber in äußre übergehen, so kehrt sich diese Ordnung um, und das Mittel verhält sich zu dem Zwecke wie die Ursache zu ihrer Wirkung. In diesem lezten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieses Ausdrucks bedienen, der aber auf unsere jezige Untersuchung keinen störenden Einfluß haben darf. Setzen Sie statt Mittel und Zweck Ursache und Wirkung — wo bleibt der Unterschied von Gemein und Edel? Was kann an der Ursache edel seyn, als daß sie ihre Wirkung erfüllet? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenstand gegen ein gewisses Principium in unserer Seele stehet — es ist also ein Begriff der nur innerhalb unsrer Seele, nicht außerhalb derselben anzuwenden ist. Sehen Sie aber, wie Sie schon als erwiesen annehmen, was wir erst durch unsre Schlüsse herausbringen sollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegensatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Wesen schon als den Mittelpunkt voraussetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, so wird diese Rangordnung verschwinden, der Gedanke ist Wirkung und Ursache der Bewegung und ein Glied der Nothwendigkeit, wie der Pulsschlag der ihn begleitet.

Nimmer-

Nimmermehr werden Sie diesen paradoxen unnatürlichen Satz durchsetzen. Beinahe überall können wir mit unserm Verstande den Zweck der physischen Natur bis in den Menschen verfolgen. Wo sehen wir sie auch nur einmal diese Ordnung umkehren, und den Zweck des Menschen der physischen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie diese auswärtige Bestimmung mit dem Glückseligkeitstriebe vereinigen, der alle seine Bestrebungen einwärts gegen ihn selbst richtet?

„Lassen Sie uns doch versuchen. Um mich kürzer zu fassen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir also, daß moralische Erscheinungen nöthig waren, wie Licht und Schall nöthig waren, so mußten Wesen vorhanden seyn, die diesem besondern Geschäfte zugebildet waren, so wie Ether und Luft gerade so und nicht anders beschaffen seyn mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu seyn, die uns die Vorstellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten also Wesen existiren, die sich selbst in Bewegung setzen, weil die moralische Erscheinung auf der Freiheit beruhet; was also bei Luft und Ether, bei dem Mineral und der Pflanze die ursprüngliche Form leistet, mußte hier von einem innern Principium erhalten werden, gegen welches sich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieses Wesens ohngefehr eben so verhielten, als die bewegen-

den

den Kräfte der Pflanze gegen den beständigen Typus ihres Baues. Wie sie das bloß organische Wesen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, so mußte sie das denkendem, findende Wesen durch Schmerz und Vergnügen bewegen."

Ganz richtig.

„Wir sehen sie also in der moralischen Welt ihre bisherige Ordnung verlassen, ja sogar mit sich selbst in einen anscheinenden Streit gerathen. In jedem moralischen Wesen legt sie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichsam als hätte sie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieses Centrum müssen sich alle Thätigkeiten dieses Wesens mit einem Zwange neigen, wie sie ihn in der physischen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieses Wesen ist auf die Art in sich selbst gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch diesen Fall zu seinem Centrum dazu gebildet, eben so wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward, und als Kugel fortdauret. Bis hieher scheint sie sich selbst ganz vergessen zu haben."

„Aber wir haben gehört, daß dieses Wesen nur vorhanden ist, um die moralischen Erscheinungen hervorzubringen, deren sie bedurfte; die Freiheit dieses Wesens, oder sein Vermögen sich selbst zu bewegen, mußte also dem Zweck unterworfen werden, zu welchem

chem sie es bestimmte. Wollte sie also über die Wirkungen Meister bleiben, die es leistete, so mußte sie sich des Principiums bemächtigen, wornach sich das moralische Wesen beweget. Was konnte sie daher anders thun, als ihren Zweck mit diesem Wesen an das Principium anschließen, wodurch es regiert wird, oder mit andern Worten, seine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung seiner Glückseligkeit machen?"

Das begreif ich.

„Erfüllt also das moralische Wesen die Bedingungen seiner Glückseligkeit, so tritt es eben dadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch diesen abgesonderten Plan entzogen zu seyn schien, eben so wie der Erdkörper durch den Fall seiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptick zu beschreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt also das moralische Wesen jedesmal nur die Verhältnisse seines gegenwärtigen Zustandes zu dem Zustande seiner höchsten Vollkommenheit, welcher einerlei ist mit dem Zwecke der Natur. Diesen Weiser hat und bedarf das organische Wesen nicht, weil es sich durch sich selbst dem Zustand seiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes also hat vor diesem den Genuß seiner Vollkommenheit, d. i. Glückseligkeit voraus, mit dieser aber auch die Warnung,

nung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elastische Kugel das Bewußtseyn ihres Zustandes, so würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdringt, sie schmerzen, so würde sie mit einem Gefühle von Wollust zu ihrer schönsten Ründung zurückkehren."

Ihre elastische Kraft dient ihr statt jenes Gefühles.

„Aber eben so wenig Aehnlichkeit die schnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubische Form eines Salzes mit seinem bittern Geschmacke hat, eben so wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückseligkeit nennen, mit dem Zustand unsrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man sagen, seyen durch eine eben so willkührliche Koexistenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrlosen Handlung."

So scheint es.

„Der Mensch also brauchte kein Mitwisser des Zwecks zu seyn, den die Natur durch ihn ausführt. Mochte er immerhin von keinem andern Principium wissen, als dem, wodurch er in seiner kleinen Welt sich regiert, mochte er sogar im lieblichen, selbstgefälligen Wahn die Verhältnisse dieser seiner kleinen Welt der großen Natur als Gesetze unterlegen —

dadurch daß er seiner Struktur dienet, sind ihre Zwecke mit ihm gesichert."

Und kann etwas vortrefflicher seyn, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß sie ihrem eignen getreu bleiben, daß sie nicht zu der Harmonie beitragen wollen dürfen, sondern daß sie es müssen. Diese Vorstellung ist so schön, so hinreissend, daß man schon dadurch allein bewogen wird —

„sie einem Geiste zu gönnen, wollen Sie sagen? weil der selbstsüchtige Mensch seinem Geschlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer so gern in seiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Krystalle das Vermögen der Vorstellung, sein höchster Weltplan wird Krystallisation, seine Gottheit die schönste Form von Krystall seyn. Und mußte dieß nicht so seyn? Hielt nicht jede einzelne Wasserkugel so getreu und fest an ihrem Mittelpunkte, so würde sich nie ein Weltmeer bewegt haben."

Aber wissen Sie auch', gnädigster Prinz, daß Sie bisher nur gegen Sich Selbst bewiesen haben? Wenn es wahr ist, wie Sie sagen, daß der Mensch nicht aus seinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung den Gang der Natur zu bestimmen? Wie können Sie es dann unternehmen, die Regel festsetzen zu wollen, nach der sie handelt?

„Nichts

„Nichts weniger. Ich bestimme nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menschen mit ihr verwechselt haben, was sie aus ihrer eignen Brust genommen, und durch pralerische Titel aufgeschmükt haben. Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Gränzen des menschlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter seyn möchte. Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen, und fahren schaudernd vor ihrem eigenen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumen bemahlt, lachender oder finstrer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von weitem täuschte die Perspektive. Auch manche Gauckler nuzten diese allgemeine Neugier, und sezten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasien in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke, keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor, alles was man hörte, war ein hohler Wiederhall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter dieser Decke müssen alle, und mit Schaudern fassen sie sie an, ungewiß, wer wohl dahinter stehe, und

sie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß diese Decke die Menschen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sei; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter."

Ein rascher Schluß war es immer, wenn sie keinen bessern Grund hatten, als weil sie nichts sahen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich bescheide mich gern nicht hinter diese Decke blicken zu wollen — und das weiseste wird doch wohl seyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einschließe, wird mir dieser kleine Fleck desto wichtiger, den ich schon über eiteln Eroberungsgedanken zu vernachlässigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daseyns nennen, geht mich jezt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nichts nachhelfen, ich weiß aber und glaube fest, daß ich einen solchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, ist mir desto heiliger — es ist alles, was mein ist, meine Moralität nehmlich, meine Glückseligkeit. Alles übrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Bothen gleich,

der

der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält kann ihm einerlei seyn — er hat nichts als sein Bothenlohn dabei zu verdienen."

O wie arm lassen Sie mich stehn!

„Aber wohin haben wir uns verirret? rief jezt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tisch sah', wo die Rollen lagen. Und doch nicht so sehr verirret! sezte er hinzu — denn vielleicht werden Sie mich jezt in dieser neuen Lebensart wieder finden. Auch ich konnte mich nicht so schnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückseligkeit nicht so schnell von dem lieblichen Traume ablösen, mit welchem alles, was bis jezt in mir gelebt hatte, so fest verschlungen war. Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Daseyn der mehresten Menschen um mich her so erträglich macht. Alles, was mich mir selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören."

Ich konnte das Gespräch noch nicht abgebrochen sehen.

Gnädigster Prinz, fieng ich von neuem an, hab' ich Sie auch recht verstanden? Der lezte Zweck des

Menschen ist nicht im Menschen, sondern außer ihm? Er ist nur um seiner Folgen willen vorhanden.

„Lassen Sie uns diesen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt.

Sagen Sie, er ist da, weil die Ursachen seines Daseyns da waren, und weil seine Wirkungen existiren, oder, welches eben soviel sagt, weil die Ursachen, die ihm vorhergiengen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Ursache haben müssen.„

Wenn ich ihm also einen Werth beilegen will, so kann ich diesen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Ursache er ist?

„Nach der Menge seiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil sie eine größre Menge von Wirkungen nach sich ziehet. Der Mensch hat keinen andern Werth als seine Wirkungen.“

Derjenige Mensch also, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten ist, wäre der vortrefflichere Mensch?

„Unwidersprechlich.“

Wie? So ist zwischen dem Guten und Schlimmen kein Unterschied mehr! So ist die moralische Schönheit verloren!

„Das

„Das fürcht' ich nicht. Wäre das, so wollte ich sogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moralischen Unterschiedes ist mir eine weit wichtigere Instanz als meine Vernunft — und nur alsdann fieng ich an, an die Leztere zu glauben, da ich sie mit jenem unvertilgbarem Gefühle übereinstimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze, die meinige ruht auf ihrer eigenen Achse."

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigsten Rollen durch die mittelmäßigsten Spieler gespielt werden, daß die Natur die heilsamsten Revolutionen durch die schädlichsten Subjekte vollbringt. Ein Mahomed, ein Attila, ein Aurangzeb sind so wirksame Diener des Universums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane kosthare Werkzeuge der physischen Natur. Ein Despot auf dem Thron, der jede Stunde seiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre also ein weit würdigeres Glied ihrer Schöpfung, als der Feldbauer in seinen Ländern, weil er ein wirksameres ist — ja was das Traurigste ist, er wäre eben durch das vortrefflicher, was ihn zum Gegenstande unsers Abscheues macht, durch die größre Summe seiner Thaten, die alle fluchwürdig sind — er hätte in eben dem Grade einen größern Anspruch auf den Namen eines vortrefflichen Menschen, als er unter die Menschheit herabsinkt. Laster und Tugend —

„Sehen Sie, rief der Prinz mit Verdrusse, wie Sie Sich von der Oberfläche hintergehen lassen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüstendes Leben ein thätiges Leben sei? Der Despot ist das unnüzlichste Geschöpf in seinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigsten Kräfte bindet, und die schöpferische Freude erstickt. Sein ganzes Daseyn ist eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelste, heiligste Leben greift und die Freiheit des Denkens zerstöret — hunderttausend thätige Menschen ersetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenig Jahren verwüsteten. Wie können Sie diese Geschöpfe und Schöpfer der Verwesung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren!“

Ich gestehe die Schwäche meines Einwurfs — aber setzen wir anstatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, so können Sie doch nicht läugnen, daß dieser in seiner Monarchie wirksamer sei, als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig ist. Das Glück ist es also doch, was nach Ihrem Systeme die Grade der Vortrefflichkeit bestimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken vertheilet!

„Der

„Der Thron wäre also nach Ihrer Meinung vorzugsweise eine solche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regieret, was thut der Philosoph in seinen Reichen?“

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regieret?“

Er denkt.

„Und wenn der wachsame Philosoph schläft, was thut der wachsame König?“

Er schläft.

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon stehe in einer Bauerstube, die andre soll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Gesellschaft leuchten. Was werden sie beide?“

Sie werden leuchten. Aber eben das spricht für mich — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechselte man ihre Bestimmung, so würde niemand einen Unterschied merken. Warum soll die eine darum vortrefflicher seyn, weil der Zufall sie begünstigte, in einem glänzenden Saal Pracht und Schönheit zu zeigen, warum soll die andre schlechter seyn, weil der Zufall sie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armuth und Kummer sichtbar zu machen? Und doch folgte dieß nothwendig aus ihrer Behauptung?

„Beide sind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleistet?“

Wie ist das möglich? Da die in dem weitem Saale so viel mehr Licht ausgegossen hat, als die andre? Da sie so viel mehr Vergnügen verbreitet hat, als die andre?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der ersten Wirkung die Rede ist, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächstfolgende Wirkung gehört der nächstvorhergegangenen Ursache; nur so viele Theile der Lichtmaterie, als sie unmittelbar berührte, sezte die brennende Kerze in Schwung. Und was sollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können Sie aus einem jeden Centralpunkt nicht gleichviel Strahlen ziehen? Eben soviel aus Ihrem Augensterne, als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie Sich doch, die großen Massen, die der Verstand nur als solche Ganze zusammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als solche existirende Ganze vorauszusetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft sprengt und hundert Häuser verschüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet.“

Sehr gut, aber —

„Wenden wir dieses auf moralische Handlungen an. Wir gehen spazieren und zwei Bettler sollen uns

begegnen.

begegnen. Ich gebe dem Einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der Meinige betrinkt sich von dem Gelde und begeht in diesem Zustande eine Mordthat, der Ihrige kauft einem sterbenden Vater eine Stärkung und fristet ihm damit das Leben. Ich hätte also durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubet? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit, so wie die Ihrige, auf, meine Wirkung zu seyn."

Wenn aber mein Verstand diese Folgenreihe übersiehet, und nur diese Uebersicht mich zu der That bestimmt — wenn ich dem Bettler dieses Geld gab, um einem sterbenden Vater das Leben damit zu fristen, so sind doch alle diese Folgen mein, wenn sie so eintreffen, wie ich sie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergessen Sie nur nie, daß Eine Ursache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldstück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dieß ist von dieser ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. s. f. — Sie scheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxa behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verständigen, aber wir wollen es lieber durch unsre Schlüsse finden."

Aus dem Bisherigen, sehe ich wohl; folgt, daß eine gute That an ihrer schlimmen Wirkung nicht Schuld ist, und eine schlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die schlimme an ihrer schlimmen Schuld ist, und daß also beide in ihren Wirkungen ganz gleich sind. — Sie müßten denn die seltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte ist.

„Eine solche unmittelbare gibt es gar nicht, denn zwischen jede Wirkung, die der Mensch außer sich hervorbringt, und deren innre Ursache, oder den Willen, wird sich eine Reihe gleichgültiger einschieben, wenn es auch nichts als Muskularbewegung wäre. Sagen Sie also dreist, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moralisch einerlei, d. i. gleichgültig sind. — Und wer wird dieses läugnen wollen? Der Dolchstich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt sind beide ganz die nehmliche Handlung.“

Recht, aber die Motive —

„Die Motive also bestimmen die moralische Handlung. Und woraus bestehen die Motive?“

Aus Vorstellungen.

„Und was nennen Sie Vorstellungen?“

Innre

Innre Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Wesens, die äußern Thätigkeiten correspondiren.

„Eine moralische Handlung ist also eine Folge innrer Thätigkeiten, welche äußern Veränderungen correspondiren?“

Ganz richtig.

„Wenn ich also sage, die Begebenheiten A B C ist eine moralische Handlung, so heißt dieß so viel, als der Reihe äußrer Veränderungen, welche diese Begebenheit A B C ausmachen, ist eine Reihe innrer Veränderungen a b c vorhergegangen?“

So ist es.

„Die Handlungen a b c waren also bereits beschlossen als die Handlungen A B C anfiengen.“

Nothwendig.

Wenn also A B C auch nicht angefangen hätte, so wäre a b c darum nicht weniger gewesen. War nun die Moralität in a b c enthalten, so blieb sie auch, wenn wir A B C ganz vertilgen.“

Ich verstehe Sie, gnädigster Herr — und so wäre dasjenige, was ich für das erste Glied in der Kette gehalten, das lezte darin gewesen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moralische Handlung

schon

schon ganz vorbei, schon ihr ganzer Werth oder Unwerth entschieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie sie dachten, d. i. folgte ABC auf abc, so war es nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In diesem äußern Strome hat der Mensch nichts mehr zu sagen, ihm gehört nichts als seine eigene Seele. Sie sehen daraus auf's neue, daß der Monarch nichts dem Privatmanne voraus hat, denn auch er ist so wenig Herr jenes Stromes als dieser; auch bei ihm ist das ganze Gebieth seiner Wirksamkeit bloß innerhalb seiner eigenen Seele."

Aber dadurch wird nichts verändert, gnädigster Herr; denn auch die böse Handlung hat ihre Motive wie die Gute, d. i. ihre innern Thätigkeiten, und nur um dieser Motive willen nennen wir sie ja böse. Setzen Sie also den Zweck und den Werth des Menschen in die Summe seiner Thätigkeiten, so sehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus seinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Lassen Sie uns hören. Schlimm oder Gut, sind wir übereingekommen, seyen Prädikate, die eine Handlung erst in der Seele erlange."

Das ist erwiesen.

„Lassen

„Lassen wir also zwischen die äußere Welt und das denkende Wesen eine Scheidewand fallen, so erscheint uns die nehmliche Handlung außerhalb derselben gleichgültig, innerhalb derselben nennen wir sie schlimm oder gut.“

Richtig.

„Moralität ist also eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, so wie z. B. die Ehre eine Beziehung ist, die dem Menschen nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zukommen kann.“

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, so erscheint sie uns als die Bürgerinn einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Gesetzen müssen wir sie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das seinen Mittelpunkt in sich selbst hat, aus welchem alles fließt, was es gibt, gegen welchen alles strömt, was es empfänget. Dieser Mittelpunkt oder dieses Principium ist, wie wir vorhin übereingekommen sind, nichts anders als der inwohnende Trieb alle seine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder was eben soviel sagt, zur höchsten Kundmachung seiner Existenz zu gelangen. In diesen Zustand setzen wir die Vollkommenheit des moralischen

lischen Wesens, so wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künstler sie zusammensezte, der Wirkung entsprechen, um derentwillen er sie zusammensezte, wie wir ein musikalisches Instrument vollkommen nennen, wenn alle Theile desselben an seiner höchsten Wirkung den höchsten Antheil nehmen, dessen sie fähig und um dessentwillen sie vereinigt sind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moralischen Wesens zu diesem Principium stehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung ist moralisch gut oder moralisch böse, je nachdem sie sich jenem nähert oder von ihm entfernet, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?"

Vollkommen.

„Da nun jenes Principium kein andres ist, als die vollständigste Thätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine schlimme, wobei weniger thätig waren?"

Hier, gnädigster Herr, lassen Sie uns inne halten. Diesem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moralischen Rangordnung sehr tief unter das jahrlange Komplott der Bartholomäusnacht zu stehen, oder die Verschwörung des Cueva gegen Venedig.

„Der

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können, fieng er an, daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zusammen, was zusammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttausenden? — und von hunderttausend mangelhaften, gegen welche ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile stehet. Der Trieb der Menschenliebe schlief bei allen, der bei der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?"

Eine gute Handlung sei, wobei mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch also, daß weniger Kräfte bei ihr thätig waren, wird eine schlimme Handlung schlimm, und so umgekehrt?"

Ganz begreiflich.

„Bei einer schlimmen Handlung wird also nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?"

So ist's.

„Ich kann also nicht sagen, es gehörte ein böses Herz dazu, diese That zu begehen, so wenig als ich sagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, diesen Stein aufzuheben?"

Sehr wahr. Ich sollte vielmehr sagen, es mußte so viel gutes Herz fehlen, um diese That zu begehen.

„Laster ist also nur die Abwesenheit von Tugend, Thorheit die Abwesenheit von Verstand, ein Begriff ohngefähr, wie Schatten oder Stille?“

Ganz richtig.

„So wenig also, als man logisch-richtig sagen kann, es ist Leere, Stille, Finsterniß vorhanden, so wenig gibt es ein Laster im Menschen, und überhaupt also in der ganzen moralischen Welt?“

Das ist einleuchtend.

„Wenn es also kein Laster im Menschen gibt, so ist alles was in ihm thätig ist, Tugend, d. i. es ist gut, eben so wie alles tönt, was nicht still ist, alles Licht hat, was nicht im Schatten steht?“

Das folgt.

„Jede Handlung also, die der Mensch begeht, ist also dadurch, daß es eine Handlung ist, etwas Gutes?“

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine schlimme Handlung von einem Menschen sehen, so ist diese Handlung gerade

das

das einzige Gute, was wir in diesem Augenblick an ihm bemerken.“

Das klingt sonderbar.

„Lassen Sie uns ein Gleichniß zu Hülfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, neblichten Wintertag einen traurigen Anblick? Ist es darum, weil wir eine Schneelandschaft an sich selbst widrig finden? Nichts weniger, könnte man sie in den Sommer verpflanzen, sie würde seine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieser Schnee und dieser Nebelduft nicht da seyn könnten, wenn eine Sonne geschienen hätte sie zu zertheilen, weil sie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar sind. Der Winter ist uns also ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüsse mangeln, sondern weil er größere ausschließt.“

Vollkommen anschaulich.

„Eben so mit moralischen Wesen. Wir verachten einen Menschen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirksame Trieb der Selbsterhaltung mißfiele, sondern weil er diesem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenschaft des Muthes besessen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die List des Räubers bewundern, der mich bestiehlt, aber

ihn selbst nenne ich lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erstaunen setzen, die der Ausbruch einer jahrlang verhaltenen thätigen Rachsucht ist, aber ich nenne sie verabscheuungswürdig, weil sie mir einen Menschen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne seinen Mitmenschen zu lieben. Ich schreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht weil so viele Leben hier verwesen — Pest und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen sich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunst, den Heldenmuth nicht vortrefflich fände, die diese Krieger zu Boden streckten — sondern, weil mir dieser Anblick so viele tausend Menschen in's Gedächtniß bringt, denen die Menschlichkeit fehlte."

Vortrefflich.

„Dasselbe gilt von den Graden der Moralität. Eine sehr künstliche, sehr fein ersonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an sich, das schwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man so viele große und schöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirksam findet. Und doch nennen wir diese Handlung schlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geist, und strafen sie strenger, weil

sie

sie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer gröſsern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird sie vollends noch an einem Wohlthäter verübet, so empört sie darum unser ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu setzen, in diesem Falle häufiger waren, und wir also die Entdeckung, daß dieser Trieb unwirksam geblieben, häufiger dabei wiederhohlen."

Klar und einleuchtend.

„Auf unsre Frage zurück zu kommen. Sie geben mir also zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte sind, die das Laster zum Laster machen, sondern ihre Unthätigkeit."

Vollkommen.

„Die Motive sind aber solche Thätigkeiten; es ist also unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen lasterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive sind das einzige Gute das sie hat, sie ist nur böse um derjenigen willen, die ihr mangeln."

Unwidersprechlich.

„Aber wir hätten diesen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Lasterhafte aus diesen Motiven handeln, wenn sie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein ist es, was moralische

Wesen in Bewegung sezt; und nur das Gute, wissen wir ja, kann Genuß gewähren."

Ich bin befriedigt. Aus dem bisherigen folgt unwidersprechlich, daß z. B. ein Mensch von hellem Geist und wohlwollendem Herzen nur darum ein besserer Mensch ist als ein andrer von eben so viel Geist und einem minder wohlthätigem Herzen, weil er sich dem Maximum innrer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andre Bedenklichkeit steigt in mir auf. Geben Sie einem Menschen die Eigenschaften des Verstandes, des Muths, der Tapferkeit u. s. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und lassen Sie ihm nur die einzige Eigenschaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem andern vorziehen, der jene Eigenschaften in einem niedrigern Grade, dieß leztere aber in seinem größten Umfang besitzet? Unstreitig ist jener ein weit thätigerer Mensch als dieser, und da nach Ihnen die Thätigkeit der Kräfte den moralischen Preis bestimmet, so würde also Ihr Urtheil für ihn ausfallen, und mit dem gewöhnlichen Urtheil der Menschen in einem Widerspruche sich befinden.

„Es würde ohnfehlbar sehr übereinstimmend damit seyn. Ein Mensch, dessen Verstandeskräfte in einem hohen Grade thätig sind, wird eben so gewiß auch

auch ein vortreffliches Herz besitzen, als er das, was er an sich selbst liebet, an einem andern nicht hassen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu streiten scheint, so hat man entweder zu freigebig von seinem Verstande, oder von moralischer Güte zu eingeschränkt geurtheilt. Ein großer Geist mit einem empfindenden Herzen steht in der Ordnung der Wesen eben so hoch über dem geistreichen Bösewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man sagt beßer weichlichen, Herzen unter diesem stehet."

Aber ein Schwärmer und einer von der heftigen Art ist doch offenbar ein thätigeres Wesen, als ein Alltagsmensch mit phlegmatischem Blut und beschränkten Sinnen?

„Bei einem noch so phlegmatischen beschränkten Alltagsmenschen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er ist ein Mensch in gesundem Schlafe; der Schwärmer ist einem Phrenetischrasenden gleich, der sich in wüthenden Konvulsionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußersten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?"

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menschen in dem Mehr oder Weniger seiner innern Thätigkeit enthalten ist.

„Erinnern Sie Sich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir diese ganze Untersuchung im geschlossenen Bezirk der menschlichen Seele angestellt haben, daß wir sie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt, und innerhalb dieses nie überschrittenen Kreises den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß seine Glückseligkeit vollkommen mit seiner moralischen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm also für die leztere eben so wenig etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf eine erst zu erreichende Vollkommenheit eben so wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden könne, als daß eine Rose, die heute blühet, erst im folgenden Jahre dadurch schön sei, als daß ein Mißgriff auf dem Klavier erst in das nächstkommende Spiel seinen Mißlaut einmischen kann. Es wäre eben so denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in die andre fallen könnte — Ist Ihnen dieses erwiesen?“

Ich weiß nichts dagegen zu antworten.

„Das

„Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, welches wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau, und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig ist.“

Dieß ist erwiesen.

„Es umgebe mich also was da wolle, der moralische Unterschied bleibt.“

Ich ahnde, wo Sie hinauswollen, aber —

„Es sei also ein vernünftiggeordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Persönlichkeit, ein ewiger Fortschritt — aus der moralischen Welt läßt sich dieses wenigstens nicht mit größerer Bündigkeit erweisen, als aus der physischen. Um vollkommen zu seyn, um glücklich zu seyn, bedarf das moralische Wesen keiner neuen Instanz mehr — und wenn es eine erwartet, so kann sich diese Erwartung wenigstens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für seine Vollkommenheit gleichviel seyn, so wie

es der Rose — um schön zu seyn — gleichviel seyn muß, ob sie in einer Wüste oder in fürstlichen Gärten, ob dem Busen eines lieblichen Mädchens oder dem verzehrenden Wurm entgegen blühet."

Paßt diese Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich sage hier ausdrücklich um schön zu seyn, dort um glücklich zu seyn — nicht um vorhanden zu seyn! Dieß lezte gehört für eine neue Untersuchung, und ich will das Gespräch nicht verlängern."

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigster Prinz. Sie haben — und mir däucht unumstößlich — bewiesen, daß der Mensch nur moralisch sei, insofern er in sich selbst thätig sei — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer sich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer sich wirksam sei, weil er Moralität hat. Ihre Damit verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden."

Hier kommt es auf eins. Es hieße also, daß er nur in so fern den Grund der meisten Wirkungen

gen außer sich enthalte, in so fern er den höchsten Grad seiner Moralität erreiche. Und diesen Beweis sind Sie mir noch schuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht selbst führen? Der Zustand der höchsten innern Wirksamkeit seiner Kräfte, ist es nicht derselbe, in welchem er auch die Ursache der meisten Wirkungen außer sich seyn kann?“

Seyn kann, aber nicht seyn muß — denn haben Sie nicht selbst zugestanden, daß eine unwirksam gebliebene gute That ihrem moralischen Werth nichts benehme?

„Nicht bloß zugestanden, sondern als höchstnothwendig festgesezt! — Wie schwer sind Sie doch von einer irrigen Vorstellung zurückzubringen, die sich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieser anscheinende Widerspruch, daß die äußern Folgen einer moralischen That für ihren Werth höchst gleichgültig seyn, und daß der ganze Zweck seines Daseyns dennoch nur in seinen Folgen nach außen liege, verwirrt sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuose spiele vor einer zahlreichen aber rohen Gesellschaft, ein

Stüm-

Stümper komme dazwischen und entführe ihm seinen ganzen Hörsaal — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?“

Den Virtuosen, versteht sich, denn derselbe Künstler wird ein andermal feinere Ohren ergötzen.

„Und würde er dieses wohl, wenn er die Kunst nicht besäße, die damals verloren gieng, und die er damals übte?“

Schwerlich.

„Und wird sein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?“

Diejenige nicht, aber —

„Aber vielleicht eine größre bei seinem größern Haufen wollen Sie sagen? Können Sie im Ernste zweifelhaft seyn, ob ein Künstler, der einen Kreis fühlender Menschen und geistreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in seinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele sich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß sie sich vielleicht als das einzige

noch

noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anschloß, und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufsezte? — Auch jener Stümper, das räume ich ein, kann fröhliche Menschen machen — auch der Mensch, der seine moralische Krone verlor, wird noch wirken, eben so wie eine Frucht, an welcher die Fäulniß nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer seyn kann, aber sie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren."

Lassen Sie aber jenen Künstler in einer Wüste spielen, dort leben und sterben. Ich darf sagen, seine Kunst belohnt ihn; auch wo kein Ohr seine Töne auffängt, ist er sein eigner Hörer, und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie seines Wesens. Dieß dürfen Sie aber nicht sagen. Ihr Künstler muß Hörer haben, oder er ist umsonst da gewesen.

„Ich verstehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie Statt finden. Kein moralisches Wesen ist in einer Wüste, wo es lebet und webet berührt es ein umgränzendes All. Die Wirkung, die es leistet, wär' es auch nur diese einzige, wissen wir, konnte nur dieses Wesen und kein anderes leisten, und es konnte

diese

diese Wirkung nur vermöge seiner ganzen Beschaffenheit leisten. Wenn unser Virtuose auch nur einmal zum Spielen gelangte, so gestehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieser Künstler seyn müßte, der er war, daß er, um dieses zu seyn, gerade durch so viele Grade der Uebung und Kunstfertigkeit gegangen seyn mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß also sein ganzes vorhergegangenes Künstlerleben an diesem Augenblick des Triumphes Theil nimmt. War jener erste Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödsinnigen spielte? Seine erste That war die Gründung einer Republik, die noch jezt als die größte Erscheinung in der Weltgeschichte dasteht. Und so wäre es denkbar, daß meine Nothwendigkeit oder Ihre Vorsehung einen Menschen ein ganzes Menschenalter lang schweigend einer That zubereitet hätte, die sie ihm erst in seiner lezten Stunde abfordert."

So scheinbar dieses klingt — mein Herz kann sich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Bestrebungen des Menschen nur für seinen Einfluß in dieser Zeitlichkeit arbeiten sollen. Der große patriotische erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder

der gestürzt wird, trägt alle seine erworbenen Kenntnisse, seine geübten Kräfte, seine zeitigenden Plane in sein vergeßnes Privatleben hinein, worin er stirbt. Vielleicht hatte er nur noch den lezten Stein an die Pyramide zu setzen, die hinter ihm zusammen stürzt, die seine Nachfolger ganz von dem untersten Steine wieder anfangen müssen. Mußte er in funfzig Lebensjahren, mußte er während seiner anstrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille seines Privatlebens sammeln? Daß er durch diese Verwaltung seine Wirkung erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in diese Welt die ganze Bestimmung des Menschen erschöpft, so muß sein Daseyn zugleich mit seiner Wirkung aufhören.

„Ich verweise Sie an das sprechende Beispiel der physischen Natur, von der Sie mir doch einräumen müssen, daß sie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensezte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum sezte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaare schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht, warum ließ sie

aus

aus so viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß sie auch diese verderbenden Keime verarbeitet, so gewiß werden auch moralische Wesen, bei denen sie einen höhern Zweck zu verlassen schien, früher oder später in denselbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie sie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindische Anmaßung verrathen. Oft, sehen wir, läßt sie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den sie drei Jahrtausende nachher eben so plötzlich wieder aufnimmt, versenkt in Kalabrien die Künste und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um sie vielleicht im dreißigsten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menschenalter lang gesunde Nomadenhorden auf den tartarischen Steppen, um sie einst dem ermattenden Süden als frisches Blut zuzusenden, wie sie auf ihrem physischen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küsten wirft, um vielleicht eine Insel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an solchen Winken nicht ganz. Wie oft thut die Mäßigkeit eines Vaters, der längst nicht mehr ist, an einem genievollen Sohne Wunder, wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur

gelebt,

gelebt, um eine Grabschrift zu verdienen, die in die Seele eines späten Nachkömmlings einen Feuerstral werfen soll! — Weil vor Jahrhunderten ein verscheuchter Vogel auf seinem Fluge einige Saamenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüsten Eiland eine Aerndte — und ein moralischer Keim gieng in einem so fruchtbaren Erdreich verloren!"

O bester Prinz! Ihre Beredsamkeit begeister mich zum Kampfe gegen Sie selber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühllosen Nothwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen! Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher. Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Wesen — und dieser unendliche Genuß, dieses Mahl von Vollkommenheit, sollte durch die ganze Ewigkeit leer stehen!

„Sonderbar! sagte der Prinz nach einer tiefen Stille. Worauf Sie und Andere ihre Hofnungen gründen, eben das hat die meinigen umgestürzt — eben diese geahndete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht alles so in sich beschlossen, säh' ich auch nur einen einzigen verunstaltenden Splitter aus diesem schönen

Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber alles, alles was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem sichtbaren Mittelpunkt zurück, und unsre edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben."

Ich begreife Sie nicht, gnädigster Prinz. Ihre eigne Philosophie spricht Ihnen das Urtheil, wahrlich, Sie sind dem reichen Manne gleich, der bei allen seinen Schätzen darbet. Sie gestehen, daß der Mensch alles in sich schließe, um glücklich zu seyn, daß er seine Glückseligkeit nur allein durch das erhalten könne, was er besitzet, und Sie selbst wollen die Quelle ihres Unglücks außer Sich suchen. Sind Ihre Schlüsse wahr, so ist es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunsche über diesen Ring hinausstreben, in welchem Sie den Menschen gefangen halten.

„Das eben ist das Schlimme, daß wir nur moralisch vollkommen, nur glückselig sind, um brauchbar zu seyn, daß wir unsern Fleiß, aber nicht unsre Werke genießen. Hunderttausend arbeitsame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zusammen —

aber

aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergözte das Auge der Könige, und die fleißigen Sclaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was ist man dem Arbeiter schuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten seyn wird? Was dem Menschen, wenn er nicht mehr zu brauchen ist?"

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Wesen?"

Hier unterbrach uns ein Besuch — und spät genug werden Sie denken. Verzeihung, liebster O*** für diesen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch seine Moralphilosophie rechnen. Ich weiß, der Zustand seines Geists ist Ihnen wichtig, und seine Handlungen, weiß ich, sind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum schrieb ich alles auch getreulich nieder, was mir aus dieser Unterredung im Gedächtniß geblieben ist *). Künftig werde ich Sie von

*) Und auch ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich dem guten Baron F*** so getreulich nachgeschrieben habe. Wenn mir schon die Entschuldigung, die Lezterer bei seinem Freund hatte, bei dem Leser nicht zu Gute kommt, so hab' ich dafür eine andre, die der Baron F*** nicht hatte,

einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl schwerlich auf ein Gespräch, wie das heutige, führen dürfte. Leben Sie wohl.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)

hatte, und die mir bei dem Leser alles gelten muß. Der Baron F*** konnte nehmlich nicht vorhersehen, was für Einfluß die Philosophie des Prinzen einmal auf sein künftiges Schicksal haben könnte, das weiß ich aber; und darum ließ ich auch alles weislich so stehen, wie ich's fand. Dem Leser, der Geister hier zu sehen gehoft hat, versichre ich, daß noch welche kommen; aber er sieht selbst, daß sie bei einem so ungläubigen Menschen, als der Prinz von *** dermalen noch ist, gar nicht angewandt seyn würden.

S.

Bey G. J. Göschen sind herausgekommen:

Ewald, Generalsuperint. in Detmold: Soll und kann die Religion Jesu allgemeine Religion seyn? Parallele zwischen Christenthum und Cosmopolitismus, 8. 6 Gr.

Der Herr Verfasser beruhiget in dieser Schrift die aufgeklärten Christen über die traurige Vorstellung, daß so manche denkende Köpfe die Religion Jesus verwerfen, und stellt auf einigen Seiten den Abriß der christlichen Religion nach der Bibel mit Weglassung aller Menschensatzungen und falscher Begriffe dar.

Honorie Warren, eine Geschichte aus dem Engl. 2 Theile, 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein gutherziger, fröhlicher und witziger Franzose, der alle Dinge nach seiner Weise siehet und beschreibt, ein gefühlvoller und denkender Engländer, Miß Warren, die liebenswürdigste ihres Geschlechts, und Lady Bembridge, von Natur mit einem glänzenden Verstande und gutem Herzen beschenkt, aber verdorben durch die große Welt, sind die Hauptcharaktere dieser Geschichte. Außer den mannigfaltigen erdichteten Begebenheiten, durch welche jene Personen in Handlung gesetzt werden, findet man viele Beschreibungen wahrer Gegenstände, z B. der sieben Thürme in Constantinopel ꝛc. welche die Wißbegierde reitzen und unterhalten

Jacobi, Joh. Georg, Phädon und Naide oder der redende Baum, ein Singspiel in 2 Aufzügen. 8. 6 Gr.

Nachdem das Publikum lange kein neues Produkt von dem sanften Dichter der Grazien erhalten hat, erscheint dieses Geschenk seiner Muse. Phädon, ein angesehener Mann aus der Stadt, müde der Chikane entgegen zu arbeiten, legt sein Amt nieder und begiebt

sich

sich auf das Land. Hier liebt er Naiden, ein unschuldiges Hirtenmädgen. Die Handlung fängt am Tage der Verbindung an. Sie wollen opfern und das Orakel um seine Meinung fragen. Ein leichtsinniger Jüngling verliebt sich in Naiden, schleicht sich in die Höhle der Priesterin und von da in den alten Lorbeerbaum, aus welchem Apoll seine Orakelsprüche giebt. Da die Liebenden opfern, giebt er einen Spruch, durch welchen er sie trennen will; allein, er wird entdeckt, und sie werden über ihre Liebe beruhiget, aber Naide traurt dennoch Sie hat ihren Glauben an den heiligen Baum und an ihre Götter verlohren. Phädon beruhiget sie: „Sollten auch alle Orakel Menschenwerk seyn? dennoch geb ich den Glauben an Götterspruche nicht auf, sondern höre in allen den prophezeyhenden Stimmen, die aus Wäldern und Felsen tönen, den Nachhall ehemaliger wahrhafter Offenbahrungen. Die Götter redeten, und noch, obgleich man ihren Laut nicht vernimmt, reden sie mit dem, welcher ihres Umgangs würdig ist.“ Nun wird erst Naide ihres Glückes froh. Sie behält Phädon und ihre Götter. „O Phädon! ich traure nicht mehr. Oft wenn ich im Frühling aus meiner Hütte hervortrat, und Wälder und Wiesen mit ihren Blüthen und Blumen da lagen im Morgen und Abendroth; dann ergreift mich ein Schauer, als käm Apoll vom Olympus hernieder; und mir war, als müste noch etwas seyn jenseits der glänzenden Wolken; alles bewegte sich in mir; dann folgten Thränen, und ich gelobte den Unsterblichen, ihnen gefällig zu seyn. In solchen Stunden haben die Götter mit mir geredt!

Im stillen Thal, wo hinter Wäldern
Die Abendsonne von den Feldern
Auf frohes Wiedersehen scheidet,
Sind mir die Götter nah,
Und für ein Herz der Freuden offen,
Das sich mit Dank und süßem Hoffen
Am letzten Purpurschimmer weidet,
Ist dann der ganze Himmel da.

Die

Die Jesuiten, vertrieben aus der Freymaurerey und ihr Dolch zerbrochen durch die Freymaurer, zwey Theile aus dem Französischen übersetzt mit vielen Anmerk. des deutschen Uebersetzers. 1 Thlr.

Der erste Theil hat auch den besondern Titel: Die schottische Maurerey, verglichen mit den drey Ordensgelübden und das Geheimniß der Tempelherrn aus dem Vierzehnten Jahrhundert. Der zweyte Theil heißt auch: Einerleyheit der vier Gelübde bey der Gesellschaft des heil Ignaz und der vier Grade in der Freymaurerey des heil. Johannes.

Dieses Buch ist sowohl merkwürdig durch den sonderbaren Umstand, daß in Frankreich das nehmliche entdeckt wird, was in Deutschland behauptet worden ist, als auch durch die Anmerkungen des deutschen Uebersetzers, die zu allerley wichtigen Bemerkungen Anlaß geben.

Kritische Uebersicht der neuesten schönen Litteratur der Deutschen, 2ten Bandes 1tes Stück, gr. 8. 10 Gr.

Alle gute Schriften, welche aus dem Fache der schönen Wissenschaften erscheinen, werden in diesem periodischen Werk, ohne Rücksicht auf Raum und Zeit, ausführlich beurtheilt. Das Mittelmäßige wird nur zurz angezeigt, und das Elende, wenn es außerordentlich ist, zuweilen umständlich zergliedert.

Lafontaine, August, Scenen, zwey Theile, 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Der erste Theil enthält: Brutus oder die Befreiung Roms; der zweyte: Kleomenes.

Beydes sind Gemählde großer interessanter Charaktere und Handlungen, dramatisch dargestellt. Der Wunsch des Dichters ist durch Erweckung inniger und

großer

großer Gefühle das Herz zu üben, durch schöne Situationen zu interessiren, und durch einen Reichthum von Gedanken den Verstand zu unterhalten.

Reichardts, Joh. Fr., Königl. Preuss. Capellmeister in Berlin, deutsche Gesänge mit Clavierbegleitung.

Die Lieder sind von Göthe, Klopstock, Jacobi Voß, Rudolphi ꝛc. „Bey der Wahl der Gedichte, sagt Herr Reichard, beobachte ich vor allem andern die Wahrheit der Empfindung und des Eindrucks. Bey meiner musikalischen Bearbeitung geht mir Treue und Wärme über alles; wollen sich diese mit Kunstschöne und Kunstreichthum paaren, wende ich allen Fleiß an."

Repertorium der theologischen Litteratur, 2r Theil, gr. 8. 12 Gr.

Dieser Theil enthält alle theologische Schriften von 1786. mit den Urtheilen der besten Journale und Zeitungen. Das Jahr 1787 erscheint in der nächsten Ostermesse und 1788. zu Michaelis Auf diese Weise hat ein jeder, der nicht alle Journale und Zeitungen lesen kann, für einen geringen Preis eine vollständige Uebersicht dessen, was in dem Fache der Theologie geleistet ist.

Schulz, Friedrich, kleine Romane, 1r Band, 8. 20 Gr.

Dieser erste Band enthält die Leopoldine, ein Gegenstück zum kleinen Moritz. Der Anfang derselben hat schon in Wielands deutschen Merkur gestanden. Der zweyte Band erscheint auf Ostern.

Thalia.

Siebentes Heft.

I.

Iphigenie in Aulis.

Fortsetzung.

Vierter Akt.

Erster Auftritt.

Achilles. Der Chor.

Achilles.

Wo find' ich hier den Feldherrn der Achiver?
(Zu einigen Sclaven)
Wer von euch sagt ihm, daß Achill ihn hier
vor dem Gezelt erwarte? — Müßig liegt
an des Euripus Mündung nun das Heer;
ein jeder freilich nimmt's auf seine Weise.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
ließ öde Wände nur zurück und weilet

geruhig hier an Aulis Strand. Ein andrer
entwich von Weib und Kindern. So gewaltig
ist diese Kriegeslust, die zu dem Zug
nach Ilion ganz Hellas aufgebothen,
nicht ohne eines Gottes Hand! — Nun will ich,
was mich angeht, zur Sprache kommen lassen,
wer sonst was vorzubringen hat, verfecht'
es für sich selbst! — Ich habe Pharsalus
verlassen und den Vater — Wie? Etwa,
daß des Euripus schwache Winde mich
an diesem Strand verweilen? Kaum geschweig'
ich meine Myrmidonen, die mich fort
und fort bestürmen — „Worauf warten wir
denn noch Achill? Wie lang' wird noch gezaudert,
bis wir nach Troja unter Segel gehn?
Willst du was thun, so thu' es bald, sonst führ'
uns lieber wieder heim, anstatt noch länger
ein Spiel zu seyn der zögernden Atriden."

Zweiter Auftritt.

Clytemnestra zu den Vorigen.

Clytemnestra.

Glorwürd'ger Sohn der Thetis! Deine Stimme
vernahm ich drinnen im Gezelt, drum komm' ich
heraus und dir entgegen —

Achilles

Achilles
(betroffen.)

Heilige
Schamhaftigkeit! — Ein Weib — von diesem Anstand —

Clytemnestra.

Kein Wunder, daß Achill mich nicht erkennet,
der mich vordem noch nie gesehn — Doch Dank ihm,
daß ihn der Scham Gesetze heilig sind!

Achilles.

Wer bist du aber? Sprich! Was führte dich
in's griech'sche Lager, wo man Männer nur
und Waffen sieht?

Clytemnestra.

Ich bin der Leda Tochter,
und Clytemnestra heiß' ich. Mein Gemahl
ist König Agamemnon.

Achilles.

Viel und genug
mit wenig Worten! Ich entferne mich.
Nicht wohlanständig wäre mir's, mit Frauen
Gespräch zu wechseln.

Clytemneſtra.

Bleib. Was flieheſt du?
Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
das neue Bündniß glücklich uns beginnen.

Achilles.

Ich dir die Hand? Was ſagſt du Königinn?
Zu ſehr verehr' ich Agamemnons Haupt,
als daß ich wagen ſollte, zu berühren,
was mir nicht ziemt.

Clytemneſtra.

Warum dir nicht geziemen,
da du mit meiner Tochter dich vermähleſt?

Achilles.

Vermählen — Warlich — Ich bin voll Erſtaunen —
Doch nein, du redeſt ſo, weil du dich irreſt.

Clytemneſtra.

Auch dieß Erſtaunen find' ich ſehr begreiflich.
Uns alle pflegt — ich weiß nicht welche — Scheu
bei'm Anblick neuer Freunde anzuwandeln,
wenn ſie von Heurath ſprechen ſonderlich.

Achilles.

Nie, Königinn, hab' ich um deine Tochter
gefreit — und nie iſt zwiſchen den Atriden
und mir ein ſolches unterhandelt worden.

Clytem-

Clytemneſtra.

Was für ein Irrthum muß hier ſeyn? Gewiß,
wenn meine Rede dich beſtürzt, ſo ſezt
die deine mich nicht minder in Erſtaunen.

Achilles.

Denk nach, wie das zuſammenhängt! Dir muß,
wie mir, dran liegen es herauszubringen.
Vielleicht, daß wir nicht beide uns betrügen!

Clytemneſtra.

O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, läßt man mich hier ſtiften,
die nie ſeyn wird und nie hat werden ſollen.
O wie beſchämt mich das!

Achilles.

Ein Scherz vielleicht,
den jemand mit uns beiden treibt! Nimm's nicht
zu Herzen edle Frau. Verach't' es lieber.

Clytemneſtra.

Leb' wohl. In deine Augen kann ich ferner
nicht ſchaun, da ich zur Lügnerinn geworden,
da ich erniedrigt worden bin.

Achilles.

Mich laß
vielmehr so reden! — Doch ich geh' hinein,
den König, deinen Gatten, aufzusuchen.
(wie er auf das Zelt zugeht, wird es geöfnet.)

Dritter Auftritt.

Der alte Sclave zu den Vorigen.

Sclave.
(in der Thüre des Gezelts.)

Halt Aeacide! Göttinnsohn, mit dir
und auch mit dieser hier hab' ich zu reden.

Achilles.

Wer reißt die Pforten auf und ruft — Er ruft
wie außer sich.

Sclave.

Ein Knecht. Ein armer Nahme,
der mir den Dünkel wohl vergehen läßt,
mich —

Achilles.

Wessen Knecht? Er ist nicht mein, der Mensch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

Sclave

Des Hauses Knecht, vor dem ich stehe. Tyndar,
(auf Clytemnestra zeigend)
Ihr Vater hat mich drein gestiftet.

Achilles.

Achilles.

Nun!
Wir stehn und warten. Sprich, was dich bewog,
mich aufzuhalten.

Sclave.

Ist kein Zeuge weiter
vor diesen Thoren? Seid ihr ganz allein?

Clytemnestra.

So gut als ganz allein. Sprich dreist — erst aber
verlaß das Königszelt und komm hervor.

Sclave.

(kommt heraus.)

Jezt, Glück und meine Vorsicht, helft mir die
erretten, die ich gern erretten möchte!

Achilles.

Er spricht von etwas, das noch kommen soll,
und von Bedeutung scheint mir seine Rede.

Clytemnestra.

Verschieb's nicht länger, ich beschwöre dich,
mir, was ich wissen soll, zu offenbaren.

Sclave.

Ist dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
und wie ergeben ich dir stets gewesen,
dir und den Deinigen?

Clytemneſtra.

Ich weiß, du biſt
ein alter Diener ſchon von meinem Hauſe.

Sclave.

Daß ich ein Theil des Heurathsgutes war,
das du dem König zugebracht — Iſt dir
das noch erinnerlich?

Clytemneſtra.

Recht gut. Nach Argos
bracht' ich dich mit, wo du mir ſtets gedienet.

Sclave.

So iſt's. Drum war ich dir auch jederzeit
getreuer zugethan als ihm.

Clytemneſtra.

Zur Sache.
Heraus mit dem, was du zu ſagen haſt.

Sclave.

Der Vater will — mit eigner Hand will er —
— das Kind ermorden, das du ihm gebohren.

Clytemneſtra.

Was? Wie? — Entſetzlich! — Menſch! du biſt
von Sinnen.

Sclave.

Sclave.

Den weißen Nacken der Bejammernswerthen
will er mit mörderischem Eisen schlagen.

Clytemnestra.

Ich Unglückseligste! — Ras't mein Gemahl?

Sclave.

Sehr bei sich selbst ist er — Nur gegen dich
und gegen deine Tochter mag er rasen.

Clytemnestra.

Warum? Welch böser Dämon gibt's ihm ein?

Sclave.

Ein Götterspruch, der nur um diesen Preis,
wie Kalchas will, den Griechen freie Fahrt
versichert.

Clytemnestra.

Fahrt! Wohin? — Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind, das in
dem Vater seinen Henker finden soll!

Sclave.

Die Fahrt nach Ilion, Helenen heim
zu hohlen.

Clytemnestra.

Daß Helene wiederkehre
stirbt Iphigenie?

Sclave.

Du weißt's. Dianen
will Agamemnon sie zum Opfer schlachten.

Clytemnestra.

Und diese vorgegebene Vermählung,
die mich von Argos rief — Wozu denn die?

Sclave.

Daß du so minder säumtest, sie zu bringen,
im Wahn, sie ihrer Hochzeit zuzuführen.

Clytemnestra.

O Kind! Zum Tode kamest du. Wir kamen
zum Tode!

Sclave.

Ja, bejammernswürdig, schrecklich
ist euer Schicksal. Schreckliches begann
der König.

Clytemnestra.

Weh mir! Weh! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
nicht mehr.

Sclave.

Ein armer, armer Trost sind Thränen
für eine Mutter, der die Tochter stirbt!

Clytem-

Clytemneſtra.

Sprich aber: Woher weißt du das? Durch wen?

Sclave.

Ein zweiter Brief ward mir an dich gegeben.

Clytemneſtra.

Mich abzumahnen oder anzutreiben,
daß ich die Tochter dem Verderben brächte?

Sclave.

Dir abzurathen, daß du ſie nicht brächteſt.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

Clytemneſtra.

Unglücklicher! Warum mir dieſen Brief
nicht überliefern?

Sclave.

Menelaus fieng
ihn auf. Ihm dankſt du alles was du leideſt.
(er geht ab.)

Clytemneſtra
(wendet ſich an Achilles.)

Sohn Peleus! Sohn der Thetis! Hörſt du es?

Achilles.

Bejammernswerthe Mutter! — — Aber mich
hat man nicht ungeſtraft mißbraucht.

Clytem-

Clytemneſtra.

Mit dir
vermählen ſie mein Kind um es zu würgen!

Achilles.

Ich bin entrüſtet über Agamemnon,
und nicht ſo leicht werd' ich es hingehn laſſen.

Clytemneſtra
(fällt ihm zu Füßen.)

Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder
zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,
den eine Himmliſche gebahr. Weg eitler Stolz!
Kann ſich die Mutter für ihr Kind entehren?
O Sohn der Göttinn! Hab' Erbarmen mit
der Mutter, mit der Unglückſeligen Erbarmen
die deiner Gattinn Nahmen ſchon getragen!
Mit Unrecht trug ſie ihn! Doch hab' ich ſie
als deine Braut hieher geführt, dir hab' ich
mit Blumen ſie geſchmücket — Ach! ein Opfer
hab' ich geſchmückt, ein Opfer hergeführt!
O! das wär' ſchändlich, wenn du ſie verließeſt:
War ſie durch Hymens Bande gleich die Deine
noch nicht — Du wardſt als der geliebteſte
Gemahl der Unglückſel'gen ſchon geprieſen!
Bei dieſer Wange, dieſer Rechte, bei
dem Leben deiner Mutter ſei beſchworen!
Verlaß uns nicht! Dein Nahme iſt's, der uns

in's

in's Elend stürzt — Drum rette du uns wieder.
Dein Knie, o Sohn der Göttinn! ist der einz'ge
Altar, zu dem ich Aermste fliehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du hast gehört,
was Agamemnon gräßliches beschlossen.
Da steh ich unter rohem Volk — ein Weib,
und unter wilden, meisterlosen Banden,
zu jedem Bubenstück bereit — auch brav,
gewiß recht brav und werth, sobald sie mögen! [6])
Versichre du uns deines Schutzes, und
gerettet sind wir! Ohne dich verloren.

Chor.

Gewaltsam ist der Zwang des Bluts! Mit Quaal
gebiert das Weib, und quält sich für's Gebohrne!

Achilles.

Mein großes Herz kam deinem Wunsch entgegen.
Es weiß zu trauern mit dem Gram und sich
des Glücks zu freuen mit Enthaltsamkeit.

Chor.

Die Klugheit sich zur Führerinn zu wählen,
das ist es, was den Weisen macht!

Achilles.

Es kommen Fälle vor im Menschenleben,
wo's Weisheit ist, nicht allzuweise seyn,
es kommen andre, wo nichts schöner kleidet,

als Mäßigung. Geraden Sinn schöpft' ich
in Chirons Schule, des Vortrefflichen.
Wo sie gerechtes mir befehlen, finden
gehorsam die Atriden mich, die Stirne
von Erzt, wo sie unbilliges gebiethen.
Frei kam ich her, frei will ich Troja sehn,
und den Achiverkrieg, was an mir ist,
mit meines Armes Heldenthaten zieren.
Du jammerst mich. Zu viel erleidest du
von dem Gemahl, von Menschen deines Blutes.
Was diesem jungen Arme möglich ist,
erwart's von mir! — Er soll dein Kind nicht schlachten.
An eine Jungfrau, die man mein genannt,
soll kein Atride Mörderhände legen.
Es soll ihm nicht so hingehn, meines Nahmens
zu seinem Mord mißbraucht zu haben!
Mein Nahme, der kein Eisen aufgehoben,
mein Nahme wär' der Mörder deiner Tochter,
und Er, der Vater, hätte sie erschlagen.
Doch theilen würd' ich seines Mordes Fluch,
wenn meine Hochzeit auch den Vorwand nur
gegeben hätte, so unwürdig, so
unmenschlich, ungeheuer, unerhört
die unschuldsvolle Jungfrau zu mißhandeln.
Der Griechen lezter müßt' ich seyn, der Menschen
verächtlichster, ja hassenswerther selbst
Als Menelaus müßt' ich seyn [7]). Mir hätte

nicht

nicht Thetis, der Erinnen eine hätte
das Leben mir gegeben, wenn ich mich
des Königs Mordbegier zum Werkzeug borgte.
Rein bei des Meerbewohners Haupt, bei'm Vater
der Göttlichen, die mich zur Welt gebohren!
Er soll sie nicht berühren — nicht ihr Kleid
mit seines Fingers Spitze nur berühren.
Eh' dieß geschiehet, decke ewige
Vergessenheit mein Phthia, mein Geburtsland,
wenn der Atriden Stammplatz, Sipylus,
im Ohr der Nachwelt unvergänglich lebet.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
zum Opfer nur zurücke tragen — Seher?
Was heißt ein Seher? — Der auf gutes Glück
für eine Wahrhe't zehen Lügen sagt.
Geräth es? Gut. Wo nicht, ihm geht es hin.
Es gibt der Jungfraun Tausende, die mich
zum Gatten möchten — Davon ist auch jezt
die Rede nicht! Beschimpft hat mich der König.
In meinen Willen hätt' er's stellen sollen;
ob mir's gefiele, um sein Kind zu frein?
Gern' und mit Freuden würde Clytemnestra
in dieses Bündniß eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland aus meinen Händen
alsdann zum Opfer sie verlangt, ich würde
sie meinen Kriegsgenossen, würde sie
dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.

So

So aber gelt' ich nichts vor den Atriden,
nichts, wo was groſses soll verhandelt werden.
Doch dürfte, eh' wir Ilion noch sehn,
dieß Schwerdt von Blut und Menschenmorde triefen,
wenn man's versuchte, mir sie zu entreissen.
Sei du getrost. Ein Gott erschien ich dir.
Ich bin kein Gott. Dir aber will ich's werden.

Chor.

An dieser Sprache kennt man dich, Achill,
und die Erhabene, die dich gebohren.

Clytemnestra.

O Herrlichster, wie stell ich's an, wie muß
ich reden, um zu sparsam nicht zu seyn
in deinem Preis, und deine Gunst auch nicht
durch mein ausschweifend Rühmen zu verscherzen.
Zu vieles Loben, weiß ich wohl, macht dem,
der edel denkt, den Loher nur zuwider.
Doch schäm' ich mich mit ew'ger Jammerklage,
mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,
den Glücklichen, den Fremdling zu ermüden.
Doch Fremdling oder nicht — wer Leidenden
beispringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen. Unser Schicksal
verdient Erbarmen. Meine Hofnung war
dich Sohn zu nennen — ach sie war vergebens!
Auch schreckt vielleicht dein künftig Ehebette

mein

mein sterbend Kind mit schwarzer Vorbedeutung,
und du wirst eilen, sie zu fliehn! [8]) Doch nein,
was du gesagt, war alles wohl gesprochen,
und willst du nur, so lebt mein Kind. Soll sie
etwa selbst flehend deine Knie umfassen?
So wenig dieß der Jungfrau ziemt, gefällt
es dir, so mag sie kommen, züchtiglich,
das Aug' mit edler Freiheit aufgeschlagen.
Wo nicht, so laß an ihrer Statt mich der
Gewährung süßes Wort von dir vernehmen.

Achilles.

Die Jungfrau bleibe, wo sie ist. Daß sie
verschämt ist, bringt ihr Ehre.

Clytemnestra.

Auch verschämt seyn
hat sein gehörig Maß und seine Stunde.

Achilles.

Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du sie
vor meine Augen bringest, und wir beide
boshaftem Tadel Preis gegeben werden.
Ein zahlreich Heer, der heimatlichen Sorgen
entschlagen, trägt sich gar zu gern, das kenn' ich,
mit häm'schen, ehrenrührigen Gerüchten.
Und mög't ihr flehend oder nicht vor mir
erscheinen, ihr erhaltet weder mehr

noch minder — denn beschlossen ist's bei mir,
kost's was es wolle, euer Leid zu enden.
Das laß dir gnügen. Glaub', ich rede ernstlich.
Und sterben mög' ich, hab' ich deine Hofnung
mit eitler Rede nur getäuscht. Rett' ich
die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

Clytemnestra.

Lebe
und rette immer Leidende!

Achilles.

Nun höre,
wie wir's am besten einzurichten haben.

Clytemnestra.

Laß hören. Dir gehorch' ich gern.

Achilles.

Zuvor erst
muß man es mit dem Vater noch versuchen.

Clytemnestra.

Ach, der ist feig und zittert vor der Menge!

Achilles.

Vernünft'ge Gründe können viel.

Clytem-

Clytemnestra.

Ich hoffe nichts. Doch sprich, was muß ich thun?

Achilles.

Fall' ihm zu Füßen! Fleh' ihn an, daß er
sein Kind nicht tödte! Bleibt er unerbittlich,
dann komm zu mir! — Erweichst du ihn, noch
besser.
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau
bleibt leben, ich erhalte mir den Freund,
auch bei dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
durch Gründe mehr als durch Gewalt gestritten.
Und so wird alles glücklich abgethan,
zu deinem und der Freunde Wohlgefallen,
und meines Armes braucht es nicht.

Clytemnestra.

Du räthst
verständig. Es geschehe, wie du meinest.
Mißlingt mir's aber — wo seh' ich dich wieder?
Wo find' ich Aermste diesen Heldenarm,
die lezte Stütze noch in meinen Leiden?

Achilles.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, werd' ich
dir nahe seyn, und dir's ersparen, vor
dem Heer der Griechen dich und deine Ahnherr'n

durch Jammer zu erniedrigen. So tief
herunter müßte Tyndars Blut nicht sinken:
— ein großer Nahme in der Griechen Land!

Clytemnestra.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerfe mich.
Und, gibt es Götter, Treflichster! Dir muß
es wohl ergehn! Gibt's keine — Warum leid' ich?[9])

(Achilles und Clytemnestra gehen ab.)

Vierte Zwischenhandlung.

Chor.

Wie lieblich erklang
der Hochzeitgesang,
den zu der Zitter tanzlustigen Tönen,
zur Schalmei und zum libyschen Rohr,
sang der Kamönen
versammelter Chor
auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen!

Wo die Becher des Nektars erklangen
auf des Pelion wolkichten Kranz,
kamen die zierlich gelockten und schwangen
goldene Solen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodischen Jubel der Lieder
feierten sie der Verbundenen Glück.
Der Berg der Centauren hallte sie wieder,
Pelions Wald gab sie schmetternd zurück.

Unter

Unter den Freuden des festlichen Mahls
schöpfte des Nektars himmlische Gabe
Jovis Liebling, der phrygische Knabe
in die Bäuche des goldnen Pokals.
Funfzig Schwestern der Göttlichen hüpften
lustig daneben im glänzenden Band,
tanzten den Hochzeitreigen, und knüpften
reitzende Ring' mit verschlungener Hand.

Gegenstrophe.

Grünen Kronen in dem Haar,
und mit fichtenem Geschosse,
Menschen oben, unten Rosse,
kam auch der Centauren Schar,
angelockt von Bromius Pokale
kamen sie zum Göttermahle.

Heil dir, hohe Nereide!
sang mit lautem Jubelliede
der Thessalierinnen Chor,
Heil dir! sang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem schönen Sterne,
das aus deinem Schooß ersteht!
Und Apoll, der in die Ferne
der verborgnen Zukunft späht,
und der auf den unbekannten
Stamm der Musen sich versteht,

Chiron der Centaure — nannten
beide schon mit Nahmen ihn,
der zu Priams Königsitze
kommen würde an der Spitze
seiner Myrmidonenscharen
in des Speeres Wurf erfahren,
wüthen dort mit Mord und Brand
in des Räubers Vaterland —
auch die Rüstung, die er würde tragen,
künstlich von Hephästos Hand
aus gediegnem Gold geschlagen,
ein Geschenk der Seligen,
die den Seligen empfangen.
So ward von den Himmlischen
Thetis Hochzeitfest begangen!

Epode.

Dir, Agamemnons thränenwerthem Kinde,
nicht bei der Hirten Feldgesang
erzogen, und der Pfeife Klang,
still aufgeblüht im mütterlichen Schooß,
dem Tapfersten der Inachiden
dereinst zur süßen Braut beschieden,
dir, Arme, fällt ein ander Loos!
Dir flechten einen Kranz von Blüthen
die Griechen in das schöngelockte Haar.

Gleich

Gleich einem Rinde, das der wilde Berg gebahr,
das, unberührt vom Joch, aus Felsenhöhlen,
unfern dem Meer, gestiegen war,
wird dich der Opferstahl entseelen.
Dann rettet dich nicht deine Jugend,
nicht das Erröthen der verschämten Tugend,
nicht deine reitzende Gestalt!
Das Laster herrscht mit siegender Gewalt.
Es spricht mit frechem Angesichte
den heiligen Gesetzen Hohn.
Die Tugend ist aus dieser Welt geflohn,
und dem Geschlecht der Menschen drohn
nicht ferne mehr die göttlichen Gerichte.

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Clytemnestra kommt. Der Chor.

Clytemnestra.

Ich komme, meinen Gatten aufzusuchen,
noch immer bleibt er aus, es ist schon lange,
daß er das Zelt verließ — und drinnen weint
und jammert die Unglückliche, nun sie
erfuhr, was für ein Schicksal sie erwartet.
Er nähert sich, den ich genannt. Der ist's,
das ist der Agamemnon, den man bald
verrucht wird handeln sehn an seinen Kindern.

Zweiter Auftritt.

Agamemnon. Vorige.

Agamemnon.

Gut, Clytemnestra, daß ich außerhalb
des Zelts dich treffe und allein. Ich habe
mich über Dinge mit dir zu besprechen,
die einer Jungfrau, die bald Braut seyn wird,
nicht wohl zu hören ziemt.

Clytem=

Clytemneſtra.

Und was iſt das
wozu die Zeit ſich dir ſo günſtig zeiget?

Agamemnon.

Laß deine Tochter mit mir gehen! — Alles
iſt in Bereitſchaft, das geweihte Waſſer,
das Opfermahl, das heil'ge Feu'r, die Rinder,
die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
in ſchwarzem Blute röchelnd, fallen ſollen.

Clytemneſtra.

Gut redeſt du. Daß ich von deinem Thun
ein Gleiches rühmen könnte! — Aber komm'
du ſelbſt heraus mein Kind!

(Sie geht und öfnet die Thür des Gezelts.)

Was dieſer da
mit dir beſchloſſen hat, weißt du ausführlich.
Nimm unter deinem Mantel auch den Bruder
Oreſtes mit dir.

(Zu Agamemnon, indem Iphigenie heraustritt.)

Sieh'. Da iſt ſie, deine
Befehle zu vernehmen. Was noch ſonſt
für ſie und mich zu ſagen übrig bleibt,
werd' ich hinzuzuſetzen wiſſen.

Dritter Auftritt.

Iphigenie mit dem kleinen Oreſtes zu den Vorigen.

Agamemnon.

Was iſt dir Iphigenie? — — — Du weinſt?
Du ſiehſt nicht heiter aus — du ſchlägſt die Augen
zu Boden und verbirgſt dich in den Schleier?

Iphigenie.

Ich Unglückſelige! Wo fang' ich an?
bei welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag,
Verzweiflung, wo ich enden mag [10]).

Agamemnon.

Was iſt das?
Hat alles hier zuſammen ſich verſtanden,
mich zu beſtürzen — Kind und Mutter außer ſich
und Unruh' im Geſichte —

Clytemneſtra.

Mein Gemahl,
antworte mir auf das, was ich dich frage,
aufrichtig aber!

Agamemnon.

Braucht's dazu Ermahnung?
Zur Sache.

Clytem-

Clytemneſtra.

Iſt's an dem — willſt du ſie wirklich ermorden, deine Tochter und die meine?

Agamemnon.

(fährt auf)

Unglückliche! Was für ein Wort haſt du geſprochen! Was argwöhnſt du? — Du ſollſt es nicht!

Clytemneſtra.

Antworte auf meine Frage.

Agamemnon.

Frage was ſich ziemt, ſo kann ich dir antworten, wie ſich's ziemet.

Clytemneſtra.

So frag' ich. Sage du mir nur nichts anders.

Agamemnon.

Furchtbare Göttinnen des Glücks und Schickſals und du mein böſer Genius!

Clytemneſtra.

Und meiner — und dieſer hier! Ihn theilen drei Elende!

Agamemnon.

Worüber klagſt du?

Clytem-

Clytemneſtra.

Dieſes fragſt du noch?
O dieſer Liſt gebricht es an Verſtande.

Agamemnon.

Ich bin verloren. Alles iſt verrathen.

Clytemneſtra.

Ja, alles iſt verrathen. Alles weiß ich
und alles hört' ich, was du uns bereiteſt.
Dieß Schweigen, dieſes Stöhnen iſt Beweiſes
genug. Das Reden magſt du dir erſparen.

Agamemnon.

Ich ſchweige. Reden was nicht wahr iſt, hieße
mein Elend auch durch Frechheit noch erſchweren.

Clytemneſtra.

Gib mir Gehör. Die räthſelhafte Sprache
bei Seit'. Ich will jezt offen mit dir reden.
Erſt drangſt du dich — das ſei mein erſter Vor-
wurf —
gewaltſam mir zum Gatten auf, entführteſt
mich räuberiſch, nachdem du meinen erſten
Gemahl erſchlagen, Tantalus, — den Säugling
von ſeiner Mutter Bruſt geriſſen, mit
grauſamem Wurf am Boden ihn zerſchmettert.
Als meine Brüder drauf, die Söhne Zeys,

die

die Herrlichen mit Krieg dich überzogen,
entriß dich Tyndar, unser Vater, den
du knieend flehtest, ihrem Zorn, und gab
die Rechte meines Gatten dir zurücke.
Seit diesem Tag — kannst du es anders sagen?
fand'st du in mir die lenksamste der Frauen,
im Hause fromm, im Ehebette keusch,
untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
der Segen deines Hauses — Lust und Freude,
wenn du hineintratst! Wenn du öffentlich
erschienst, der frohe Zuruf aller Menschen!
Solch eine Eh'genossinn zu erjagen,
ist wenigen beschеert. Desto gemeiner sind
die schlimmen! Ich gebähre dir drei Töchter
und diesen Sohn — und dieser Töchter eine
willst du jezt so unmenschlich mir entreissen!
Fragt man, warum sie sterben soll — was kannst du
hierauf zur Antwort geben? Sprich! Soll ich's
in deinem Nahmen thun? Daß Menelaus
Helenen wieder habe, soll sie sterben!
O treflich! Deine Kinder also sind
der Preis für eine Buhlerinn! Und mit
dem Theuersten, das wir besitzen, wird
das Hassenswürdigste erkauft! — Wenn du
nun fort seyn wirst nach Troja, lange, lange,
ich im Pallast indessen einsam sitze,
leer die Gemächer der Gestorbenen,

und

und alle jungfräulichen Zimmer öde,
wie glaubst du, daß mir da zu Muth seyn werde?
Wenn ungetrocknet, unversiegend um
die Todte meine Thränen rinnen, wenn
ich ewig, ewig um sie jamm're. „Er,
der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Er selbst, kein and'rer, er mit eig'nen Händen!"
Sieh' zu, daß dir von deinen andern Töchtern,
von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrst,
nicht ein Empfang dereinst bereitet werde,
der solcher Thaten würdig ist. O um
der Götter willen! Zwinge mich nicht, schlimm
an dir zu handeln! Handle du nicht so
an uns! — Du willst sie schlachten! Wie? Und welche
Gebethe willst du dann zum Himmel richten?
Was willst du, rauchend von der Tochter Blut,
von ihm erflehen? Fürchterliche Heimkehr
von einem schimpflich angetret'nen Zuge!
Werd' ich für dich um Segen flehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder flehn,
das hieße, Göttern die Vernunft abläugnen!
Und sei's, daß du nach Argos wiederkehrst,
denkst du dann, deine Kinder zu umarmen?
O dieses Recht hast du verscherzt! Wie könnten
sie dem in's Auge sehn, der Eins von ihnen
mit kaltem Blut erschlug? — Darüber sind wir

wir einverstanden. — Mußtest du als König,
als Feldherr dich betragen — kam es dir
nicht zu, bei den Achivern erst die Sprache
der Weisheit zu versuchen? „Ihr verlangt
nach Troja, Griechen? Gut. Das Loos entscheide,
weß' Tochter sterben soll!“ Das hätte einem
gegolten wie dem andern! — Aber nicht,
nicht dir von allen Danaern allein
kam's zu, dein Kind zum Opfer anzubiethen!
Da! deinem Menelaus, dem zu Lieb'
ihr streitet, dem hätt' es gebührt, sein Kind,
Hermione, der Mutter aufzuopfern!
Und ich, der immer keusch dein Bett' bewahrte
soll nun der Tochter mich beraubet sehn,
wenn jene Lasterhafte, glücklicher
als ich, nach Sparta heimzieht mit der Ihren!
Bestreit' mich, wenn ich Unrecht habe! Hab'
ich recht — O so geh' in dich! — Bring' sie nicht
um's Leben deine Tochter und die meine.

Chor.

Laß dich erweichen, Agamemnon! Denk',
wie schön es ist, sich seines Bluts erbarmen!
Das wird von allen Menschen eingestanden!

Iphigenie.

Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
durch meiner Stimme Zauber Felsen mir

zu folgen zwingen, und durch meine Rede
der Menschen Herzen, wie ich wollte, schmelzen,
jezt würd' ich diese Kunst zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunst sind Thränen,
die hab' ich und die will ich geben! Sieh',
statt eines Zweigs der Flehenden leg' ich
mich selbst zu deinen Füßen — Tödte mich
nicht in der Blüthe! — Diese Sonne ist
so lieblich! Zwinge mich nicht, vor der Zeit,
zu sehen, was hierunten ist! — Ich war's
die dich zum erstenmale Vater nannte,
die erste, die du Kind genannt, die erste,
die auf dem väterlichen Schooße spielte,
und Küsse gab, und Küsse dir entlockte.
Da sagtest du zu mir: „O meine Tochter,
werd' ich dich wohl, wie's deiner Herkunft ziemt,
im Hause eines glücklichen Gemahles
einst glücklich und gesegnet sehn?" — Und ich,
an diese Wangen angedrückt, die flehend
jezt meine Hände nur berühren, sprach:
„Werd' ich den alten Vater alsdann auch
in meinem Haus mit süßem Gastrecht ehren,
und meiner Jugend sorgenlose Pflege
dem Greis mit schöner Dankbarkeit belohnen?"
So sprachen wir. Ich hab's recht gut behalten.
Du hast's vergessen, du, und willst mich tödten.
O nein! bei Pelops, deinem Ahnherrn! Nein!

bei

bei deinem Vater Atreus und bei dieser,
die mich mit Schmerzen dir gebahr, und nun
auf's neue diese Schmerzen um mich leidet!
Was geht mich Paris Hochzeit an? Kam er
nach Griechenland mich Arme zu erwürgen?
O gönne mir dein Auge! Gönne mir
nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
daß ich Ein Denkmal deiner Liebe doch
mit zu den Todten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannst du auch wenig thun für deine Lieben,
hinknien und weinen kannst du doch. Er soll
die Schwester nicht um's Leben bringen, sag' ihm.
Gewiß! Auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh' Vater! Eine stumme Bitte richtet er
an dich — Laß dich erweichen! Laß mich leben!
Bei deinen Wangen flehen wir dich an,
zwei deiner Lieben, der unmündig noch,
ich eben kaum erwachsen! Soll ich dir's
in ein herzrührend Wort zusammenfassen?
Nichts süßers gibt es, als der Sonne Licht
zu schaun! Niemand verlanget nach da unten.
Der raset, der den Tod herbeiwünscht! Beßer
in Schande leben, als bewundert sterben! [11])

Chor.

Dein Werk ist dieß, verderbenbringende
Helene! Deine Lasterthat empöret
die Söhne Atreus gegen ihre Kinder!

Agamemnon.

Ich weiß, wo Mitleid gut ist, und wo nicht.
Liebt' ich mein eigen Blut nicht, rasen müßt' ich.
Entsezlich ist mir's, solches zu beschließen,
entsezlich mich ihm zu entziehn — Seyn muß es.
Seht dort die Flotte Griechenlandes! Seht!
Wie viele Könige in Erzt gewaffnet!
Von diesen allen sieht nicht Einer Troja,
und nimmer fällt die Burg des Priamus,
du sterbest denn, wie es der Seher fordert.
Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,
nach Phrygien die Segel auszuspannen,
und der Achiver Gattinnen auf ewig
von diesen Räubern zu befrein. Umsonst,
daß ich dem Götterspruch mich widersetze,
ich — du — und du — und unsre Töchter in
Mycene würden Opfer ihres Grimmes.
Nein Kind! Nicht Menelaus Sclave bin ich.
Nicht Menelaus ist's, der aus mir handelt.
Dein Vaterland will deinen Tod — ihm muß ich,
gern oder ungern, dich zum Opfer geben.
Das Vaterland geht vor! — Die Griechen frei
zu machen, Kind, die Frauen Griechenlandes,
was an uns ist, vor räubrischen Barbaren
zu schützen — das ist deine Pflicht und meine!

(er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Clytemneſtra. Iphigenie. Der Chor.

Clytemneſtra

Er geht! Er flieht dich! — Tochter — Fremdlinge —
Er flieht! — Ich Unglückſelige! Sie ſtirbt!
Er hat ſein Kind dem Orkus hingegeben!

Iphigenie.

O weh' mir! — Mutter! Mutter! Gleiches Leid
berechtigt mich zu gleicher Jammerklage! [12])
Kein Licht ſoll ich mehr ſchauen! Keine Sonne
mehr ſcheinen ſehn! — O Wälder Phrygiens!
Und du, von dem er einſt den Nahmen trug,
erhab'ner Ida, wo den zarten Sohn,
der Mutter Bruſt entriſſen, Priamus
zu grauſenvollem Tode hingeworfen!
O hätt' er's nimmermehr gethan! den Hirten
der Rinder, dieſen Paris, nimmermehr
am klaren Waſſer hingeworfen, wo
durch grüne, blüthenvolle Wieſen, reich
beblümt mit Roſen, würdig von Göttinnen
gepflückt zu werden, und mit Hyazinthen,
der Nymphen Silberquelle rauſcht — wohin,
mit Hermes, Zevs geflügeltem Geſandten,
zu ihres Streits unſeliger Entſcheidung,

Athene kam, auf ihre Lanze stolz,
und stolz auf ihre Reitze Cypria
die Schlaue, und Saturnia die Hohe
auf Jovis königliches Bette stolz!
O dieser Streit führt Griechenland zum Ruhme,
Jungfrauen, mich führt er zum Tod!

Chor.

Du fällst
für Ilion Dianens erstes Opfer.

Iphigenie.

Und er — o meine Mutter — Er, der mir
das jammervolle Leben gab, er flieht!
Er meidet sein verrathnes Kind! Weh' mir,
daß meine Augen sie gesehen haben,
die traurige Verderberinn! Ihr muß
ich sterben — unnatürlich muß ich sterben,
durch eines Vaters frevelhaften Stahl!
O Aulis, hättest du der Griechen Schiffe
in deinem Hafen nie empfangen! Hätte
ein günst'ger Wind nach Troja sie beflügelt,
kein Zevs hier am Euripus sie verweilt!
Ach! Er verleiht die Winde nach Gefallen,
dem schwellt er mit gelindem Wehn die Segel,
dem sendet er das Leid, die Angst dem andern,
den läßt er glücklich aus dem Hafen steuern,

den

den führt er leicht durch's hohe Meer dahin,
den hält er in der Mitte seines Laufes.
War's nicht schon leidenvoll genug, nicht etwa
schon thränenwerth genug, des Menschen Loos,
daß er dem Tod noch rief, es zu erschweren?

Chor.

Ach! wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
die Tochter Tyndars über Griechenland!
Du aber, Aermste, jammerst mich am meisten.
O hättest du solch Schicksal nie erfahren!

Fünfter Auftritt.

Achilles mit einigen Bewaffneten, erscheint in der Ferne. Die Vorigen.

Iphigenie
(erschrocken.)

O Mutter! Mutter! Eine Schar von Männern
kommt auf uns zu.

Clytemnestra.

Der Göttinnsohn ist drunter,
für den ich dich hieher gebracht.

Iphigenie.
(eilt nach der Thür und ruft ihren Jungfrauen.)

Macht auf!
Macht auf die Pforten, daß ich mich verberge.

Clytemneſtra.

Was iſt dir? Vor wem flieheſt du?

Iphigenie.

Vor ihm —
vor dem Peliden — ich erröthe, ihn
zu ſehn —

Clytemneſtra.

Warum erröthen, Kind?

Iphigenie.

Ach! die
beſchämende Entwicklung dieſer —

Clytemneſtra.

Laß
die Glücklichen erröthen! — Dieſe zücht'ge
Bedenklichkeiten jezt bei Seite, wenn
wir was vermögen ſollen —

Achilles
(tritt näher.)

Arme Mutter!

Clytemneſtra.

Du ſagſt ſehr wahr.

Achilles.

Ein fürchterliches Schreien
hört man im Lager.

Clytem-

Clytemneſtra.

Ueber was? Wem gilt es?

Achilles.

Hier deiner Tochter.

Clytemneſtra.

O das weißagt mir
nichts Gutes.

Achilles.

Alles dringt auf's Opfer.

Clytemneſtra.

Alles?
Und niemand iſt, der ſich dagegen ſezte?

Achilles.

Ich ſelbſt kam in Gefahr —

Clytemneſtra.

Gefahr —

Achilles.

Geſteinigt
zu werden.

Clytemneſtra.

Weil du meine Tochter
zu retten ſtrebteſt?

Achilles.

Eben darum.

Clytemneſtra.

Was?
Wer durft' es wagen, Hand an dich zu legen?

Achilles.

Die Griechen alle.

Clytemneſtra.

Wie? Wo waren denn
die Scharen deiner Myrmidonen?

Achilles.

Die
empörten ſich zuerſt.

Clytemneſtra.

Weh' mir! Wir ſind
verloren, Kind!

Achilles.

Die Hochzeit habe mich
bethöret, ſchrie'n ſie.

Clytemneſtra.

Und was ſagteſt du
darauf?

Achilles.

Man ſolle die nicht würgen,
die zur Gemahlinn mir beſtimmt geweſen.

Clytem-

Clytemneſtra.

Da ſagteſt du, was wahr iſt.

Achilles.

Die der Vater
mir zugedacht.

Clytemneſtra.

Und die er von Mycene
ausdrücklich hatte kommen laſſen.

Achilles.

Vergebens! Ich ward überſchrie'n.

Clytemneſtra.

Die rohe
barbar'ſche Menge!

Achilles.

Dennoch rechne du
auf meinen Schutz.

Clytemneſtra.

So vielen willſt du's biethen
ein Einziger?

Achilles.

Siehſt du die Krieger dort?

Clytemneſtra.

O möge dir's bei dieſem Sinn gelingen!

Achilles.

Es wird.

Clytemneſtra.

So wird die Tochter mir nicht ſterben?

Achilles.

So lang' ich Athem habe, nicht!

Clytemneſtra.

Kommt man etwa, ſie mit Gewalt hinweg zu führen?

Achilles.

Ein ganzes Heer. Ulyſſes führt es an.

Clytemneſtra.

Der Sohn des Siſyphus etwa?

Achilles.

Derſelbe.

Clytemneſtra.

Führt eigner Antrieb oder Pflicht ihn her?

Achilles.

Die Wahl des Heers, die ihm willkommen war.

Clytemneſtra.

Ein traurig Amt, mit Blut ſich zu beſudeln!

Achilles.

Achilles.

Ich werd' ihn zu entfernen wissen.

Clytemnestra.

Sollte
er wider Willen sie von hinnen reissen?

Achilles.

Er? — Hier bei diesem blonden Haar!

Clytemnestra.

Was aber
muß ich dann thun?

Achilles.

Du hältst die Tochter.

Clytemnestra.

Wird
das hindern können, daß man sie nicht schlachtet?

Achilles.

Das wird dieß Schwerdt alsdann entscheiden! [13])

Iphigenie.

Höre
mich an, geliebte Mutter. Hört mich beide.
Was tobst du gegen den Gemahl? Kein Mensch
muß das Unmögliche erzwingen wollen.
Das größte Lob gebührt dem wohlgemeinten,
dem schönen Eifer dieses Fremden Freundes,

du aber, Mutter, lade nicht vergeblich
der Griechen Zorn auf dich, und stürze mir
den großmuthsvollen Mann nicht in's Verderben.
Vernimm jezt, was ein ruhig Ueberlegen
mir in die Seele gab. Ich bin entschlossen
zu sterben — aber ohne Widerwillen
aus eig'ner Wahl, und ehrenvoll zu sterben!
Hör' meine Gründe an, und richte selbst.
Das ganze große Griechenland hat jezt
die Augen auf mich Einzige gerichtet.
Ich mache seine Flotte frei — durch mich
wird Phrygien erobert. Wenn fortan
kein griechisch Weib mehr zittern darf, gewaltsam
aus Hellas sel'gem Boden weggeschleppt
zu werden von Barbaren, die nunmehr
für Paris Frevelthat so fürchterlich
bezahlen müssen — aller Ruhm davon
wird mein seyn Mutter. Sterbend schütz' ich sie.
Ich werde Griechenland errettet haben,
und ewig selig wird mein Nahme strahlen.
Wozu das Leben auch so ängstlich lieben?
Nicht dir allein — du hast mich allen Griechen
gemeinschaftlich gebohren. Sieh' dort! Sieh'
die Tausende, die ihre Schilde schwenken,
dort andre Tausende, des Ruders kundig,
entbrannt von edelm Eifer kommen sie,
die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen

den

den Feind durch tapfre Kriegesthat zu glänzen,
zu sterben für das Vaterland. Dieß alles
macht' ich zu nichte, ich, ein einzig's Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannst
du hierauf sagen? — Und alsdann —
(sich gegen Achilles wendend.)
Soll der's
mit allen Griechen, eines Weibes wegen
aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht seyn! [14]) Der einz'ge Mann verdient
das Leben mehr, als hunderttausend Weiber.
Und will Diana diesen Leib, werd' ich,
die Sterbliche, der Göttinn widerstreben?
Umsonst! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man schlachte mich, man schleife Trojas Veste!
Das soll mein Denkmal seyn auf ew'ge Tage,
das sei mir Hochzeit, Kind, Unsterblichkeit!
So will's die Ordnung und so sei's: Es herrsche
der Grieche und es diene der Barbare!
denn der ist Knecht, und jener frei gebohren!

Chor.

Dein großes Herz zeigst du — doch grausam ist
dein Schicksal, und ein hartes Urtheil sprach Diana!

Achilles.

Wie glücklich machte mich der Gott, der dich
mir geben wollte, Tochter Agamemnons!

Glück-

Glückſel'ges Griechenland, ſo ſchön errettet!
Glückſelig du, durch ein ſo großes Opfer
geehrt! Wie edel haſt du da geſprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der ſtarken
Nothwendigkeit willſt du nicht widerſtreben,
was einmal ſeyn muß, muß vortreflich ſeyn.
Je mehr dieß ſchöne Herz ſich mir entfaltet,
ach deſto feuriger lebt's in mir auf,
dich als Gemahlinn in mein Haus zu führen.
O ſinn' ihm nach. So gern thät' ich dir Liebes,
und führte dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
nicht retten — o bei'm Leben meiner Mutter!
es wird mir ſchrecklich ſeyn. Erwäg's genau.
Es iſt nichts kleines um das Sterben!

Iphigenie.

Meinen
Entſchluß bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken.
Mag Tyndars Tochter, herrlich vor uns allen,
durch ihre Schönheit Männer gegen Männer
im blut'gem Kampf bewaffnen — meinetwegen
ſollſt du nicht ſterben, Fremdling! Meinetwegen
ſoll niemand durch dich ſterben! Ich vermag's
mein Vaterland zu retten. Laß mich's immer.

Achilles.

Erhab'ne Seele — Ja! Iſt dieß dein ernſter
Entſchluß, ich kann dir nichts darauf erwiedern.

Warum

Warum, was Wahrheit ist, nicht eingestehn?
Du hast die Wahl des Edelsten getroffen!
Doch dürfte die gewaltsame Entschließung
dich noch gereun, drum halt' ich Wort, und werde
mit meinen Waffenbrüdern am Altar
dir nahe stehn — kein müß'ger Zeuge deines Todes,
dein Helfer vielmehr und dein Schutz. Wer weiß,
wenn nun der Stahl an deinem Halse blinkt,
ob dich des Freundes Nähe nicht erfreuet?
Denn nimmer werd' ich's dulden, daß dein Leben
ein allzuraſch gefaßter Vorsatz kürze.
Jezt führ' ich diese —
(auf seine Bewaffneten zeigend.)
nach der Göttinn Tempel,
dort findest du mich, wenn du kommst.
(er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Clytemnestra. Der Chor.

Iphigenie.

Nun Mutter? —
Es netzen stille Thränen deine Augen?

Clytemnestra.

Und hab' ich etwa keinen Grund zu weinen?
O ich Unglückliche!

Iphigenie.

Nicht doch! Erweichen
mußt du mich jezt nicht, Mutter. Eine Bitte
gewähre mir.

Clytemneſtra.

Entdecke ſie, mein Kind.
Die Mutter findeſt du gewiß.

Iphigenie.

Verſprich mir,
dein Haar nicht abzuſchneiden, auch kein ſchwarzes
Gewand um dich zu ſchlagen —

Clytemneſtra.

Wenn ich dich
verloren habe? Kind, was forderſt du?

Iphigenie.

Du haſt mich nicht verloren — Deine Tochter
wird leben und mit Glorie dich krönen.

Clytemneſtra.

Ich ſoll mein Kind im Grabe nicht betrauern?

Iphigenie.

Nein Mutter! Für mich gibt's kein Grab.

Clytemneſtra.

Wie das?
Führt nicht der Tod zum Grab?

Iphi=

Iphigenie

Der Tochter Zevs
geheiligter Altar dient mir zum Grabe.

Clytemnestra.

Du hast mich überzeugt. Ich will dir folgen.

Iphigenie.

Beneide mich als eine Selige,
die Segen brachte über Griechenland.

Clytemnestra.

Was aber hinterbring' ich deinen Schwestern?

Iphigenie.

Auch sie laß keinen Trauerschleier tragen.

Clytemnestra.

Darf ich die Schwestern nicht mit einem Worte
der Liebe noch von dir erfreuen?

Iphigenie.

Mög'
es ihnen wohlergehen! — Diesen da
(auf Orestes zeigend)
erziehe mir zum Mann!

Clytemnestra.

Küß' ihn noch einmal,
zum leztenmale!

Iphigenie.
(ihn umarmend.)

Liebstes Herz! Was nur
in deinen kleinen Kräften hat gestanden,
das hast du redlich heut' an mir gethan!

Clytemnestra.

Kann ich noch etwas Angenehmes sonst
in Argos dir erzeigen?

Iphigenie.

Meinen Vater
und deinen Gatten — haß' ihn nicht!

Clytemnestra.

O! der
soll schwer genug an dich erinnert werden!

Iphigenie.

Ungern läßt er für Griechenland mich bluten.

Clytemnestra.

Sprich, hinterlistig, niedrig, ehrenlos,
nicht, wie es einem Sohn des Atreus ziemet!

Iphigenie.
(sich umschauend.)

Wer führt mich zum Altar? — Denn an den Locken
möcht' ich nicht hin gerissen seyn.

Clytem-

Clytemneſtra.

Ich ſelbſt.

Iphigenie.

Nein! Nimmermehr!

Clytemneſtra.

Ich faſſe deinen Mantel.

Iphigenie.

Sei mir zu Willen, Mutter! Bleib! — Das iſt
anſtändiger für dich und mich! — Hier, von
des Vaters Dienern findet ſich ſchon einer,
der zu Dianens Wieſe mich begleitet,
wo ich geopfert werden ſoll.
(Sie wendet ſich zum Gefolge.)

Clytemneſtra
(folgt ihr mit den Augen.)

Du gehſt,
mein Kind?

Iphigenie.

Um nie zurück zu kehren!

Clytemneſtra.

Verläſſeſt deine Mutter?

Iphigenie.

Und unwürdig
von ihr geriſſen, wie du ſiehſt.

Clytemneſtra.

O bleib!

Verlaß mich nicht!

(will auf ſie zu eilen.)

Iphigenie

(tritt zurück.)

Nein! Keine Thränen mehr!

(ſie redet den Chor an, mit dem ſie gekommen iſt.)

Ihr Jungfraun, ſtimmt der Tochter Jupiters
ein hohes Loblied an aus meinem Leiden,
zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo ſind die Körbe?
Die Flamme lodre um den Opferkuchen!
Mein Vater faſſe den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! Führt mich hin! Der Phrygier und Trojer
fruchtbare Ueberwinderinn! Gebt Kronen,
gebt Blumen, dieſe Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den beſprengten Tempel,
um den Altar der Königinn Diana,
der Göttlichen! der Seligen! Denn, nun
es einmal ſeyn muß, will ich das Orakel
mit meinem Blut und Opfertode tilgen.

Chor.

Chor.

(wendet sich gegen Clytemnestra, die in stumme Traurigkeit versenkt steht.)

Bald, bald, ehrwürd'ge Mutter, weinen wir mit dir,
die heil'ge Handlung duldet keine Thränen.

Iphigenie.

Helft mir Dianen preisen, Jungfrauen,
die, Chalcis nahe Nachbarinn, in Aulis
gebiethet, wo die Flotte Griechenlands
im engen Hafen meinetwegen weilet!
O Argos! Mütterliches Land! Und du,
der frühen Kindheit Pflegerinn, Mycene!

Chor.

Die Stadt des Perseus rufst du an, von den
Cyclopen für die Ewigkeit gegründet!

Iphigenie.

Ein schöner Stern gieng den Achivern auf
in deinem Schooß — Doch nein. Ich will ja freudig sterben.

Chor.

Im Ruhm wirst du unsterblich bei uns leben.

Iphigenie.

O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut sich mir jezt auf,
zu einem andern Schicksal scheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl *).

(sie geht ab.)

*) Hier schließt sich die dramatische Handlung. Was noch folgt, ist die Erzählung von Iphigeniens Betragen beim Opfer und ihrer wunderbaren Errettung.

Anmerkungen.

Diese Tragödie ist vielleicht nicht die tadelfreieste des Euripides, weder im Ganzen noch in ihren Theilen. Agamemnons Charakter ist nicht fest gezeichnet, und durch ein zweideutiges Schwanken zwischen Unmensch und Mensch, Ehrenmann und Betrüger, nicht wohl fähig, unser Mitleiden zu erregen. Auch bei dem Charakter des Achilles bleibt man zweifelhaft, ob man ihn tadeln oder bewundern soll. Nicht zwar, weil er neben dem racinischen Achilles zu ungalant, zu unempfindsam erscheint; der französische Achilles ist der Liebhaber Iphigeniens, was jener nicht ist und nicht seyn soll; diese kleine eigennützige Leidenschaft würde sich mit dem hohen Ernst und dem wichtigen Interesse des griechischen Stücks nicht vertragen. Hätte sich Achilles wirklich überzeugt, daß Griechenlands Wohl dieses Opfer erheische, so möchte er sie immer bewundern, beklagen und sterben lassen. Er ist ein Grieche und selbst ein großer Mensch, der dieses Schicksal eher beneidet als fürchtet; aber Euripides nimmt ihm selbst diese Entschuldigung, indem er ihm Verachtung des Orakels, wenigstens Zweifel in den Priester, der es verkündigt hat, in den Mund legt. Man sehe die dritte Scene des vierten Akts; und selbst sein Anerbiethen, Iphigenien mit Gewalt zu erretten beweis't seine Geringschätzung des Orakels, denn wie

könnte er sich gegen das auflehnen, was ihm heilig ist? Wenn aber das Heilige wegfällt, so kann er in ihr nichts mehr sehen, als ein Opfer der Gewalt und priesterlichen Künste, und kann sich dieser großmüthige Göttersohn auch alsdann noch so ruhig dabei verhalten? Muß er sie nicht vielmehr, wenn sie mit thörigtem Fanatismus gleich selbst in den Tod stürzen will, mit Gewalt davon zurückhalten, als daß er ihr erlauben könnte, ein Opfer ihrer Verblendung zu werden? Man nehme es also wie man will, so ist entweder sein Versuch zu retten thöricht, oder seine nachfolgende Ergebung unverzeihlich, und inconsequent bleibt in jedem Falle sein Betragen. Der Chor in diesem Stücke, wenn ich seine erste Erscheinung ausnehme, ist ein ziemlich überflüßiger Theil der Handlung, und wo er sich in den Dialog mischt, geschieht es nicht immer auf eine geistvolle Weise; das ewige monotonische Verwünschen des Paris und der Helene muß endlich jeden ermüden. Was gegen die, durch ein Wunder bewirkte, Entwickelung des Stücks zu sagen wäre, übergeh' ich; überhaupt aber ist zwischen der dramatischen Fabel dieses Dichters und seiner Moral oder den Gesinnungen seiner Personen zuweilen ein seltsamer Widerspruch sichtbar, den man, soviel ich weiß, noch nicht gerügt hat. Die abenteuerlichsten Wunder- und Göttermährchen verschmäht er nicht, aber seine Personen glauben nur nicht an ihre Götter, wie man

häufige

häufige Beispiele bei ihm findet. Ist es dem Dichter erlaubt, seine eigenen Gesinnungen in Begebenheiten einzuflechten, die ihnen so ungleichartig sind, und handelt er nicht gegen sich selbst, wenn er den Verstand seiner Zuschauer in eben dem Augenblicke aufklärt oder stutzen macht, wo er ihren Augen einen höhern Grad von Glauben zumuthet? Sollte er nicht vielmehr die so leicht zu zerstörende Illusion durch die genaueste Uebereinstimmung von Gesinnungen und Begebenheiten zusammen zu halten, und dem Zuschauer den Glauben, der ihm fehlt, durch die handelnde Personen unvermerkt mitzutheilen beflissen seyn?

Was einige hingegen an dem Charakter Iphigeniens tadeln, wäre ich sehr versucht, dem Dichter als einen vorzüglich schönen Zug anzuschreiben; diese Mischung von Schwäche und Stärke, von Zaghaftigkeit und Heroismus ist ein wahres und reitzendes Gemählde der Natur. Der Uebergang von einem zum andern ist sanft und zureichend motiviret. Ihre zarte Jungfräulichkeit, die zurückhaltende Würde, womit sie den Achilles selbst da, wo er alles für sie gethan hat oder zu thun bereit ist, in Entfernung hält, die Bescheidenheit, alle Neugier zu unterdrücken, die das räthselhafte Betragen ihres Vaters bei ihr rege machen muß, selbst einige hie und da hervorblickende Strahlen von Muthwillen und Lustigkeit,

ihr heller Verstand, der ihr so glücklich zu Hülfe kommt, ihr schreckliches Schicksal noch selbst von der lachenden Seite zu sehen, die sanft wiederkehrende Anhänglichkeit an Leben und Sonne — der ganze Charakter ist vortreflich. Clytemnestra — mag sie anderswo eine noch so lasterhafte Gattinn, eine noch so grausame Mutter seyn, darum kümmert sich der Dichter nicht — hier ist sie eine zärtliche Mutter, und nichts als Mutter; mehr wollte und brauchte der Dichter nicht. Die mütterliche Zärtlichkeit ist's, die er in ihren sanften Bewegungen, wie in ihren heftigen Ausbrüchen schildert. Aus diesem Grunde finde ich die Stelle im fünften Akt, wo sie Iphigenien auf die Bitte: sie möchte ihren Gemahl nicht hassen: zur Antwort gibt: „O, der soll schwer genug an dich erinnert werden!" eine Stelle, worin ihre künftige Mordthat vorbereitet zu seyn scheint, eher zu tadeln, als zu loben — zu tadeln, weil sie dem Zuschauer (dem griechischen wenigstens, der in der Geschichte des Hauses Atreus sehr gut bewandert war; und für den doch der Dichter schrieb) plözlich die andre Clytemnestra, die Ehebrecherinn und Mörderinn, in den Sinn bringt, an die er jezt gar nicht denken soll, mit der er die Mutter, die zärtliche Mutter gar nicht vermengen soll. So glücklich und schön der Gedanke ist, in demjenigen Stücke, worin Clytemnestra als Mörderinn ihres Gemahls erscheint, das Bild der beleidigten

digten Mutter und die Begebenheit in Aulis dem Zuschauer wieder in's Gedächtniß zu bringen, (wie es z. B. im Agamemnon des Aeschylus geschieht) so schön dieses ist, und aus eben dem Grunde, warum dieses schön ist, ist es fehlerhaft, in dasjenige Stück, das uns die zärtliche, leidende Mutter zeigt, die Ehebrecherinn und Mörderinn aus dem andern herüber zu ziehen; jenes nehmlich diente dazu; den Abscheu gegen sie zu vermindern, dieses kann keine andre Wirkung haben, als unser Mitleiden zu entkräften. Ich zweifle auch sehr, ob Euripides bei der oben angeführten Stelle diesen unlautern Zweck gehabt hat, den ihm viele geneigt seyn dürften, als eine Schönheit unterzuschieben.

Die Gesinnungen in diesem Stücke sind groß und edel, die Handlung wichtig und erhaben, die Mittel dazu glücklich gewählt und geordnet. Kann etwas wichtiger und erhabener seyn, als die — zulezt doch freiwillige — Aufopferung einer jungen und blühenden Fürstentochter für das Glück so vieler versammelten Nationen? Konnte die Größe dieses Opfers in ein volleres und schöneres Licht gestellt werden, als durch das prächtige Gemählde, das der Dichter durch den Chor (in der Zwischenhandlung des ersten Aktes) von der glänzenden Ausrüstung des Griechischen Heeres gleichsam im Hintergrunde entwerfen läßt? Wie groß endlich und

wie

wie einfach mahlt er uns Griechenlands Helden, denen dieses Opfer gebracht werden soll, in ihrem herrlichen Repräsentanten Achilles?

Die gereimte Uebersetzung der Chöre giebt dem Stücke vielleicht ein zwitterartiges Ansehen, indem sie lyrische und dramatische Poesie mit einander vermengt; vielleicht finden einige sie unter der Würde des Drama. Ich würde mir diese Neuerung auch nicht erlaubt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, die in der Uebersetzung verloren gehende Harmonie der griechischen Verse —. ein Verlust, der hier um so mehr gefühlt wird, da in dem Inhalte selbst nicht immer der größte Werth liegt — im Deutschen durch etwas ersetzen zu müssen, wovon ich gerne glaube, daß es jener Harmonie nicht nahe kommt, was aber, wär' es auch nur der überwundenen Schwürigkeit wegen, vielleicht einen Reitz für diejenigen Leser hat, die durch eine solche Zugabe für die Chöre des griechischen Trauerspiels erst gewonnen werden müssen. Kann mich dieses bei unsern griechischen Zeloten nicht entschuldigen, so sind sie hinlänglich durch die Schwürigkeiten gerächt, die ich bei diesem Versuche vorgefunden habe. In einigen wenigen Stellen hab' ich mir erlaubt, von der gewöhnlichen Erklärungsart abzugehen, wovon hier meine Gründe.

1) Weil

1) Weil es mir so gefiel — denn deiner Knechte bin ich keiner.) Dieser Sinn schien mir den Worten des Textes angemessener und überhaupt griechischer zu seyn, als welchen Brumoy und andre Uebersetzer dieser Stelle geben. Ma volonté est mon droit. Est-ce à vous, à me donner la loi? Nicht doch! So konnte Menelaus nicht auf den Vorwurf antworten, den ihm Agamemnon macht, was er nöthig habe, seine (Agamemnons) Angelegenheiten zu beobachten, zu bewachen? (Φυλασσειν). Ich hab' es nicht nöthig, antwortet Menelaus, denn ich bin nicht dein Knecht. Ich hab' es gethan, weil es mir so gefiel, quia voluntas me vellicabat. Auch mußte Brumoy in der Frage schon dem griechischen Texte Gewalt anthun, um seine Antwort heraus zu bringen. De quel droit, je vous prie, entrez-vous dans mes sécrets sans mon aveu? Im Text heißt es bloß: Was hast du meine Angelegenheiten zu beobachten? Im Französischen ist die Antwort trotzig, im Griechischen ist sie naiv.

2) Wie fiel dir plözlich da die Last vom Herzen.) Im Griechischen klingt es noch stärker: Du freutest dich in deinem Herzen. Erleichtert konnte sich Agamemnon allenfalls fühlen, daß

daß ihm durch Kalchas ein Weg gezeigt würde, seine Feldherrnwürde zu erhalten, und seine ehrgeitzigen Absichten durchzusetzen; freuen konnte er sich aber doch nicht, daß dieses durch die Hinrichtung seiner Tochter geschehen mußte.

3) Diese ganze Antistrophe, die zwei ersten Absätze besonders, sind mit einer gewissen Dunkelheit behaftet, die Moral, die sie enthalten, ist zu allgemein, man vermißt den Zusammenhang mit dem übrigen. Prêvot hält den Text für verdorben. Diese allgemeinen Reflexionen des Chors über seine Sitten und Anständigkeit, dünkt mir, könnten eben so gut durch das unartige Betragen beider Brüder gegen eine der vorhergehenden Scenen, davon der Chor Zeuge gewesen ist, veranlaßt worden seyn, als durch den Frauenraub des Paris. Die Schwürigkeit, den eigentlichen Sinn des Textes herzustellen, wird die Freiheit entschuldigen, die ich mir bei der Uebersetzung genommen habe.

4) Du wirst immer mit mir gehen!) Wörtlich müßte übersetzt werden: Meine Tochter, du kommst eben dahin, wo dein Vater! oder: Es kommt mit dir eben dahin, wo mit deinem Vater. Wenn dieser Doppelsinn nicht auf den Gemeinplatz hinauslaufen soll, daß eines sterben müsse, wie das andre, welches Euripides doch schwerlich gemeint haben

haben konnte, so scheint mir der Sinn, den ich in der Uebersetzung vorgezogen habe, der angemessenere zu seyn. Dein Bild wird mich immer begleiten. Die Erklärungsart des französischen Uebersetzers ist etwas weit hergeholt und gibt einen frostigen Sinn: Dich erwartet ein ähnliches Schicksal. Auch du wirst eine weite Sekreise machen.

5) Du hast dich weggemacht in's Ausland. Dort mach' dir zu thun.) Ἐλθὼν δὲ, τάχα πρᾶσσε. In diesem ἐλθὼν liegt, dünkt mir, ein bestimmterer und schärferer Sinn, als andre Uebersetzer darein gelegt haben. Clytemnestra nehmlich macht ihrem Gemahl den versteckten Vorwurf, daß er die Seinigen verlassen habe, um sich einer auswärtigen Unternehmung zu widmen, Er habe sich seiner Hausrechte dadurch begeben, will sie sagen. Er sei ein Fremder. Du hast dich hinaus gemacht, so bekümmre dich um Dinge, die draußen sind!

6) Gewiß recht brav, sobald sie mögen.) Diese Stelle hat Brumoy zwar sehr gut verstanden, auch den Sinn, durch eine Umschreibung freilich, sehr richtig in's Französische über getragen, aber ihre wirkliche Schönheit scheint er doch nicht erkannt zu haben, wenn er sagen kann: je crains, de n'avoir été que trop fidelle à mon original, à ses dépens et aux miens. Die Stelle ist voll

Wahr-

Wahrheit und Natur. Clytemneſtra, ganz erfüllt von ihrer gegenwärtigen Verlegenheit, ſchildert dem Achilles ihren verlaſſenen Zuſtand im Lager der Griechen, und in der Hitze ihres Affekts kommt es ihr nicht darauf an, in ihre Schilderung des griechiſchen Heers einige harte Worte mit einfließen zu laſſen, die man ihr als einer Frau, die ſich durch ein außerordentliches Schickſal aus ihrem Gynäceum plözlich in eine ihr ſo fremde Welt verſezt, und der Diſcretion eines trozigen Kriegsheers überlaſſen ſieht, gerne zu gute halten wird. Mitten im Strom ihrer Rede aber fällt es ihr ein, daß ſie vor dem Achilles ſteht, der ſelbſt einer davon iſt; dieſer Gedanke, vielleicht auch ein Stirnrunzeln des Achilles, bringt ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie will einlenken, und je ungeſchickter deſto wahrer! Im Griechiſchen ſind es vier kurze hinein geworfene Worte: χρήσιμον δ', ὅταν θέχιοσιν, woraus im Deutſchen freilich noch einmal ſoviel geworden ſind. Prêvot, deſſen Bemerkungen ſonſt voll Scharfſinn ſind, verbeſſert ſeine Vorgänger hier auf eine ſehr unglückliche Art: Clytemneſtre, ſagt er, veut dire et dit, à ce qu' il me ſemble, auſſi clairement qu'il étoit néceſſaire, qu'Achille peut ſe ſervir de ſon aſcendant ſur l'armée pour prévenir les deſſeins d'Agamemnon. Le P. Brumoy n'eût point trahi ſon auteur en

expri-

exprimant cette penſée. Nein! Ein ſo geſuchter Gedanke kann höchſtens einem eiskalten Kommentator, nie aber dem Euripides oder ſeiner Clytemneſtra eingekommen ſeyn!

7) Ja, haſſenswerther ſelbſt als Menelaus müßt' ich ſeyn.) Der griechiſche Achilles drückt ſich beleidigender aus. „Ich wäre gar nichts und Menelaus lief in der Reihe der Männer.“ Haſſen kon.... man den Menelaus als den Urheber dieſes Unglücks, aber Verachtung verdiente er darum nicht.

8) Und du wirſt eilen ſie zu fliehn!) Ich weiß nicht, ob ich in dieſer Stelle den Sinn meines Autors getroffen habe. Wörtlich heißt ſie: „Erſtlich betrog mich meine Hofnung, dich meinen Eidam zu nennen; alsdann iſt dir meine ſterbende Tochter vielleicht eine böſe Vorbedeutung bei einer künftigen Hochzeit, wovor du dich hüten mußt. Aber du haſt wohl geſprochen am Anfang wie am Ende.“ Der franzöſiſche Ueberſetzer erlaubt ſich einige Freiheiten, um die Stelle zuſammenhängender zu machen. Mais d'un autre côté, quel funeſte préſage pour votre hymen, que la mort de l'épouſe, qui vous fut deſtinée! le ſecond malheur intéreſſe l'épous auſſi bien que la

mère. Enfin qu'ajouterois-je à vos paroles etc. Hier und nach dem Buchstaben des Textes ist es nur eine Warnung; ich nahm es als einen Zweifel, eine Besorgniß der Clytemnestra. So sehr diese durch Achilles Versicherungen beruhigt seyn könnte, so liegt es doch ganz in dem Charakter der ängstlichen Mutter, immer Gefahr zu sehen, immer zu ihrer alten Furcht zurück zu kehren. Auch das, was folgt, wird dadurch in einen natürlichen Zusammenhang mit dem vorhergehenden gebracht. „Aber alles, was du sagtest, war ja wohl gesprochen," d. i. ich will deinen Versicherungen trauen.

9) Gibt's keine Götter — warum leid' ich?) Gewöhnlich übersetzt man diese Stelle: εἰ δὲ μὴ, τί δεῖ πονεῖν; als eine allgemeine moralische Reflexion: gibt's keine Götter — wozu unser mühsames Streben nach Tugend? Moralische Reflexionen sind zwar sehr im Geschmack des Euripides, diese aber scheint mir im Mund der Clytemnestra, die zu sehr auf ihr gegenwärtiges Leiden geheftet ist, um solchen allgemeinen Betrachtungen Raum geben zu können, nicht ganz schicklich zu seyn. Der Sinn, in dem ich diese Stelle nahm, wird durch seine nähere Beziehung auf ihre Lage gerechtfertigt, und der Buchstabe des Textes schließt ihn nicht aus.

„Gibt

„Gibt es keine Götter, warum muß ich leiden, d. h. warum muß meine Iphigenie einer Diana wegen sterben?“

10) Verzweiflung wo ich nur beginnen mag! Verzweiflung wo ich enden mag!) Josua Barnes übersetzt: Quodnam malorum meorum sumam exordium? Omnibus enim licet uti primis, et postremis et mediis ubique. Angenommen, daß dieser Sinn der wahre ist, so liegt ihm vielleicht eine Anspielung auf irgend eine griechische Gewohnheit zum Grunde, dergleichen man im Euripides mehrere findet. Da der Reitz, den eine solche Anspielung für ein griechisches Publikum haben konnte, bei uns wegfällt, so würde man dem Dichter durch eine treue Uebersetzung einen schlechten Dienst erweisen.

11) Besser in Schande leben, als bewundert sterben.) Der französische Uebersetzer mildert diese Stelle: une vie malheureuse est même plus prisée qu'une glorieuse mort. Wozu aber diese Milderung? Iphigenie darf und soll, in dem Zustand worin sie ist, und in dem Affekt, worin sie redet, den Werth des Lebens übertreiben.

12) Gleiches Leid berechtigt mich zu gleicher Jammerklage.) Wehe mir! ruft die Mutter. Wehe mir! ruft die Tochter, denn das nehmliche Lied schickt sich zu beider Schicksal. Der P. Brumoy nimmt es in der That etwas zu scharf, wenn er dem Euripides Schuld gibt, als habe er mit dem Wort μελος die Versart bezeichnen wollen, und bei dieser Gelegenheit die weise Bemerkung macht, daß ein Akteur niemals von sich selbst sagen müsse, er rede in Versen.

13) Das wird dieß Schwert alsdann entscheiden.) Wörtlich heißt es: Es wird (oder er wird) aber doch dazu kommen! — Nun kann es freilich auch so verstanden werden. „Clytemnestra. Wird darum mein Kind nicht geopfert werden? Achilles. Darum wird er wenigstens kommen“ oder es kann heissen: Achilles. Du hältst deine Tochter fest. Clytemnestra. Wird das hindern können, daß man sie nicht opfert? Achilles. Nein, er wird aber dort seinen Angriff thun.“ — Die angenommene Erklärungsart scheint die natürlichste zu seyn.

14)

14) Dieß ist eine von den Stellen, die dem Euripides den Nahmen des Weiberfeindes zugezogen hat. Wenn man sie aber nur auf den Achilles deutet, so verliert sie das Anstößige; und diese Erklärungsart schließt auch der Text nicht aus.

II.

Der Geisterseher.

Fortsetzung.

(Siehe das sechste Heft der Thalia.)

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Fünfter Brief.

1. Julius.

Da unser Abschied von Venedig nunmehr mit starken Schritten herannaht, so sollte diese Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemählden und Gebäuden noch nachzuhohlen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verschiebt. Besonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des Paul Veronese gesprochen, die auf der Insel S. Georg in einem dortigen Benediktinerkloster zu sehen ist. Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses außerordentlichen Kunstwerks, das mir im Ganzen zwar einen sehr überraschenden aber nicht sehr genußreichen Anblick gegeben hat.

Wir

Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Komposition von hundert und zwanzig Figuren zu umfassen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein so zusammengesetztes Ganze umreichen, und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade ist es indessen, daß ein Werk von diesem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genossen werden sollte, keine beßre Bestimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieses Klosters verdient nicht weniger gesehen zu werden. Sie ist eine der schönsten in dieser Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca übersetzen, um dort in den reitzenden Gärten einen schönen Abend zu verleben. Die Gesellschaft, die nicht sehr groß war, zerstreute sich bald, und mich zog Civitella, der schon den ganzen Tag über Gelegenheit gesucht hatte, mich zu sprechen, mit sich in eine Voskage. „Sie sind der Freund des Prinzen, fieng er an, vor dem er keine Geheimnisse zu haben pflegt, wie ich von sehr guter Hand weiß. Als ich heute in sein Hotel trat, kam ein Mann heraus, dessen Gewerbe mir bekannt ist — und auf des Prinzen Stirne standen Wolken, als ich zu ihm hereintrat“ —

Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht läugnen, fuhr er fort, ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn sehr gut in's Auge gefaßt — Und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet sind, und sollte dahin gebracht seyn, in einem dringenden Falle sich solcher Kreaturen zu bedienen? Seien Sie aufrichtig, Baron! — Ist der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen Sich umsonst, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, ist mir bei meinem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil ist."

Herr Marchese —

„Verzeihen Sie. Ich muß indiskret scheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich sollte den Prinzen Schritte thun sehen, die ihm kosten, die unter seiner Würde sind, es stünde in meiner Macht sie ihm zu ersparen, und ich sollte mich leidend dabei verhalten?"

Der Prinz ist nicht in Verlegenheit, sagte ich. Einige Wechsel, die wir über Trient erwarteten, sind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen seiner

Abreise,

Abreise, noch eine nähere Weisung von ihm erwartete. Dieß ist nun geschehen, und bis dahin —

Er schüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Absicht nicht, sagte er. Es kann hier nicht davon die Rede seyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Oncle dazu hinreichen? die Rede ist davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu ersparen. Mein Oheim besizt ein großes Vermögen, worüber ich so gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen F[illegible] entgegen, daß dem Prinzen, von allem was in meiner Gewalt stehet, etwas nüzlich werden kann. Ich weiß, fuhr er fort, was die Delikatesse dem Prinzen auflegt — aber sie ist auch gegenseitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir diese kleine Genugthuung zu gönnen, geschäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Last von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen."

Er ließ nicht nach, bis ich ihm versprochen hatte, mein möglichstes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hofte darum wenig. Alle Bedingungen wolle er sich von dem leztern gefallen lassen, wiewohl er gestand, daß es ihn empfindlich krän-

ken würde, wenn ihn der Prinz auf den Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Gesprächs weit von der übrigen Gesellschaft verloren, und waren eben auf dem Rückweg, als Z*** uns entgegen kam.

„Ich suche den Prinzen bei Ihnen — Ist er nicht hier?“—

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten ihn bei der übrigen Gesellschaft zu finden —

„Die Gesellschaft ist beisammen, aber Er ist nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen ist.“

Hier erinnerte sich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen seyn könnte, die anstoßende ***Kirche zu besuchen, auf die er ihn kurz vorher sehr aufmerksam gemacht hatte. Wir machten uns sogleich auf den Weg, ihn dort aufzusuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas hastig aus einer Seitenthüre, sein Gesicht glühte, seine Augen suchten Biondello, den er herbei rief. Er schien ihm etwas sehr angelegentlich

zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thüre richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte schnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte sich, an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Gesellschaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beschlossen, in einem offenen Pavillon dieses Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marchese ohne unser Wissen ein kleines Konzert veranstaltet hatte, das ganz auserlesen war. Besonders ließ sich eine junge Sängerinn dabei hören, die uns alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reitzende Figur, entzückte. Auf den Prinzen schien nichts Eindruck zu machen, er sprach wenig, und antwortete zerstreut, seine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu sagen. Man sprach von einigen vorzüglichen Gemählden, die sie merkwürdig machten; er hatte kein Gemählde gesehen. Wir merkten, daß unsre Fragen ihn belästigten und schwiegen. Eine Stunde vergieng nach der andern, und Biondello kam noch immer nicht. Des Prinzen Ungeduld stieg auf's höchste; er hob die Tafel frühzeitig auf, und gieng in einer abgelegnen

Allee

Allee ganz allein mit starken Schritten auf und nieder.

Niemand begriff, was ihm begegnet seyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu befragen; es ist schon lange, daß ich mir die vorige Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm heraus nehme. Mit desto mehr Ungeduld erwartete ich Biondellos Zurückkunft, der mir dieses Räthsel aufklären sollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wieder kam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, diesen gesprächicher zu machen. Mißmuthig trat er zur Gesellschaft, die Gondel wurde bestellt, und bald darauf fuhren wir nach Hause.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu sprechen; ich mußte mich also mit meiner unbefriedigten Neugierde schlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlassen, aber tausend Gedanken, die mir durch den Kopf giengen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf und nieder gehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Gesicht; wie ich aufsah, war es der Prinz.

der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stand. Er könne nicht einschlafen, sagte er; und bath mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir zu bleiben, und sezte sich zu mir vor das Bette.

„Es ist mir heute etwas vorgekommen, fieng er an, davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöschen wird. Ich gieng von Ihnen, wie Sie wissen, in die * * * Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte. Weil weder Sie noch Er mir gleich zur Hand waren, so machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine schaurigkühle Dunkelheit umfieng mich, als ich aus dem schwülen, blendenden Tageslicht so auf einmal hineintrat. Ich sah mich einsam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabstille herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms, und überließ mich der ganzen Fülle dieses Eindrucks; allmählig traten die großen Verhältnisse dieses majestätischen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernster ergötzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte sanft in diesem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von weitem meine Aufmerksamkeit erweckt;

erweckt; ich trat näher, sie zu betrachten; unvermerkt hatte ich diese ganze Seite der Kirche bis zum entgegenstehenden Ende durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Nischen angebracht stehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nah' an mir ein zartes Wispern, wie wenn jemand leise spricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Gestalt in die Augen — — Nein! Ich kann sie nicht nachschildern, diese Gestalt! — Schrecken war meine erste Empfindung, die aber bald dem süssesten Hinstaunen Platz machte."

Und diese Gestalt, gnädigster Herr — Wissen Sie auch gewiß, daß sie etwas lebendiges war, etwas wirkliches, kein bloßes Gemählde, kein Gesicht Ihrer Phantasie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf diesen Augenblick dieß Geschlecht nie gesehen! — Alles war düster ringsherum, nur durch ein einziges Fenster fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieser Gestalt. Mit unaussprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — war sie vor einem

einem Altar hingegossen — der gewagteste, lieblichste, gelungenste Umriß, einzig und unnachahmlich, die schönste Linie in der Natur. In schwarzen Mohr war sie gekleidet, der sich spannend um den reitzendsten Leib, um die niedlichsten Arme schloß, und in weiten Falten, wie eine spanische Robe, um sie breitete; ihr langes, lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geschlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reitzender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Crucifixe, und sanft hinsinkend ruhte sie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmlischschöne Angesicht zu beschreiben, wo eine Engelseele, wie auf ihrem Thronensitz, die ganze Fülle ihrer Reitze ausbreitete? Die Abendsonne spielte darauf, und ihr luftiges Gold schien es mit einer künstlichen Glorie zu umgeben. Können Sie Sich die Madonna unsers Florentiners zurückrufen? — Hier war sie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde so anziehend, so unwiderstehlich fand."

(Mit der Madonna, von der der Prinz hier spricht, verhält es sich so. Kurz nachdem Sie abgereis't waren, lernte er einen florentinischen Mahler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entsinne.

sinne, ein Altarblatt zu mahlen. Er hatte drei andre Gemählde mitgebracht, die er für die Gallerie im Kornarischen Pallaste bestimmt hatte. Die Gemählde waren eine Madonna, eine Heloise, und eine fast ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und bei der höchsten Verschiedenheit am Werthe einander so gleich, daß es beinahe unmöglich war, sich für eines von den dreien ausschließend zu entscheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unschlüssig; man hatte sie kaum vor ihm ausgestellt, als das Madonnastück seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künstlers bewundert, bei diesem vergaß er den Künstler und seine Kunst, um ganz im Anschauen seines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte sich von dem Stücke kaum losreissen. Der Künstler, dem man wohl ansah, daß er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigensinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte 1500 Zecchinen für alle. Die Hälfte both ihm der Prinz für dieses einzige an — der Künstler bestand auf seine Bedingung, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht ein entschlossenerer Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben sie nicht mehr gesehen. Dieses Gemählde kam dem Prinzen jezt in Erinnerung.)

„Ich

„Ich stand, fuhr er fort, ich stand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, sie ließ sich durch meine Dazwischenkunft nicht stören, so ganz war sie in ihrer Andacht vertieft. Sie bethete zu ihrer Gottheit und ich bethete zu ihr — Ja, ich bethete sie an — Alle diese Bilder der Heiligen, diese Altäre, diese brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jezt zum erstenmal ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthum wäre. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte in diesem Augenblicke felsenfest an den, den ihre schöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja seine Antwort in ihrem Auge. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle seine Himmel."

„Sie stand auf, und jezt erst kam ich wieder zu mir selbst. Mit schüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite, das Geräusch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes mußte sie überraschen, meine Dreistigkeit konnte sie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit sie mich ansah. Ruhe, unaussprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln spielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erste glückliche Geschöpf, das sich ihrem Wohlwollen anboth. Sie schwebte noch auf der lezten Sprosse des Gebeths — sie hatte die Erde noch nicht berühret."

„In einer andern Ecke der Kapelle regte es sich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchstuhle aufstand. Ich hatte sie bis jezt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, sie hatte alle meine Bewegungen gesehen. Dieß bestürzte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man rauschte an mir vorüber.“

„Ich sehe sie den langen Kirchgang hinunter gehen. Die schöne Gestalt ist aufgerichtet — Welche liebliche Majestät! Welcher Adel im Gange! Das vorige Wesen ist es nicht mehr, neue Grazien, eine ganz neue Erscheinung. Langsam gehen sie hinab; ich folge von weitem und schüchtern, ungewiß, ob ich es wagen soll, sie einzuhohlen? ob ich es nicht soll? — Wird sie mir keinen Blick mehr schenken? Schenkte sie mir einen Blick, da sie an mir vorübergieng, und ich die Augen nicht zu ihr aufschlagen konnte? — O wie beunruhigte mich dieser Zweifel!“

„Sie stehen stille, und — ich kann keinen Fuß von der Stelle setzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was sie ihr sonst war, bemerkt die Unordnung in den schönen Haaren, und ist geschäftig, sie zu verbessern, indem sie ihr den Parasol zu halten gibt. O wie viel Unordnung wünscht' ich diesen Haaren, und wie viel Ungeschicklichkeit diesen Händen!“ —

„Die

„Die Toilette ist gemacht und man nähert sich der Thüre. Ich beschleunige meine Schritte — Eine Hälfte der Gestalt verschwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — Sie ist weg — Nein! Sie kommt wieder. Eine Blume fiel aus ihrem Haar, sie bückt sich nieder, sie aufzuheben — sie sieht noch einmal zurück und nach mir — wen sonst kann ihr Auge in diesen todten Mauren suchen? Also war ich ihr kein fremdes Wesen mehr — auch mich hat sie zurückgelassen, wie ihre Blume — Lieber F***, ich schäme mich, es Ihnen zu sagen, wie kindisch ich diesen Blick auslegte — der vielleicht nicht einmal mein war!“

Ueber das lezte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar, fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillschweigen fort, kann man etwas nie gekannt, nie vermißt haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir eben so unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren. Seit ich das sah, seitdem dieses Bild hier wohnet — dieses lebendige, mächtige Gefühl in mir: du kannst

nichts mehr lieben, als das, und in dieser Welt wird nichts anders mehr auf dich wirken!“

Denken Sie nach, gnädigster Herr, in welcher reitzbaren Stimmung Sie waren, als diese Erscheinung Sie überraschte, und wie vieles zusammen kam, Ihre Einbildungskraft zu spannen. Aus dem hellen blendenden Tageslicht, aus dem Gewühle der Straße plözlich in diese stille Dunkelheit versezt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie selbst gestehen, die Stille, die Majestät dieses Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung schöner Kunstwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einsam Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in dieser Nähe — von einer Mädchengestalt überrascht, wo Sie Sich keines Zeugen versahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gerne zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeisterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantasie sich etwas idealisches, etwas überirdischvollkommenes daraus zusammensezte.

„Kann die Phantasie etwas geben, was sie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiethe meiner Darstellung ist nichts, was ich mit diesem Bilde zusammen-

sammenstellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts als dieses Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür biethen!"

Gnädigster Prinz, das ist Liebe.

„Muß es denn nothwendig ein Nahme seyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Nahmen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher andre hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nie vorhanden, wie kann der Nahme früher da seyn, als die Empfindung? Es ist ein neues einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem neuen einzigen Wesen, und für dieses Wesen nur möglich! — Liebe! Für der Liebe bin ich sicher!"

Sie verschickten Biondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurücke?

„Biondello hat nichts entdeckt — so viel als gar nichts. Er fand sie noch an der Kirchthüre. Ein bejahrter, anständig gekleideter Mann; der eher einem hiesigen Bürger als einem Bedienten gleich sah, erschien, sie nach der Gondel zu begleiten. Eine An-

zahl Armer stellte sich in Reihen, wie sie vorübergieng, und verließ sie mit sehr vergnügter Miene. Bei dieser Gelegenheit, sagt Biondello, wurde eine Hand sichtbar, woran einige kostbare Steine blizten. Mit ihrer Begleiterinn sprach sie einiges, das Biondello nicht verstand; er behauptet, es sei griechisch gewesen. Da sie eine ziemliche Strecke nach dem Kanal zu gehen hatten, so fieng schon etwas Volk an, sich zu sammeln, das Außerordentliche des Anblicks brachte alle vorübergehenden zum Stehn. Niemand kannte sie — aber die Schönheit ist eine gebohrne Königinn. Alles machte ihr ehrerbiethig Platz. Sie ließ einen schwarzen Schleier über das Gesicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanal der Giudecca behielt Biondello das Fahrzeug im Gesicht, aber es weiter zu verfolgen, untersagte ihm das Gedränge.“

Aber den Gondolier hat er sich doch gemerkt, um diesen wenigstens wieder zu erkennen?

Den Gondolier getraut er sich ausfindig zu machen; doch ist es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Bescheid geben, als daß Signora sich schon seit einigen Wochen und immer Sonnabends hier zeige, und noch allemal ein Goldstück unter sie ver-

vertheilt habe. Es war ein holländischer Dukaten, den er eingewechselt und mir überbracht hat.“

Eine Griechinn also, und von Stande, wie es scheint, von Vermögen wenigstens, und wohlthätig. Das wäre für's erste genug, gnädigster Herr — genug und fast zuviel! Aber eine Griechinn und in einer katholischen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlassen haben. Ueberdieß — etwas geheimnißvolles ist hier immer — Warum die Woche nur einmal? Warum nur Sonnabends in diese Kirche, wo diese gewöhnlich verlassen seyn soll, wie mir Biondello sagt? — Spätestens der kommende Sonnabend muß dieß entscheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir diese Kluft von Zeit überspringen! Aber umsonst! Die Stunden gehen ihren gelassenen Schritt, und meine Seele glühet!“

Und wenn dieser Tag nun erscheint — was dann, gnädigster Herr? Was soll dann geschehen?

„Was geschehen soll? — Ich werde sie sehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforschen. Ich werde erfahren, wer sie ist? — Wer sie ist! Was kann mich dieses bekümmern? Was ich sah, machte mich glücklich, also weiß ich ja schon alles, was mich glücklich machen kann!“

Und unsre Abreise aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats festgesezt ist?

„Konnte ich im voraus wissen, daß Venedig noch einen solchen Schatz für mich einschließe? — Sie fragen mich aus meinem gestrigen Leben. Ich sage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und seyn will.“

Jezt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marchese Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß sein längeres Bleiben in Venedig mit den geschwächten Zustand seiner Kasse durchaus nicht bestehen könne, und daß, im Fall er seinen Aufenthalt über den zugestandnen Termin verlängerte, auch von seinem Hofe nicht sehr auf Unterstützung würde zu rechnen seyn. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jezt ein Geheimniß gewesen, daß ihm von seiner Schwester, der regierenden *** von ***, ausschließend vor seinen übrigen Brüdern und heimlich, ansehnliche Zuschüsse bezahlt werden, die sie gerne bereit seyn würde zu verdoppeln, wenn sein Hof ihn im Stiche ließe. Diese Schwester, eine fromme Schwärmerinn, wie Sie wissen, glaubt die großen Ersparnisse, die sie bei einem sehr eingeschränkten Hofe macht, nirgends besser aufgehoben, als bei einem Bruder, dessen weise Wohlthätigkeit sie kennt, und den sie enthusiastisch verehret.

verehret. Ich wußte zwar schon längst, daß zwischen beiden ein sehr genaues Verhältniß Statt findet, auch viele Briefe gewechselt werden, aber weil sich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich bestreiten ließ, so war ich auf diese verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es ist also klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren, und es noch jezt sind; und wenn ich aus seinem übrigen Charakter schließen darf, so sind es gewiß keine andre, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um so weniger glaubte ich nach dieser Entdeckung anstehen zu dürfen, ihm das Anerbiethen des Marchese zu offenbaren — welches zu meiner nicht geringen Verwunderung ohne alle Schwürigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, diese Sache mit dem Marchese auf die Art, welche ich vor die beste hielt, abzuthun, und dann sogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An seine Schwester sollte unverzüglich geschrieben werden.

Es war Morgen, als wir aus einander giengen. So unangenehm mir dieser Vorfall aus mehr als einer Ursache ist und seyn muß, so ist doch das allerverdrüßlichste daran, daß er unsern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieser anfangenden Leidenschaft erwarte ich viel mehr gutes als

schlimmes. Sie ist vielleicht das kräftigste Mittel, den Prinzen von seinen metaphysischen Träumereien wieder zur ordinären Menschheit herabzuziehen. Sie wird die gewöhnliche Krise haben, und, wie eine künstliche Krankheit, auch die alte mit sich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich habe Ihnen alles dieß nach frischer That hingeschrieben. Die Post geht sogleich; sie werden diesen Brief mit dem vorhergehenden an einem Tage erhalten.

Baron

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Sechster Brief.

20. Junius.

Dieser Civitella ist doch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlassen, als schon ein Billet von dem Marchese erschien, worin mir die bewußte Sache auf's dringendste empfohlen wurde. Ich schickte ihm sogleich eine Verschreibung in des Prinzen Nahmen auf 6000 Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte sie zurück, nebst der doppelten Summe, in Wechseln sowohl als baarem Golde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verschreibung aber, die nur auf 6 Wochen gestellt war, mußte angenommen werden.

Diese ganze Woche gieng in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechinn hin. Biondello sezte alle seine Maschinen in Bewegung, bis jezt aber war alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig, aus diesem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Insel Murano ausgesezt habe, wo zwei Sänften auf sie gewartet hätten, in die sie gestiegen seien. Er machte

sie

sie zu Engländerinnen, weil sie eine fremde Sprache gesprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht, er komme ihm vor wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wüßten wir wenigstens, daß wir sie nicht in der Giudecca zu suchen hätten, und daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Insel Murano zu Hause sei; aber das Unglück war, daß die Beschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdings nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, womit er ihren Anblick gleichsam verschlang, hatte ihn gehindert, sie zu sehen; für alles das, worauf andre Menschen ihr Augenmerk zuerst und vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz und gar blind gewesen; nach seiner Schilderung war man eher versucht, sie im Petrarch oder Tasso, als auf einer venetianischen Insel zu suchen. Außerdem mußte diese Nachfrage selbst mit größter Vorsicht geschehen, um weder die Dame auszusetzen, noch sonst ein anstößiges Aufsehen zu erregen. Weil Biondello, außer dem Prinzen, der einzige war, der sie, durch den Schleier wenigstens, gesehen hatte, und also wieder erkennen konnte, so suchte er, wo möglich, an allen Orten, wo sie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu seyn, das Leben des armen Menschen war diese ganze Woche über nichts, als ein ewiges Rennen durch alle Straßen

von

von Venedig. In der griechischen Kirche besonders wurde keine Nachforschung gespart, aber alles mit gleich schlechtem Erfolge; und der Prinz, dessen Ungeduld mit jeder fehlgeschlagenen Erwartung stieg, mußte sich endlich doch auf den nächsten Sonnabend vertrösten.

Seine Unruhe war schrecklich. Nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln. Sein ganzes Wesen war in fiebrischer Bewegung, für alle Gesellschaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einsamkeit. Nun wurde er nie mehr von Besuchen belagert, als eben in dieser Woche. Sein naher Abschied war angekündigt, alles drängte sich herbei. Man mußte diese Menschen beschäftigen, um ihre argwöhnische Aufmerksamkeit von ihm selbst abzuziehen; man mußte ihn beschäftigen, um seinen Geist zu zerstreuen. In diesem Bedrängniß verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigstens zu entfernen, sollte hoch gespielt werden. Zugleich hofte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geschmack an dem Spiel zu erwecken, der diesen romanhaften Schwung seiner Leidenschaft bald ersticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten, sagte Civitella, haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war, zu begehen, und manche wieder gut gemacht,

gemacht, die schon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein paar schöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotisch wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu spielen."

Ich lasse dahin gestellt seyn, in wie weit Civitella recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fieng bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen sollte. Der Prinz, der dem Spiel nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reitz zu geben wußte, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus seiner Achse. Alles, was er that, nahm eine leidenschaftliche Gestalt an; alles geschah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jezt in ihm herrschte. Sie kennen seine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde sie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldstücke zerrannen wie Wassertropfen in seinen Händen. Er verlor fast ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerksamkeit spielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebster O***, mit Herzklopfen schreib ich es nieder — in vier Tagen waren die 12000 Zecchinen — und noch drüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich selbst genug an. Aber konnt' ich es hindern?

Hörte

Hörte mich der Prinz? Konnt' ich etwas anders, als ihm Vorstellungen thun? Ich that, was in meinem Vermögen stand. Ich kann mich nicht schuldig finden.

Auch Civitello verlor beträchtlich, ich gewann gegen 600 Zecchinen. Das beispiellose Unglück des Prinzen machte Aufsehen; um so weniger konnte er jezt das Spiel verlassen. Civitella, dem man die Freude ansieht, ihn zu verbinden, streckte ihm sogleich die nehmliche Summe vor. Die Lücke ist zugestopft, aber der Prinz ist dem Marchese 24000 Zecchinen schuldig. O wie sehne ich mich nach dem Spargeld der frommen Schwester! — Sind alle Fürsten so, liebster Freund? Der Prinz beträgt sich nicht anders, als wenn er dem Marchese noch eine große Ehre erwiesen hätte, und dieser — spielt seine Rolle wenigstens gut.

Civitella suchte mich damit zu beruhigen, daß gerade diese Uebertreibung, dieses außerordentliche Unglück das kräftigste Mittel sei, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er selbst fühle diese Lücke gar nicht, und stehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal soviel zu Diensten. Auch der Kardinal gab mir die Versicherung, daß die Gesinnungen seines Neffen aufrichtig

richtig seien, und daß er selbst bereit stehe, für ihn zu gewähren.

Das traurigste war, daß diese ungeheuren Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man sollte meinen, der Prinz habe wenigstens mit Theilnehmung gespielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglück im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entscheidender Streich geschehen sollte, und alles sich voll Erwartung um seinen Spieltisch herum drängte, suchten seine Augen Biondello, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angesicht zu stehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in sehr bedürftige Hände. Einige Exzellenza, die, wie die böse Welt ihnen nachsagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze selbst von dem Markte nach Hause tragen, traten als Bettler in unser Haus, und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte sie mir. „Sehen Sie, sagte er, wie vielen armen Teufeln es zu gute kommt, daß es einem gescheuten Kopf einfällt, nicht bei sich selbst zu seyn! Aber das gefällt mir. Das ist fürstlich und königlich! Ein großer Mensch

muß

muß auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befruchten!"

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz ist ihm 24000 Zechinen schuldig!

Der so sehnlich erwartete Sonnabend erschien endlich, und mein Herr ließ sich nicht abhalten, sich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er seine Unbekannte das erstemal gesehen hatte, doch so, daß er ihr nicht sogleich in die Augen fallen konnte. Biondello hatte Befehl, an der Kirchthüre Wache zu stehn und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derselben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das übrige mißlingen sollte. An demselben Orte, wo sie sich nach des Gondoliers Aussage das vorige mal hatte aussetzen lassen, wurden zwei Sänften gemiethet; zum Ueberfluß hieß der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer besondern Gondel nachfolgen. Der Prinz selbst wollte ganz ihrem Anblick leben, und wenn es angienge, sein Glück in der Kirche versuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzim-

mer in Venedig in zu übeln Rufe stand, um durch seine Einmischung die Dame nicht mißtrauisch zu machen. Sie sehen, liebster Graf, daß es an unsern Anstalten nicht lag, wenn die schöne Unbekannte uns entgieng.

Nie sind wohl in einer Kirche wärmere Wünsche gethan worden, als in dieser, und nie wurden sie grausamer getäuscht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräusche, das seiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthüre in Erwartung gesezt — sieben volle Stunden — und keine Griechinn. Ich sage Ihnen nichts von seiner Gemüthslage. Sie wissen, was eine fehlgeschlagene Hofnung ist — und eine Hofnung, von der man sieben Tage und sieben Nächte fast einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Siebenter Brief.

August.

Nein, liebster Freund. Sie thun dem guten Biondello unrecht. Gewiß. Sie hegen einen falschen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiäner Preis, aber dieser ist ehrlich.

Sie finden es sonderbar, daß ein Mensch von so glänzenden Talenten und einer so exemplarischen Aufführung sich zum Dienen herabsetze, wenn er nicht geheime Absichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß diese Absichten verdächtig seien. Wie? Ist es denn so etwas neues, daß ein Mensch von Kopf und Verdiensten sich einem Fürsten gefällig zu machen sucht, der es in der Gewalt hat, sein Glück zu machen? Ist es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich genug merken, daß seine Anhänglichkeit an den Prinzen persönlich sei? Er hat ihm ja gestanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Diese Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniß aufklären. Geheime Absichten mag er immer haben, aber können diese nicht unschuldig seyn?

Es befremdet Sie, daß dieser Biondello in den ersten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch schenkten, alle die großen Talente, die er jezt an den Tag kommen lasse, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Das ist wahr, aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte seiner ja noch nicht, und seine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis seiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle ihre Zweifel zu Boden schlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man sucht geheime Erkundigungen von seiner Lebensart, von seinen Bekanntschaften und Verhältnissen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer diese Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es ist hier in S. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus und eingeht, er mag da etwas liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen ist er auch da, er findet eine Gesellschaft beisammen, Advokaten und Offizianten der Regierung, lustige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert sich, man ist erfreut ihn wieder zu

sehen.

sehen. Die alte Bekanntschaft wird erneuert; jeder erzählt seine Geschichte bis auf diesen Augenblick, Biondello soll auch die seinige zum Besten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünscht ihm Glück zu seinem neuen Etablissement, man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** schon erzählen hören, von seiner Freigebigkeit gegen Leute besonders, die ein Geheimniß zu bewahren wissen; seine Verbindung mit dem Kardinal A***i ist weltbekannt, er liebt das Spiel, u. s. f. Biondello stuzt — Man scherzt mit ihm, daß er den Geheimnißvollen mache, man wisse doch, daß er der Geschäftsträger des Prinzen von *** sei. Die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flasche leert sich fleißig — man nöthigt ihn zu trinken, er entschuldigt sich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um sich zum Schein zu betrinken.

„Ja, sagte endlich der eine Advokat, Biondello versteht sein Handwerk, aber ausgelernt hat er es noch nicht. Er ist nur ein Halber.“

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

„Er versteht die Kunst, sagte der andre, ein Geheimniß bei sich zu behalten, aber die andre noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden.

Sollte sich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäste zogen sich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit seinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache weiter herausgiengen. Daß ich es kurz mache, er sollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und seinem Neffen Aufschlüsse verschaffen, ihnen die Quellen angeben, woraus der Prinz Geld schöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geschrieben würden, in die Hände spielen. Biondello beschied sie auf ein andermal, aber wer sie angestellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu schließen, mußte die Nachfrage von einem sehr reichen Mann herrühren.

Gestern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieser war anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut bei'm Kopf nehmen zu lassen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man sie doch wieder stellen müssen, und dann habe er seinen ganzen Kredit unter dieser Klasse, vielleicht sein Leben selbst in Gefahr gesezt. Alle dieses Volk hange unter sich zusammen, alle stehen für einen, er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum

Feind

Feind haben, als unter ihnen für einen Verräther verschrien werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nüzlich seyn können, wenn er das Vertrauen dieser Volksklasse verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dieß wohl kommen möchte. Wer ist in Venedig, dem daran liegen kann, zu wissen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinal A***i zu thun hat, und was ich Ihnen schreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniß von dem Prinzen von ***d*** seyn? oder regt sich etwa der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Achter Brief.

August.

Der Prinz schwimmt in Wonne und Liebe. Er hat seine Griechinn wieder. Hören Sie, wie dieß zugegangen ist.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war, und von der schönen Lage dieser Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, sie zu sehen. Gestern wurde dieß ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, sollte niemand ihn begleiten als Z*** und ich, nebst Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abgieng, und mietheten uns darauf ein. Die Gesellschaft war sehr gemischt aber unbedeutend, und die Hinreise hatte nichts merkwürdiges.

Chiozza ist auf eingerammten Pfählen erbaut, wie Venedig, und soll gegen 40,000 Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte stößt man auf Fischer oder Matrosen. Wer eine Perücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze

und

und Ueberschlag sind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt ist schön, doch darf man Venedig nicht gesehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Passagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig seyn, und den Prinzen fesselte nichts in Chiozza. Alles hatte seinen Platz schon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil sich die Gesellschaft auf der Herfahrt so beschwerlich gemacht hatte, so nahmen wir dießmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte sich, wer noch mehr da sei? Ein Dominikaner war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig giengen. Mein Herr war nicht neugierig, sie zu sehen, und nahm sogleich sein Zimmer ein.

Die Griechinn war der Gegenstand unsers Gesprächs auf der Herfahrt gewesen, und sie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte sich ihre Erscheinung in der Kirche mit Feuer, Plane wurden gemacht und verworfen, die Zeit verstrich wie ein Augenblick, ehe wir es uns versahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Passagiers stiegen aus; der Dominikaner war unter diesen. Der Patron gieng zu den Damen, die, wie wir jezt erst erfuhren, nur durch ein dünnes Bret von uns geschieden waren,

und fragte sie, wo er anlegen sollte. Auf der Insel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Insel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahndung schien durch seine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, stürzte Biondello herein. „Wissen Sie auch, in welcher Gesellschaft wir reisen?“ — Der Prinz sprang auf — „Sie ist hier! Sie selbst! fuhr Biondello fort. Ich komme eben von ihrem Begleiter.“

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in diesem Augenblick gewesen. Tausend Empfindungen stürmten in ihm, seine Knie zitterten, Röthe und Bläße wechselten in seinem Gesichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen diesen Zustand nicht beschreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz sprang an's Ufer. Sie kam. Ich las im Gesicht des Prinzen, daß sie's war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine schönere Gestalt hab' ich nie gesehen, alle Beschreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glüende Röthe überzog ihr Gesicht, als sie den Prinzen ansichtig wurde. Sie hatte unser ganzes Gespräch hören müssen, sie konnte auch nicht zweifeln, daß sie der Gegenstand desselben gewesen

sen sei. Mit einem bedeutenden Blicke sah sie ihre Begleiterinn an, als wollte sie sagen: das ist er! und mit Verwirrung schlug sie die Augen nieder. Ein schmales Bret ward vom Schiff an das Ufer gelegt, über welches sie zu gehen hatte. Sie schien ängstlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil sie auszugleiten fürchtete, als weil sie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz schon den Arm ausstreckte, ihr beizustehn. Die Noth siegte über ihre Bedenklichkeit. Sie nahm seine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andre Dame, die auf den nehmlichen Dienst wartete, vergaß er — was hätte er in diesem Augenblick nicht vergessen? Ich erwies ihr endlich diesen Dienst, und dieß brachte mich um das Vorspiel einer Unterredung, die sich zwischen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen — aus Zerstreuung, denke ich, und ohne daß er es selbst wußte.

„Es ist nicht das erstemal, Signora, daß — — daß — — Er konnte es nicht heraus sagen.

„„Ich sollte mich erinnern, lispelte sie — —

„In

„In der *** Kirche, sagte er —

„„In der *** Kirche war es, sagte sie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen —— Ihnen so nahe —

Hier zog sie ihre Hand leise aus der seinigen — Er verwirrte sich augenscheinlich. Biondello, der indessen mit den Bedienten gesprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fieng er an, die Damen haben Sänften hieher bestellt, aber wir sind früher zurückgekommen, als sie sich's vermutheten. Es ist hier ein Garten in der Nähe, wo sie so lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorschlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit von Seiten des Prinzen. Man blieb in dem Garten bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beschäftigen, daß der Prinz sich mit der jungen Dame ungestört unterhalten konnte. Daß er diese Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, sie zu besuchen. Eben jezt, da ich Ihnen schreibe, ist er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Gestern,

Gestern, als wir nach Hause kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechsel von unserm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn sehr in Flammen sezte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt ist. Er hat sogleich in einem ähnlichen geantwortet, und wird bleiben. Die Wechsel sind eben hinreichend, um die Zinsen von dem Kapitale zu bezahlen, das er schuldig ist. Einer Antwort von seiner Schwester sehen wir mit Verlangen entgegen.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)

III.

Raphael an Julius.

Fortsetzung der philosophischen Briefe.

(Siehe das dritte Heft der Thalia.)

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein andres Mittel gäbe, Dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erstlinge Deines Nachdenkens bei Dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei Dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in Deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele, wie die Deinige, werth, aber hier konntest und durftest Du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter, und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es Dir wohl werden, Dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse Deines Herzens geschaffen war. Kein andres,

dres, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei Dir schlagen, und vielleicht dürftest Du nur ganz Dir selbst überlassen seyn, um früher oder später mit Deinen Lieblingsideen wieder ausgesöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengesezten Systeme würdest Du bald bemerken, und alsdann bei gleicher Unerweislichkeit das wünschenswertheste vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn Du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müßtest.

Aber dieß alles ist nicht in meinem Plan. Du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo Du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst. Freilich ist dieß nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskunststücken gelingt dieß fast immer am ersten. Selbst Du bei aller Elasticität Deines Charakters schiengst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei Dir desto länger dauren, je weniger Du das Drückende

davon

davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei Dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde Dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es Dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen Deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die Dir auffallen mußten, Dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest Du, als bübische Rache einer Sklavenseele an der Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit Deinen Fesseln, die Du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich Dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie Du so oft mitten im Genuß Deines blühendsten Lebens, und in Aeußerung Deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Consequenz, mit der Du nach Deinen Ueberzeugungen handeltest, sind die Stärke der Seele, die Dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen Deiner Thätigkeit und Deiner Freuden. Damals beschloß ich jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den Deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, Dich auf den

Werth

Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen, und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg Deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt, als Dein Scharfsinn. Ihre Ahndungen ersezten Dir schneller den Verlust Deiner theuersten Ueberzeugungen, als Du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dieß begeisternde System gab Dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung Deiner treflichsten Anlagen beförderte. Jezt hat sich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft Deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und Du bedarfst keiner Schonung mehr.

Daß ein System wie das Deinige die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf Dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem Deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schicksal. Auch war nichts

natürlicher, als daß Deine philosophische Laufbahn bei Dir im Einzelnen eben so begann, als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Gränzen der menschlichen Natur nicht überschreiten

schreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst willkührlich zusammengesezt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesezten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlußfolge. Und dieß sind nicht etwa bloß Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen Dich diese Aeußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Pro-

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in Deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich Dir daher am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnden. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst Du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den todten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile geschont, und dieser anhaltende Blick, dessen er jedem Keime von Energie auch in dem kleinsten Geschöpfe

würdigt,

würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten möglichen Umfange ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unsrer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der größern Menge von Mißtönen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der Deinige, Julius. Hast Du ihn einmal erkannt, so wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.

Und dieß ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um Dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß Dir der Umfang Deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe Du den Werth ihrer freiesten Aeußerung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an Dir selbst.

(wird fortgesezt.)

K.

IV.

Gedichte.

An die Wohlthätigkeit.

1.

Göttinn! der die Wonnezähre
Von der Rosenwange träuft;
Der des Lohnes goldne Aehre
Kindlich an dem Busen reift:
Sei in deinem Heiligthume,
Das die Seligkeit umfließt,
Engelschwester! Himmelsblume!
Hoch und traulich mir gegrüßt.

2.

Du entfliehst dem Fürstenthrone,
Wo dein Afterbild sich bläht:
Reichst dem Edlern nur die Krone,
Der, wie du, verborgen sät —
Blühst in unbekannten Hainen,
Kehrst in niedre Hütten ein;
Weihst den Aermern nur zu deinen
Stillen Seligkeiten ein.

3.

Nur durch dich versöhnt, umarmen
Christ und Irokese sich;
Nur durch dich gerührt, erbarmen
Menschen ihrer Brüder sich.
Samariterarme trugen
Ihrem Feinde Linderung;
Racherfüllte Busen schlugen
Dir der Liebe Huldigung.

4.

Unter deinem Kusse schwinden
Thränen, die die Menschheit weint,
Wenn in dunkeln Labyrinthen
Ihr dein holdes Bild erscheint —
Wuchernd reicht ihr dankend Lallen
Dir den Zins der Ewigkeit,
Windet dir in goldnen Hallen
Kränze der Unsterblichkeit.

5.

Tausend Engelfreuden geudest
Du in jedes beßre Herz,
Und auf Sonnenbahnen leitest
Du die Guten himmelwärts.

Ja,

Ja, im Vollgenuß der Wonne
Mitzutheilen! wohlzuthun!
Werden jauchzend sie am Throne
Dir am Mutter Busen ruhn.

6.

Denen Arme segnend nickten!
Wer ein Herz im Busen hat —
Die ihr Thränen der Gedrückten
Nicht vergebens rinnen saht —
Wer sein Scherflein ihren Leiden,
Ihrer Nacktheit Hülle gab,
Fodre Lohn! den Ewigkeiten,
Fodr' ihn dieser Göttinn ab.

7.

Huldinn, dir! die du erbebend
Einst an Jesus Lippe hingst —
Unter Engeln ihn umschwebend
Noch den sterbenden umfingst —
In der Glorie der Demuth
Mit ihm das Gericht betratst,
Und im Ausdruck höchster Wehmuth,
Noch vor seine Mörder bathst.

8.

Sei in deinem Heiligthume,
Wo der Liebe Knospe sprießt,
Engelsschwester! Himmelsblume!
Hoch und traulich mir gegrüßt.
Deine Sympathien hauchen
Harmonie und Götterlust,
Alle gute Menschen saugen
Seligkeit an deiner Brust.

Gustav Schilling.

Ode an Gott.

1.

Ewiger! im Wetterstrahlenkranze
Deiner Cherubim — bei'm Reihentanze
Deiner Welten sing' ich dir!
Auf der Phantasie geweihtem Flügel
Eil' ich zu dem Feuerwolkenhügel
Deines Gottessitzes hin.

2.

Hingesunken, an dem Flammenthrone,
Beth' ich dich! du Schöpfer der Aeone,
Und des Staubes Schöpfer an:
Lall' in die Verklärung meiner Saiten
Halleluja! dir — die Ewigkeiten
Sprechen es im Echo nach.

3.

Nimm dann bei dem Klange deiner Sphären
Meines Dankes gluterfüllte Zähren,
Meines Lobsangs Thräne hin —
Schau, vom Donnerchore deiner Größe,
Auf der Menschheit schleierlose Blöße,
Vater! allerbarmend hin.

Athmen

4.

Athmen nicht durch dich die Myriaden?
Klimmen an der Allmacht Zauberfaden
Ihrem Stralenlohne zu?
Lacht nicht durch des Todes Trauerflöre
In der Glorie der Sonnenmeere
Frühroth einer lichtern Welt?

5.

Aus des Chaos Schooße losgewunden,
Mit der Jugend Diadem umbunden,
Lächelt ihm sein Eden an:
Da entriß dem Aether er die Binde,
Wog die Mitternacht der Labyrinthe
Gegen ihre Feuer ab.

6.

Unter deinem Gottesgriffel schäumten
Elemente, gute Geister keimten
Schöpfer! jauchzend um dich her —
Und bei'm Jubeltone dieser Weihe
Wallte Sternenklangs, der Sonnenreihe
Lichtmeer, seinem Wirbel zu.

7.

Wer befohl den Polen ihrer Tänze
Ew'gen Flügelschwung? Wer ruft dem Lenze,
Flur und Blume zu bethaun?
Und wer webte meiner Mutter Erde
Durch das schöpferische Wort — Es werde!!!
Das azurnene Gewand?

8.

Wer umgürtete mit goldnen Zonen
Der gerufnen Welten Embryonen?
Und wer rufte meinem Geist?
Du! durch dessen Odem angewehet,
Und für die Unsterblichkeit gesäet,
Ich im Erdenstaube knie'.

9.

Aus den Silberlocken deiner Blitze,
Die Allgegenwart zum würd'gen Sitze,
Unerreichbarkeit im Blick,
Groß im Seraph, wie im Staube merkbar,
In der Schimmelblume noch erkennbar,
Zeichnet die Natur dein Bild!

10.

Laß dann meines Lobes Dankgeflöte
Dir gefallen, bis die Morgenröthe
Klärender Vollendung winkt —
Allah! deinem Flammenthrone näher,
Jauchzet einst, seraphischer und höher,
Gott! mein Alleluja dir!

G. S.

Thalia.

Achtes Heft.

I.

Die Phönizierinnen.

aus dem Euripides überſezt.

Einige Scenen.

Perſonen:

Jokaſte, des Oedipus Gemahlinn und Mutter. Königinn zu Theben.

Antigone, ihre Tochter.

Eteokles

Polynices, ihre und des Oedipus Söhne.

Hofmeister der Antigone.

Chor fremde Frauen aus Phönizien.

Die Scene ist vor dem Pallast des Oedipus zu Theben.

Erster

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Jokaste allein
als Vorrednerinn des Stückes.

O der du wandelst zwischen den Gestirnen
des Himmels, und, auf goldnem Wagen thronend,
mit flüchtigem Gespanne Flammen von
dir strömst, erhabner Sonnengott — wie feindlich
sahst du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
der Tyrer, seinen Fuß in diese Gegend
gesetzet! — Ihm gebahr der Venus Tochter
Harmonia den Polydor; von diesem
soll Labdakus, des Lajus Vater, stammen.
Ich bin Menöceus Tochter; meinen Bruder
nennt Kreon sich von mütterlicher Seite.
Jokaste heiß ich — also nannte mich
mein Vater — und mein Ehgemahl war Lajus.
Der gieng, als lang' kein Kindersegen kam,
nach Phöbus Stadt, aus unserm Ehebette
sich einen Leibeserben zu erflehn.
Ihm ward die Antwort von dem Gott: „Beherrscher
der rossekundigen Thebaner, werde
nicht Vater wider Jovis Schluß! denn zeugst

du einen Sohn, so wird dich der Erzeugte tödten,
und wandeln muß dein ganzes Haus durch Blut."
Doch er, von Lust und Bacchus Wuth besiegt,
ward Vater — Als ein Knabe nun erschien,
gab er, der Uebereilung jezt zu spät
gewahr und des Orakels eingedenk,
dem Neugebohrnen, dem er durch die Solen
ein spitzig Eisen trieb, den Hirten, ihn
auf Junos Au zu werfen, die den Gipfel
Cithärons schmückt. Hier ward er von den Hirten
des Polybus gefunden, heimgetragen,
und vor die Königinn gebracht, die, meines
Gebährens Frucht an ihre Brust gelegt,
bei'm Gatten sich des Kindes Mutter rühmte.
Als er zum Jüngling nun gereift, und um
das Kinn das zarte Milchhaar angeflogen,
gieng er — sei's aus freiwill'ger Regung, sei's
auf fremden Wink — die Eltern zu erfragen,
nach Phöbus Stadt, wohin zu gleicher Zeit
auch Lajus, mein Gemahl, sich aufgemacht,
vom weggelegten Sohne Kundschaft zu erhalten.
Auf einem Scheideweg in Phocis stießen
sie auf einander, und der Wagenführer
des Lajus rief: Mach' Platz dem König, Fremdling!
Doch er kroch schweigend seines Weges fort
mit hohem Geist, bis ihm der Zelter Huf
die Ferse blutig trat — da — doch wozu

noch

noch über fremdes Unglück mich verbreiten?
Da schlug der Sohn den Vater, nahm den Wagen,
und bracht' ihn seinem Pfleger Polybus.
Als bald darauf die räuberische Sphinx
das Land umher verwüstete, ließ Kreon
der Schwester Hand, die jezt verwittwet war,
durch öffentlichen Heroldsruf dem zur
Belohnung biethen, der die Räthselfrage
der weisen Jungfrau lösen würde. Das
Verhängniß fügt's, daß Oedipus, mein Sohn,
das Räthsel lös't, worauf er König ward,
und dieses Landes Scepter ihn belohnte.
Unwissend freit' der Unglückselige
die Mutter; auch die Mutter wußte nicht,
daß sie den eignen Sohn umfieng. So gab
ich Kinder meinem Kind, zwei Knaben erst,
den Eteokles und den herrlichen
Polynices — zwei Töchter dann, die jüngste
Ismene von Ihm selbst, die älteste
vom Mir Antigone genannt. Doch als
der Unglückselige sich endlich nun
als seiner Mutter Ehgemahl erkannte,
und aller Jammer stürmend auf ihn drang,
stach der Verzweiflungsvolle mörderisch
mit goldnem Haken sich die blutenden
Augapfel aus — Indessen bräunte sich
der Söhne Wange; diesen Unfall dem

Gerüchte zu verbergen — viele Kunst
braucht' es, dem Aug' der Welt ihn zu entziehn —
verschlossen sie den Vater im Pallaste.
Hier lebt er noch, doch wund von der erlitt'nen
Mißhandlung hört man grauenvolle Flüche
ihn auf der Söhne Haupt herunterfluchen,
daß Lajus ganzes königliches Haus
durch ihres Schwertes Schärfe fallen möge.
Und dieses schweren Fluchs Erfüllung nun,
wenn sie beisammen wohnen blieben, nicht
herbeizurufen, schloffen unter sich
die Brüder den Vertrag, daß sich der Jüng're
freiwillig aus dem Reich verbannen sollte,
indeß der Aeltere des Throns genösse,
und beide so von Jahr zu Jahre wechselnd.
Doch Eteokles, mächtig nun des Throns,
verschmäht herabzusteigen, und verstößt
Polynicen gewaltsam aus dem Lande.
Der flieht nach Argos, wo Adrastus ihn
zum Eidam sich erwählt, und um ihn her
ein mächtig Heer versammelt. Dieses führt
er gegen Thebens sieben Thore nun
heran, des Vaters Reich zurückefordernd,
und seinen Antheil an dem Königsthron.
Nun hab' ich, beide Brüder zu versöhnen,
Polynicen vermocht, auf Treu und Glauben
sich bei dem Bruder friedlich einzufinden,

eh'

eh' sie im Treffen feindlich sich vermengen.
Er werde kommen, meldet mir der Bote.
Sei du nun unser Retter, Zevs, der über
des Himmels strahlenvollen Kreisen wohnt,
und sende meinen Kindern die Versöhnung.
Wenn du ein weises Wesen bist, nicht immer
kannst du denselben Menschen elend sehn!

(sie geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Hofmeister. Antigone noch nicht gleich sichtbar.

Hofmeister

(spricht in's Haus hinein und erscheint auf dem Giebel.)

Weil dir die Mutter auf dein Bitten denn
vergönnen will, Antigone, aus deinem
Gemach zu gehen, und das Argiverheer
vom Söller des Pallastes zu beschauen,
so warte hier, bis ich den Weg erkundet,
damit der Bürger keiner uns begegne,
und nicht verläumderischer Tadel mich,
den Knecht, und dich, die Fürstentochter, treffe.
Hab' ich erst rings mich umgesehn, alsdann
erzähl' ich dir, was ich im Lager sah
und von den Feinden mir erklären lassen,

als ich den wechselseitigen Vertrag
der beiden Brüder hin und wieder trug.

(nachdem er umhergesehen.)

Es nähert weit und breit sich niemand. Steig die alten Zedernstuffen nur herauf,
und schau und sieh, was für ein Heer von Feinden in den Gefilden längs dem Quell der Dirce verbreitet liegt und längs dem Laufe des Ismen!

Antigone

(noch hinter der Scene.)

So komm und reiche meiner Jugend die Manneshand und hilf mir auf die Stuffen.

Hofmeister

(ihr den Arm reichend.)

Da Jungfrau! Halte dich nur fest — Sieh! Eben zu rechter Zeit bist du heraufgestiegen.
Das Heer kommt in Bewegung und die Haufen zertrennen sich.

Antigone.

(zurückfahrend.)

Ha! Tochter der Latona!
Ehrwürd'ge Hekate! — Ein Blitz ist das ganze eherne Gefilde!

Hofmei=

Hofmeister.

Ja, nicht verächtlich rückte gegen Theben
Polynices herauf. Mit Rossen ohne Zahl
brauf't er heran, und vielen tausend Schilden.

Antigone.

Es sind mit Schlössern doch und ehrnen Riegeln
die Pforten und die Werke Amphions,
die Mauren, wohl verwahrt?

Hofmeister.

Sei außer Sorgen.
Von innen ist die Stadt verwahrt — Doch sieh
den Führer da, wenn du ihn kennen willst.

Antigone.

Der dort mit blankem Helme vor dem Heer
einherzieht und den ehrnen Schild so leicht
im Arme schwenkt — Wer ist's?

Hofmeister.

Das ist ein Führer,
Gebietherinn!

Antigone.

Wer ist er? Woher stammt er?
Wie nennt er sich? O sage mir das, Greis.

Hofmeister.

Mycenischen Geschlechts ist er und wohnt
an Lernas Teiche, Fürst Hippomedon.

Antigone.

Wie trotzig — und wie schreckhaft anzusehn!
Den Erdgebohrenen Giganten gleich,
nicht wie ein Sterblicher tritt er einher,
gleich einem Stern in seiner Rüstung leuchtend!

Hofmeister.

Siehst du jezt den, der über das Gewässer
der Dirce setzt?

Antigone.

Ganz andre Waffen sind
das wieder! Sage mir, wer ist's?

Hofmeister.

Das ist
der Führer Tydeus, König Oeneus Sohn.
Dem schlägt der kalidon'sche Mars im Busen.

Antigone.

Ist's der, der von der Gattinn meines Bruders
die Schwester ehlichte? Wie fremd von Rüstung!
Halb Grieche scheint er mir und halb Barbar!

Hofmei-

Hofmeister.

Mein Kind! So starke Schilde führen alle
Etolier, und auf den Lanzenwurf
verstehen sie sich treflich.

Antigone.

Aber wie
kannst du dieß alles so genau mir sagen?

Hofmeister.

Weil ich der Schilde Zeichen mir gemerkt,
als ich den Stillstand in das Lager brachte,
so kenn' ich die nun, die die Schilde führen.

Antigone.

Wer ist denn jener Langgelockte dort
an Cethus Grabmal, schreckhaft anzuschauen,
doch noch ein Jüngling an Gestalt?

Hofmeister.

Ein Führer.

Antigone.

Was für ein Haufen von Bewaffneten
sich um ihn drängt!

Hofmeister.

Es ist Parthenopäus,
der Atalanta Sohn.

Antigone.

Antigone.

Daß ihn Dianens
Geschoß, die jagend durch Gebirg und Wald
mit seiner Mutter schweift, verderben möge,
der meine Heimat zu verwüsten kam!

Hofmeister.

Das gebe Zevs und alle Himmlischen!
Doch keine schlimme Sache führte die
herauf — drum fürcht' ich sehr, es werden
die Götter nach Gerechtigkeit verhängen!

Antigone.

Wo aber, wo entdeck' ich den, den das
unsel'ge Schicksal mir zum Bruder gab?
O Liebster! Zeige mir ihn — zeige mir
Polynicen!

Hofmeister.

Der dort nicht weit vom Grabmal
der sieben Töchter Niobens, zunächst
an dem Adrastus, steht — erkennst du ihn?

Antigone.

Ja. Ja. Ich sehe — doch recht deutlich nicht —
so was, das ihm von ferne gleicht — so etwa,
wie Er die Brust zu tragen pflegt! — o könnt' ich
der schnellen Wolke Flug mit diesen Füßen
zu meinem Bruder durch die Lüfte fliegen,

die

die Arme schlingen um den liebsten Hals
des armen Flüchtlings, ach! des lang' entbehrten!
O sieh doch! Wie die Morgensonne, blitzt
der Herrliche in seiner goldnen Rüstung!

Hofmeister.

Und freue dich! Gleich steht er selbst vor dir!

Antigone.

Wer ist denn der, der dort mit eignen Händen
den weißen Wagen lenkt?

Hofmeister.

Das ist der Seher
Amphiaraus, Königinn. Du siehst,
er führt die Opferthiere mit sich, die
mit ihrem Blut die Erde tränken sollen.

Antigone.

O Luna! Licht im goldnen Kreise! Tochter
der Sonne, die im Sternengürtel glänzt!
Wie ruhig, wie geschickt er seine Zelter
im Zügel hält und herrschet auf dem Wagen!
Wo aber ist der Trotzige, der gegen
die Stadt so kühner Drohung sich verwogen?
Wo ist Kapaneus?

Hofmeister.

Dort mißt er die Höh'
und Tiefe unsrer Mauren und erspäht
sich einen Zugang zu den sieben Thürmen.

Antigone.

O Nemesis und ihr hohlbrausende
Gewitter Jovis und du loher Strahl
des Nachtumgebnen Blitzes! Zähmet ihr
den Trotz, der über Menschheit sich versteiget!
Das ist der Mann, der Thebens Töchter mit
dem Schwert gefangen nach Mycene führen,
und an dem Quell der Lerna in die Knechtschaft
herunterstürzen will — Nein! Tochter Zevs!
Goldlockigte Diana! Heilige!
Knechtschaft laß nie und nimmer mich erfahren!

Hofmeister.

Was du zu sehn verlangtest, hast du nun
gesehn, und deinen Wunsch gestillt. Komm jezt
in's Haus zurück, mein Kind, in deinem Frauen-
gemach dich still und sittsam einzuschließen.
Der Aufruhr, siehst du, führt dort eine Schar
von Weibern zu der Königsburg heran —
Und Weiber schmähen gern'! Je seltner sie
zum Plaudern kommen, desto emsiger
wird die Gelegenheit benuzt. Es muß,
ich weiß nicht welche Wollust für sie seyn,
einander nichts gesundes vorzuschwatzen.

(sie gehen ab.)

Zwei-

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Polynices kommt.

Hier wär' ich. Durch die Thore haben mich
die Wacher ohne Schwierigkeit gelassen.
Dieß könnte mir verdächtig seyn — — Nun sie
in ihrem Netz mich einmal haben, dürfte
wohl ohne Blut kein Rückweg für mich seyn.
Ob nicht ein Fallstrick irgendwo hier laure,
muß ich die Augen aller Orten haben.
Doch dieses Schwert sei meine Sicherheit!

(er fährt zusammen.)

Horch! Wer ist da? — Wahrhaftig! Ein Geräusch
sezt mich in Furcht! Auch dem Beherztesten
dünkt alles grauenvoll, wenn er den Fuß
in Feindes Land gesezt! — Der Mutter trau' ich
und trau' ihr wieder nicht, die nach beschwornem
Vertrag hieher zu kommen mich beredet.
Doch in der Nähe hier ist Schutz. Altäre
der Götter stehen da, und auch nicht ganz
verlassen sind die Häuser. Gut. Ich will
das Schwert der finstern Scheide wieder geben,
und wer die sind, die bei der Königsburg
dort stehen, mich erkunden.

(er geht auf den Thor zu.)

Zweiter Auftritt.

Polynices. Chor.

Polynices.

Fremde Frauen,
sagt an, aus welcher Heimat kommet ihr
hieher zu diesen Wohnungen der Griechen?

Chor.

Phönizien hat mich gezeugt. Mich sandten,
als ihrer Siege Erstlinge, dem Phöbus
die Enkel Agenors — und eben wollte
des Oedipus glorreicher Sohn zum hehren
Orakel und zum Heiligthum des Gottes
mich senden, da umzingelte der Feind
die Stadt — Laß du nun auch mich hören, wer
Du seist, und was nach Thebens Veste dich,
der Siebenthürmenden, geführt?

Polynices.

Mein Vater
ist Oedipus, des Lajus Sohn. Jokaste
gebahr mich, des Menöceus edle Tochter,
Polynices nennt mich das Volk zu Theben.

Chor.

O theurer Zweig von Agenors Geschlechte,
Verwandter meiner Könige, derselben,

die

die mich hieher gesendet — o laß mich
nach meines Landes Weise knieend dich
begrüßen, Fürst! So bist du endlich wieder
gekommen! Nach so langer Trennung wieder
gekommen in dein heimisch' Land!
(er ruft hinein.)
Hervor!
Hervor Gebietherinn! Thu' auf die Thore!
Hörst du ihn nicht, den du gebahrst! Was säumst du
die hochgewölbten Zimmer zu durcheilen
und in des Sohnes Arme dich zu werfen?

Dritter Auftritt.

Jokaste zu den Vorigen.

Jokaste.

Jungfrauen, eure tyr'sche Stimme hab'
ich in dem Innern des Pallasts vernommen,
und wanke nun mit Alterschwerem Tritt
zu euch heraus.
(Sie erblickt den Polynices.)
Mein Sohn! Mein Sohn! So seh'
ich endlich nach so vielen tausend Tagen
dein liebes Auge wieder! O umschlinge
mit deinem Arm die mütterliche Brust!
Laß die geliebten Wangen mich berühren!

Laß, mit der Mutter Silberhaar vermengt,
die braunen Locken diesen Hals beschatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
hoft' ich, in diese Arme dich zu schließen.
Was soll ich alles dir doch sagen? Wie
das mannichfaltige Entzücken mit
Gebärden, Worten, Händen von mir geben,
jezt, da jezt dort die irren Blicke weidend,
die Lust vergang'ner Jahre wieder kosten?
O lieber Sohn, wie öde ließest du
das väterliche Haus zurück, als dich
des Bruders Trotz in's Elend ausgestoßen.
Wie haben deine Freunde sich nach dir
gesehnt! Wie hat ganz Thebe sich nach dir
gesehnt! Mein Sohn, von diesem Tag' an schnitt'
ich Jammernde die Locken mir vom Haupte,
seit diesem Tage schmückt kein weißes Kleid
die Glieder mehr, nur dieses nächtliche
Gewand, das du hier siehst, hat mich bekleidet.
Mit thränenvoller Sehnsucht schmachtete
indeß, des Augenlichts beraubt, der Greis
hier in der Burg nach seinen Söhnen, die
von seinem Hause wilde Zwietracht riß,
schon zückt' er gegen sich das Schwert, den Tod
mit eignen Händen sich bereitend, knüpfte
sich zu erwürgen schon an hohem Pfosten
die Seile, gegen dich und deinen Bruder

in heulende Verwünschungen ergossen.
So halten wir den Ewigjammernden
im Dunkel hier verborgen. Du, mein Sohn,
hast unterdeß im Ausland, wie sie sagen,
des Hochzeitbettes Freuden dir bereitet,
hast — o welch harter Schlag für deine Mutter
und welcher Schimpf für Lajus, deinen Ahnherrn!
hast Fremde zu den Deinigen gemacht,
und fremden Fluch an unser Haus gekettet.
Ich hatte dir die Hochzeitfackel ja
nicht angezündet, wie es sittlich ist
und recht, und wie's beglückten Müttern ziemet,
und der Ismen gab dir die Welle nicht
zum hochzeitlichen Bad, kein Freudenton
begrüßte deine Braut in Thebens Thoren!
Verwünscht sei'n alle Plagen, die das Haus
des Oedipus, sei's durch der Söhne Schwert
und Zwietracht, sei's um seiner Sünde willen,
sei's durch des Schicksals blinden Schluß, bestürmen.
Auf meinem Haupte schlagen sie zusammen.

Chor.

Hart sind die Wehen der Gebährerinn,
drum lieben alle Mütter so die Kinder!

Polynices.

Hier bin ich mitten unter Feinden, Mutter.
Hab' ich mir gut gerathen oder schlimm?

ich weiß es nicht — Doch hier ist keine Wahl,
zum Vaterland fühlt jeder sich gezogen.
Wer anders redet, Mutter, spielt mit Worten,
und nach der Heimat stehen die Gedanken.
Doch von geheimer Furcht gewarnt, daß nicht
der Bruder hinterlistig mich erwürge,
hab' ich die Straßen mit entblößtem Schwert,
und scharf herumgeworfnem Blick durchzogen.
Eins ist mein Trost, der Friedenseid und dein
gegebnes Wort. Voll Zuversicht auf dieß
vertraut' ich mich den vaterländ'schen Mauren.
Nicht ohne Weinen, Mutter, kam ich her,
als ich die alte Königsburg und die
Altäre meiner Götter, und die Schule,
wo meine Jugend sich im Waffenspiel
geübt, und Dircens wohlbekannte Wasser
nach langer, langer Trennung wieder sah!
Ganz wider Billigkeit und Recht ward ich
aus diesen Gegenden verbannt, gezwungen
mein Leben in der Fremde zu verweinen.
Nun seh' ich auch noch dich, geliebte Mutter,
auch dich voll Kummers, mit beschornem Haupte,
in diesem Trau'rgewande — Ach, wie elend
bin ich! Wie unglückbringend, liebe Mutter,
ist Feindschaft zwischen Brüdern, und wie schwer
hält die Versöhnung! — Aber wie ergeht's
dem alten blinden Vater hier im Hause?

Wie

Wie meinen beiden Schwestern? Weinen sie
um ihren Bruder, der im Elend irret?

Jokaste.

Ach, irgend ein Unsterblicher ist gegen
das Haus des Oedipus entbrannt! Erst ward
ich Mutter, die nicht Mutter werden sollte,
drauf ehlichte zur unglückselgen Stunde
dein Vater Lajus mich und dann wardst du!
Doch wozu dieses? — Tragen muß der Mensch,
was ihm die Götter senden — Sieh! Ich möchte
gern ein'ge Fragen an dich thun, wenn ich
nicht fürchtete, dich zu betrüben.

Polynices.

Thu'
es immer. Halte nichts vor mir zurück.
Was Du willst, macht mir allemal Vergnügen.

Jokaste.

Was ich zuerst also gern' wissen möchte —
Sag — ist's denn wirklich ein so großes Uebel,
des Vaterlands beraubet seyn?

Polynices.

Das Größte,
und größer in der That, als Worte es
beschreiben.

Jokaste.

Und wodurch denn eigentlich?
Was ist so hartes denn an der Verweisung?

Polynices.

Das Schrecklichste ist das: der Flüchtling darf
nicht reden, wie er gerne möchte.

Jokaste.

Was du mir sagst, ist eines Sklaven Loos;
nicht reden dürfen, wie man's meint!

Polynices.

Er muß
den Aberwitz der Mächtigen ertragen.

Jokaste.

Ein Thor seyn müssen mit den Thörigten,
auch das fällt hart!

Polynices.

Und dennoch muß er ihnen,
so sehr sein Inn'res sich dagegen sträubt,
um seines Vortheils willen sklavisch dienen.

Jokaste.

Doch Hofnung, sagt man, stärke den Verbannten.

Polynices.

Sie lacht ihm freundlich, doch von weitem nur.

Jokaste.

Jokaste.

Und lehrt die Zeit nicht, daß sie eitel war?

Polynices.

Ach, eine holde Venus spielt um sie!

Jokaste.

Doch wovon lebtest du, eh' deine Heurath
dir Unterhalt verschaffte?

Polynices.

Manchmal hatt' ich
auf einen Tag zu leben, manchmal nicht.

Jokaste.

Nahm denn kein alter Gastfreund deines Vaters,
kein andrer Freund sich deiner an?

Polynices.

Sei glücklich!
Mit Freunden ist's vorbei in schlimmen Tagen.

Jokaste.

Auch deine Herkunft half dir nicht empor?

Polynices.

Ach Mutter! Mangel ist ein hartes Loos!
Mein Adel machte mich nicht satt.

Jokaste.

Die Heimat
ist also wohl das Theuerste, was Menschen
besitzen!

Polynices.

O, und theurer als die Zunge
aussprechen kann!

Jokaste.

Wie kamst du denn nach Argos?
Was für ein Vorsatz führte dich dahin?

Polynices.

Adrasten ward von Phöbus das Orakel:
ein Eber und ein Löwe würden seine
Eidame werden.

Jokaste.

Sonderbar! Was heißt das?
Wie konntest du mit einem dieser Nahmen
gemeinet seyn?

Polynices.

Das weiß ich selbst nicht, Mutter.
Das Schicksal hatte mir dieß Glück beschieden.

Jokaste.

Voll Weisheit sind des Schicksals Fügungen!
Wie aber brachtest du's bis zur Vermählung?

Poly-

Polynices.

Es
war Nacht. Ich kam zur Halle des Adraſt —

Jokaſte.

Flüchtlingen gleich, ein Obdach da zu finden?

Polynices.

Das war mein Vorſatz. Bald nach mir kam noch ein andrer Flüchtling.

Jokaſte.

Wer war dieſer Andre?
Auch ein Unglücklicher, wie du?

Polynices.

Er nannte
ſich Tydeus, Oeneus Sohn.

Jokaſte.

Wie aber konnte
Adraſt mit wilden Thieren euch vergleichen?

Polynices.

Weil wir um's Lager handgemein geworden.

Jokaſte.

Und darin fand der Sohn des Talaus
den Aufſchluß des Orakels?

Polynices.

Jedem von uns
ward seiner Töchter eine zur Gemahlinn.

Jokaste.

Und diese Ehe — schlug sie glücklich aus?

Polynices.

Bis diesen Tag hab' ich sie nicht bereuet.

Jokaste.

Wodurch bewogst du aber die Argiver,
mit dir herauf zu ziehn?

Polynices.

Adrastus schwor
es mir und diesem Tydeus zu, der jezt
mein Bruder ist, jedweden Eidam in
sein vaterländisch Reich zurückzuführen,
und mich zuerst. Es sind der argischen
und griech'schen Fürsten viel im Heer, mir diesen
nothwendigen, doch traur'gen Dienst zu leisten;
denn wider meine Heimat führ' ich sie
herauf. Doch die Unsterblichen sind Zeugen,
wie ungern' ich die Waffen gegen meine
Geliebtesten ergriff. Dir, Mutter, kommt es
nun zu, den thränenvollen Zwist zu heben,
zwei gleich geliebte Brüder zu versöhnen,

und

und dir und mir und unserm Vaterland
viel Drangsal, viele Leiden zu ersparen.
Es ist ein altes Wort, doch bring' ich's wieder:
Die Ehre wohnt bei'm Reichthum. Reichthum übt
die größte Herrschaft über Menschenseelen.
Ihn zu erlangen, komm' ich an der Spitze
so vieler Tausende. Der Arme, sei
er noch so groß gebohren, gilt für nichts.

Chor.

Sieh! Eben naht sich Eteokles selbst
zur Friedenshandlung. Königinn, nun ist's an dir
der Ueberredung kräft'ges Wort zu führen,
das deine Kinder zur Versöhnung neige.

Vierter Auftritt.

Eteokles zu den Vorigen.

Eteokles.

Da bin ich Mutter. Dir zu lieb' erschein ich.
Was soll ich hier? Man lasse hören. Eben
hab' ich mein Volk und meine Wagen vor den Mauren
in Schlachtordnung gestellt — noch hielt ich sie
zurück, das Wort des Friedens erst zu hören,
um dessentwillen dem vergönnet ward,
mit sicherem Geleit' hier zu erscheinen.

Jokaste.

Gelaß'ner. Uebereilung thut nicht gut,
Bedachtsamkeit macht alle Dinge beſſer.
Nicht dieſen finſtern Blick! Nicht dieſes Schnauben
verhaltner Wuth! Es iſt kein abgerißnes
Meduſenhaupt, was du betrachten ſollſt,
dein Bruder iſt's, der zu dir kam — Auch du,
Polynices, gönn' ihm dein Angeſicht;
weit beſſer ſpricht ſich's, weit eindringender,
wenn deine Blicke ſeinem Blick begegnen,
weit beſſer wirſt du ihn verſtehn. Hört Kinder!
Ich will euch eine kluge Lehre geben.
Wenn Freunde, die einander zürnen, ſich
von Angeſicht zu Angeſicht nun wieder
zuſammen finden, ſeht, ſo müſſen ſie,
uneingedenk jedweder vorigen
Beleidigung, ſich einzig deſſen nur,
weßwegen ſie beiſammen ſind, erinnern!

(Zu Polynices.)

Du haſt das erſte Wort, mein Sohn. Weil dir
Gewalt geſchehen, wie du ſagſt, biſt du
mit dem Argiverheer heraufgezogen.
Und möchte einer der Unſterblichen
nun Schiedsmann ſeyn, und eure Zwietracht tilgen!

Polynices.

Wahrheit liebt Einfalt. Die gerechte Sache
hat künſtlich ſchlauer Wendung nicht vonnöthen.

Sie

Sie selbst ist ihre Schutzwehr. Nur die schlimme,
sieh in sich selbst, braucht die Arznei des Witzes.
Weil ich es gut mit ihm und mir und mit
dem Vaterland gemeint, verbannt' ich mich,
den Flüchen zu entgehen, die der Greis
auf uns gewälzt, freiwillig aus dem Reiche,
ließ ihm den Thron, den er nach Jahresfrist
abwechselnd mich besteigen lassen sollte,
noch damals weit entfernt, mit Blut und Mord
zurückzukehren, Böses zuzufügen,
und Böses zu empfangen. Ihm gefiel
die Auskunft, er beschwor sie bei den Göttern,
nun hält er nichts von allem, was er schwor,
und fähret fort, den Thron und meinen Theil
am väterlichen Reich sich zuzueignen.
Doch selbst noch jezt bin ich bereit — gibt man
was mein ist, mir zurück — der Griechen Heer
aus diesem Land' in Frieden wegzuführen,
mein Jahr, wie es mir zukommt, zu regieren,
und ihm ein Gleiches wieder zu gestatten.
So bleibt mein Vaterland von Drangsal frei,
und keine Leiter naht sich diesen Thürmen.
Verschmäht man das — Nun! So entscheide denn
das Schwert! Doch meine Zeugen sind die Götter,
wie billig ich es meinte, und wie höchst
unbillig man der Heimat mich beraubet!
Das ist es, Mutter, Wort für Wort, was ich

zu sagen habe, kurz und ungeschraubt,
doch klar und überzeugend, wie mir däucht,
dem schwachen Kopf, wie dem Verständigsten!

Chor.

Ich finde diese Rede voll Verstand,
wiewohl mich Griechenland nicht auferzogen.

Eteokles.

Ja wenn, was Einem schön und löblich dünkt,
auch jedem andern schön und löblich dünkte,
kein Streit noch Zwist entzweihte dann die Welt!
So aber sind's die Nahmen nur, worüber
man sich versteht; in Sachen denkt man anders.
Sieh, Mutter! Zu den Sternen dort — ich sag'
es ohne Scheu — dort, wo der Tag anbricht,
stieg ich hinauf, vermöchten's Menschenkräfte,
und in der Erde Tiefen taucht' ich unter,
die höchste der Göttinnen, die Gewalt,
mir zu erringen! Mutter, und dieß Gut
sollt' ich in andern Händen lieber sehn,
als in den meinigen? Der ist kein Mann,
der, sich des Größern entäußernd, an
dem Kleinern sich genügen läßt — Und wie
erniedrigend für mich, wenn dieser da
mit Feu'r und Schwert, was er nur will, von mir
ertrotzen könnte! Wie beschimpfend selbst

für

für Theben, wenn die Speere der Argiver
das Scepter mir abängstigten! Nein, Mutter!
Nein! Nicht die Waffen in der Hand, hätt' er
von Frieden sprechen sollen! Was ein Schwert
ausrichten mag, thut auch ein Wort der Güte.
Will er im Lande sonst sich niederlassen?
Recht gern! Doch König wird er nicht! So lange
ich es zu hindern habe, nicht! — Ihm dienen,
da ich sein Herr seyn kann? — Nur zu! Er rücke
mit Schwert und Feuer auf mich an, er decke
mit Rossen und mit Wagen das Gefilde!
Mein König wird er niemals! Nie und nimmer!
Muß Unrecht seyn, so sei's um eine Krone,
in allem andern sei man tugendhaft [1]).

Chor.

Zu schlimmer That schön reden ist nicht gut.
Das heißt Gerechtigkeit und Tugend höhnen.

Jokaste.

Mein Sohn! Mein Eteokles! Alles ist
nicht schlimm am Alter. Die Erfahrung krönt's
mit

1) Nam si violandum est jus, regnandi gratia violandum est; in aliis rebus pietatem colas. Cic. Offic. L. III. Cap. 21. Capitalis Eteocles, vel potius Euripides, setzt er hinzu, qui id unum, quod omnium sceleratissimum fuerat, exceperit. Es ist immer zu verwundern, daß diese ganze starke Rede des Eteokles, wenn gleich der Chor sie nachher tadelt, auf einem griechischen Theater hat gesagt werden dürfen.

mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Göttinnen schlimmster, von
der Ehrbegierde dich beherrschen lassen?
O meide die Abscheuliche! In manch
glückselig Haus, in manch glückselig Land
schlich sie sich ein, doch wo man sie empfieng,
zog sie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, und nach dieser rasest du! Wie viel
vortreflicher ist Gleichheit! Gleichheit knüpft
den Bundsverwandten mit dem Bundsverwandten,
den Freund zusammen mit dem Freund, und Länder
mit Ländern! Gleichheit ist das heilige Gesetz
der Menschheit. Dem Vermögenderen lebt
ein ew'ger Gegner in dem Aermern, stets
bereit, ihn zu bekriegen. Gleichheit gab
den Menschen Maaß, Gewicht und Zahl. Das Licht
der Sonne und die strahlenlose Nacht
läßt sie in gleichem Zirkelgange wechseln —
und, keines neidisch auf des andern Sieg,
wetteifern beide nur, der Welt zu dienen.
Und dich befriedigt nicht der gleiche Theil
am Throne, du mißgönnst ihm auch den seinen?
Ist das gerecht, mein Sohn? Was ist so großes
denn an der Macht, der glücklichen Gewaltthat,
daß du so übermäßig sie vergötterst?
Der Menschen Augen auf sich ziehn? Ist das
das Herrliche? Das ist ja nichts! Bei vielen

Besitzungen viel Müh' und Angst empfinden?
Denn was ist Ueberfluß? Sprich selbst. Ein Nahme!
Just haben, was er braucht, genügt dem Weisen.
Und Schätze sind kein Eigenthum des Menschen,
der Mensch verwaltet nur, was ihm die Götter
verliehn, und, wenn sie wollen, wieder nehmen.
Ein Tag macht den Begüterten zum Bettler.
Nun laß ich unter Zweien dir die Wahl.
Was willst du lieber? Deine Vaterstadt
erhalten oder herrschen? — Du willst herrschen!
Wie aber, wenn der Sieger wird, und seiner
Argiver Scharen deine Heere schlagen,
willst du dann Zeuge seyn, wie Thebens Stadt
zu Grunde stürzet, seine Jungfrauen,
ein Raub des Siegers, in die Knechtschaft wandern?
Ehrgeitziger, das leg' ich dir an's Herz,
so theu'r muß Thebe deinen Golddurst zahlen!

(sich zu Polynices wendend)

Und du, mein Sohn Polynices — dir hat
Adrastus einen unverständ'gen Dienst
erzeigt und von dir selbst ist's unverständig,
dein Vaterland mit Krieg zu überziehn!
Gesezt (wofür die Götter uns bewahren!)
du unterwärfest dir die Stadt, was für
Trophäen willst du deinem Sieg errichten?
Mit welchen Opfern den Unsterblichen
für deines Vaterlandes Umsturz danken?

Mit welcher Aufschrift die gemachte Beute
am Inachus aufstellen? „Diese Schilde
weiht nach Einäscherung der Vaterstadt
Polynices den Göttern?“ — Das verhüte
der Himmel, mein geliebter Sohn, daß je
ein solcher Ruhm dich bei den Griechen preise!
Wirst du besiegt, und krönet den das Glück,
sag' an, mit welcher Stirne willst du dich,
nach so viel tausend hier gelaßnen Todten,
in Argos sehen lassen, wo man deinem
Adrast entgegen schreien wird: „Verfluchtes
Ehebündniß, das du stiftetest! Um einer
Vermählten willen muß dein Volk verderben!“
So rennst du in die doppelte Gefahr,
den Preis sowohl, um den du kämpfen willst,
als der Argiver Beistand zu verlieren.
O zähmet, Kinder, dieß unbänd'ge Feuer!
Kann wohl was ungereimter seyn, als zwei
Unsinnige, die um dasselbe buhlen!

Chor.

O wendet Götter dieses Unheil ab,
und stiftet Frieden unter Oedips Kindern!

Eteokles
(aufbrechend.)

Mit Worten wird hier nichts entschieden, Mutter,
die Zeit geht ungenüzt vorbei und dein

Bemühen,

Bemühen, siehst du, ist umsonst — Ich Herr
von diesem Land', sonst kein Gedank' an Frieden!
Verschone mich mit längerer Ermahnung!
(zu Polynices)
Du, räume Theben oder stirb!

Polynices.

Durch wen?
Wer ist der Unverlezliche, der mich
mit mörderischem Stahl anfallen darf,
und nicht von meinen Händen gleiches fürchtet?

Eteokles.

Er steht vor deinen Augen. Siehst du hier?
(er streckt seinen Arm aus.)

Polynices.

Ich sehe — doch der Ueberfluß ist feig,
und eine böse Sache liebt das Leben.

Eteokles.

Drum rücktest du mit so viel Tausenden
herauf? Um eine Memme zu bekriegen!

Polynices.

Weil kluge Vorsicht mehr als toller Muth
den Feldherrn ziert.

Eteokles.

Wie übermüthig! Dank'
es dem Vertrag, der dir das Leben fristet.

Polynices.

Noch einmal fordr' ich mein ererbtes Reich
und meinen Thron von dir zurück.

Eteokles.

Es ist
hier nichts zurückzufordern. Ich bewohne
mein Haus, und fahre fort es zu bewohnen.

Polynices.

Wie? Mehr als deines Antheils ist?

Eteokles.

So sagt' ich.
Und nun brich auf.

Polynices.

O ihr Altäre meiner Heimat!

Eteokles.

Die du zu schleifen kamst.

Polynices.

O höret mich!

Eteokles.

Dich hören, der sein Vaterland bekrieget!

Polynices.

Ihr Tempel meiner heim'schen Götter!

Eteokles.

Eteokles.

Sie verwerfen dich.

Polynices.

Man treibt mich aus der Heimat!

Eteokles.

Weil du gekommen bist, sie zu verheeren.

Polynices.

Höchst ungerecht verstößt man mich, ihr Götter!

Eteokles.

Hier nicht, in deinem Argos ruf' sie an!

Polynices.

Ruchloser!

Eteokles.

Doch kein Feind des Vaterlandes wie du!

Polynices.

Gewaltsam treibst du mich hinaus!
Gewaltsam raubst du mir mein Erbe!

Eteokles.

Und auch das Leben hoff' ich dir zu rauben.

Polynices.

O hörst du, was ich leiden muß, mein Vater?

Eteokles.

Er hört auch wie du handelst.

Polynices.

Und du, Mutter?

Eteokles.

Du hast's verscherzt, der Mutter heilig Haupt zu nennen.

Polynices.

Vaterstadt!

Eteokles.

Geh in dein Argos und bethe zu der Lerna Strom!

Polynices.

Ich gehe.
Sei unbesorgt — Dir tausend, tausend Dank, geliebte Mutter —

Eteokles.

Geh von hinnen, sag' ich.

Polynices.

Ich gehe. Meinen Vater nur vergönne mir noch zu sehen.

Eteokles.

Eteokles.

Nichts.

Polynices.

Die Schwestern doch?
Die zarten Schwestern!

Eteokles.

Nie und nimmermehr!

Polynices.

O meine Schwestern!

Eteokles.

Du erfrechest dich,
ihr ärgster Feind, bei'm Nahmen sie zu rufen?

Polynices.

Leb' froh und glücklich Mutter.

Jokaste.

Froh mein Sohn?
Sind's etwa frohe Dinge, die ich leide?

Polynices.

Dein Sohn? — Ich bin es nicht mehr!

Jokaste.

O ihr Götter!
Zu schwerem Drangsal spartet ihr mich auf!

Polynices.

Du haſt gehört, wie grauſam er mich kränkte!

Eteokles.

Du hörſt und ſiehſt, wie reichlich er's vergalt!

Polynices.

Wo wird dein Poſten ſeyn vor dieſen Thürmen?

Eteokles.

Was fragſt du dieſes?

Polynices.

Weil ich im Gefechte
dir gegenüber ſtehen will [2]).

Eteokles.

Den Wunſch
nahmſt du aus meiner Seele.

Jokaſte.

O ich Arme!
O meine Kinder! meine Kinder! Was
beginnet ihr?

Eteokles.

Die That wird's lehren!

Jokaſte.

2) Pour m'y trouver et t'y percer le coeur. Brumoy.

Jokaste.

Fürchtet
ihr eures Vaters Furien nicht mehr?

Polynices [3]).

Sei's drum! Des Lajus ganzes Haus verderbe!

3) Andre Ausleger geben diese Rede dem Eteokles, weil sie ihnen dem sanftern Charakter des Polynices zu widerstreiten scheint. Es kann ein Fehler des Abschreibers seyn, aber warum es einer seyn muß, sehe ich nicht ein; und man raubt dem Dichter vielleicht eine Schönheit, um ihn von einem anscheinenden Widerspruch zu befreien.

II.

Des Grafen

Lamoral von Egmont

Leben und Tod.

Das Andenken des durch die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen, und durch sein unglückliches Ende in der niederländischen Geschichte so merkwürdigen Grafen von Egmont, des ersten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländische Freiheit gefallen ist, ist durch das Trauerspiel dieses Nahmens neuerdings wieder aufgefrischt worden. Ein historisches Detail seiner Geschichte, aus glaubwürdigen Quellen geschöpft, dürfte manchen Leser vielleicht interessieren, und dieß um so mehr, da das öffentliche Leben dieses Mannes in die Geschichte seines Volks auf's genaueste eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahr 1523 gebohren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Diensten des Kaisers, seine Mutter Franziska, eine Prinzessinn

von

von Luxemburg. Sein Geschlecht, eins der edelsten in den Niederlanden, schrieb sich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit hartnäckig gegen das burgundische und österreichische Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls V. hatten unterliegen müssen; ja es leitete seinen Ursprung bis zu den alten frisischen Königen hinauf. Noch sehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienste des Kaisers, und bildete sich in den französischen Kriegen dieses Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er sich auf dem Reichstage zu Speier und in Beiseyn des Kaisers mit Sabina, Pfalzgräfinn von Baiern, einer Schwester Johanns, Churfürsten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzessinnen gebahr. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiser in Utrecht hielt, zum Ritter des goldnen Vließes geschlagen.

Der französische Krieg, welcher im Jahr 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öfnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhme. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte englisch-spanische und niederländische Armee als Generalissimus befehligte, hatte St. Quintin in der Picardie berennet, und der Konnetable von Frankreich rückte mit einem Heer von 30,000 Mann und dem Kern des französischen Adels herbei, diese Stadt zu ent-

entsetzen. Ein tiefer Morast trennte die beiden Heere. Es gelang dem französischen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beschossen und diesen genöthigt hatte seine Stellung zu verlassen, einige 100 Mann in die Stadt zu werfen. Weil die spanische Armee aber gegen 60,000 Mann, und also noch einmal so stark war als die seinige, so begnügte sich der Konnetable, die Besatzung in St. Quintin verstärkt zu haben, in welche sich auch der Admiral Coligni zur Nachtzeit geworfen, und schickte sich deswegen zum Abzug an. Aber eben dieses fürchtete man im spanischen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den seine natürliche Herzhaftigkeit hinriß, und die schwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, stimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Diese Meinung, obgleich von vielen bestritten, behielt die Oberhand. Am 10ten August, als am Tage des St. Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur schlecht besezt war und sogleich verlassen wurde; Egmont mit seinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorne mit 1000 schweren Reitern, diesem die deutsche Reiterei zu 2000 Pferden, unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig; der Herzog von Savoyen selbst schloß mit dem

dem Fußvolk. Die französische Armee war schon im Abzug begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber so hitzig, daß sie sie 3 Meilen von St. Quintin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit solchem Ungestüm von allen Seiten in den Feind, daß sie seine vordersten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten, und das ganze Heer in die Flucht schlugen. 3000 Franzogen blieben auf dem Platz, der Herzog von Bourbon wurde erschossen, und außer dem Konnetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit seinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem ersten französischen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert, und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um diesen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quintin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienst, daß er zur Schlacht gerathen, und daß er sie größtentheils selbst gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guise aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzosen wieder empor. Kalais wurde durch ihn den Engländern entrissen, eine französische Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marschall von Thermes beunruhigt. Diesem letztern schickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von 12,000 Mann Fußvolk und 2000

Pferden

Pferden entgegen. Der Marschall wollte sich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küste nach Kalais zurückziehen, als ihn Egmont am 13ten Jul. 1558, eben als er den kleinen Fluß Ha bei Gravelingen passiren wollte, überfiel. Die Franzosen, bei 10,000 Mann zu Fuß und 1500 zu Pferde stark, empfiengen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderischen Feuer, daß gleich bei'm ersten Angriff sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Nichts desto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite sandigte Ebene den Kampf begünstigte, erhub sich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd stritt, desgleichen man in neuern Zeiten wenig Beispiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwischen diesen beiden gleich tapfern und versuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entschieden wurde.

Der Schall des Geschützes hatte einige englische Schiffe, welche die Königinn Maria an dieser Küste kreutzen ließ, um den Paß zwischen Dünkirchen und Kalais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meistens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzosen mit dem groben Geschütze noch zu erreichen. So klein der Schade war, den sie anrichteten, da ihre allzugroße Entfernung die Wirkung ihres Geschützes beinahe

ganz

ganz unkräftig machte, und dieses Freund und Feind ohne Unterschied traf, so bestürzte doch ihre unvermuthete Dazwischenkunft die eine Parthei, und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem dieses nicht entgieng, ließ seine deutschen Reiter der französischen Cavallerie unversehends hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen, und brachte diese dadurch in etwas zum Weichen; worauf die burgundische Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. 1500 blieben auf dem Platze, außer denen, welche sich durch Schwimmen zu retten suchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und seine besten Officiers, alle verwundet, mußten sich ergeben; Fahnen, Geschütz nebst der ganzen bisher gemachten Beute kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schicksal erwartete die, welche dem Treffen entkommen waren, und den flämischen Bauern in die Hände fielen. Diese, durch Einäscherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzosen in die äußerste Wuth gebracht, fielen nun mit mörderischem Grimm über die wehrlosen Flüchtlinge her; die Weiber selbst, erzählt Strada, stellten ihnen durch das ganze Land bandenweise nach, zerfleischten sie mit Nägeln, oder schlugen sie langsam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, fast kein einziger entrann. Zwei-

hundert,

hundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, schickten sie ihrer Königinn nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu setzen. Von den Niederländern wurden nicht 400 Todte gezählt. Die schleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erste Frucht dieses glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienst eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quintin und Gravelingen machten Heinrich den Zweiten sehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr darauf 1559 zu Chateau Cambresis geschlossen wurde. Die niederländische Reiterei hatte sich in diesem Kriege besonders nahmhaft gemacht, und aller Ruhm häufte sich auf dem Grafen von Egmont, der sie angeführt hatte. Die flandrischen Städte, die sich vom Ungemach des Kriegs, dessen Schauplatz sie gewesen waren, in einem blühenden Frieden wieder erhohlten, fühlten sich für diese Wohlthat dem Grafen von Egmont besonders verpflichtet, dessen Tapferkeit ihn dem Feind abgedrungen hatte. Sein Nahme war in jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden seiner Zeit. Philipp II. selbst vergab seinem spanischen Stolze so viel, daß er sich öffentlich für seinen Schuldner bekannte, und sich dieser

ser Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen versprach.

Bald nach geschlossenem Frieden machte der König Anstalt, die Niederlande zu verlassen, und in seine, ihm so theure, spanische Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, die er noch vor seiner Abreise zu berichtigen fand, war die Einsetzung eines Generalstatthalters über die sämmtlichen Niederlande, welches Amt durch die Abreise des Herzogs von Savoyen nach Italien jezt erledigt stand. Unter den Prätendenten, welche zu diesem wichtigen Posten in Vorschlag kamen, stand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünsche der Nation blieben zweifelhaft zwischen diesen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathsam hielt, eine so große Gewalt in die Hände eines Volksfreunds zu geben, und der überdem, so sehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten schäzte, die feine Staatskunst bei ihm vermißte, die zu einem solchen Posten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen sezte, übergieng beide, und rief seine natürliche Schwester, die Herzoginn Margaretha von Parma, aus Italien, die Niederlande während seiner Abwesenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont suchte er durch

die zwei einträglichen Statthalterschaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andre über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu stellen. Aber so glänzend diese Belohnung war, und so sehr sie alle diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, so konnte sie doch den Ehrgeitz zweier Männer nicht ersättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten; und Philipp hatte durch diesen glänzenden Vorzug nur den Saamen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgestreut.

Dennoch würde sich ihre Ehrbegierde über diese fehlgeschlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schwester ihres Königs war, der sie nachgesezt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigsten Antheil an der Gewalt Hofnung machte. Aber auch diese Hofnung wurde ihnen durch Einführung des Bischofs von Arras, nachherigen Kardinals Granvella, in das Ministerium, abgeschnitten, den der König seiner Schwester als geheimen Rath an die Seite gab, und mit einer eben so verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon seine dunkle Geburt, da sein Großvater ein Eisenschmidt gewesen, mußte den auf seine Vorzüge äußerst stolzen niederländischen Adel wider die Erhebung dieses Prälaten aufbringen, aber dieser Unwille

war

war um so gerechter und um so heftiger, da Granvella kein Eingebohrner war, und die Konstitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausschließt. Die Rolle, welche dieser Mann unter der vorigen Regierung in Deutschland gespielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im voraus zu gewinnen. Sein gesezwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüssel, die Herrschsucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, seine Habsucht, seine üppige Lebensart, sein hochfahrendes Wesen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt, und das geringschätzige Betragen, das er gegen verschiedene von den Großen affektirete, brachte die Erbitterung gegen ihn auf's höchste, und reizte den größten Theil unter ihnen an, sich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einsetzung von dreizehn neuen Bißthümern, ein Werk dieses Ministers, brachte bald die gesammte niederländische Nation gegen ihn in Harnisch. Ausserdem, daß diese eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwider lief, drohte sie zugleich ihrer Verfassung den Umsturz, weil voraus zu sehen war, daß diese neuen Stände dem Hofe, dem sie ihre Existenz dank-

ten, auf's eifrigste anhängen, und die Mehrheit der Stimmen in den Versammlungen auf die Seite des Königs neigen würden. Alle Aebte und Mönche erhizten sich gegen die neuen Bischöfe, weil diese an die Einkünfte der Klöster und Stiftungen, und als Reformatoren des Klerus aufgestellt waren. Der gemeine Mann verabscheute sie als Werkzeuge des verhaßten Inquisitionsgerichtes, das man ihnen schon auf dem Fuße folgen sah. Die grausamen Prozeduren, welche, den strengen Religionsedikten gemäß, gegen die Ketzer ergiengen, die Insolenz der spanischen Truppen, welche noch von dem lezten Kriege her, der Konstitution zuwider, in den Gränzstädten in Besatzung lagen, und deren längeres Verweilen man auf's verhaßteste erklärte, mit den Privatbeschwerden gegen den Minister verbunden — alles dieses wirkte zusammen, die Nation mit Besorgnissen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Ministers zu empören.

Unter den Mißvergnügten thaten sich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn auf's engste zusammen. Alle drei waren Staatsräthe, und hatten von der Herrschsucht des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem sie vergebens versucht hatten, sich unter dem übrigen Adel eine Parthie zu machen, den eine knechtische Furcht vor dem Mini-

Minister noch von einem kühnern Schritte abschrekte, führten sie ihr Vorhaben für sich allein aus, und sezten ein gemeinschaftliches Schreiben an den König auf, worin sie den Minister förmlich als den Feind der Nation, und als die Ursache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, so lange dieser verhaßte Prälat am Staatsruder säße, und daß sie selbst nicht mehr im Staatsrath erscheinen könnten, wenn es Sr. Majestät nicht gefiele, diesen Mann zu entfernen. Da auf dieses Gesuch nichts erfolgte, so verließen sie den Staatsrath wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unumschränkten Besitz nahm.

Da es ihnen auf diesem Wege mißlungen war, den Minister zu entfernen, so suchten sie es durch Verspottung seiner Person und seiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er selbst resignirte. Ein lustiger Einfall, den Egmont hatte, der sämmtlichen Dienerschaft des Adels eine gemeinschaftliche Liverei zu geben, worauf eine Narrenkappe gestickt war, sezte den Kardinal, auf den diese gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof sich darein mengen, und diese Liverei verbiethen mußte. Die Ausgelassenheit des Pöbels gegen den Minister gieng so weit, daß man ihm Pasquille in die Hand schob, wenn er sich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen

Nation Trotz gebothen, aber diesen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte seine Ministerstelle nieder, und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzug Granvellens hatte der Graf von Egmont beinahe den ersten Platz in der Gunst der Regentinn. Da es aber an einer festen Hand fehlte, den unter sich selbst entzweihten und von dem verschiedensten Privatinteresse gelenkten Adel zusammenzuhalten, so wurde die Anarchie allgemein, die Justiz wurde schlecht verwaltet, die Finanzen vernachlässigt, das Religionswesen gerieth in Verfall und die Sekten griffen um sich. Eine geschärfte Erneurung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächste Folge dieser Zerrüttung; aber das Volk, durch die bisherige Nachsicht verwöhnt, wollte dieses Joch nicht mehr tragen. Um eben diese Zeit sollten die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung in den Niederlanden zur Vollstreckung gebracht werden. Ihr Inhalt stritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten sich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, schickte die Regentinn den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte besser, als sich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zustand der Dinge unterrichten konnte. Egmont reis'te im Jenner 1565 aus den Niederlanden ab.

Der

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle seine kastilianischen Großen beeiferten sich in die Wette, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Alle seine Privatgesuche wurden ihm über alle seine Erwartungen gewährt, und diese Gewährungen noch bei seinem Abschied mit einem Geschenke von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten sein Vertrauen in dessen Aufrichtigkeit eher vermehren als vermindern. Von den Gesinnungen des Königs gegen die niederländische Nation wurden ihm von diesem selbst, und von allen seinen Räthen die besten Versicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den bessern Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einstimmige Verlangen der Provinzen Rücksicht nehmen, und den Weg der Güte gewaltsamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreisung des Monarchen, während daß schon neue Mandate hinter ihm hereilten, die seine Versicherungen Lügen straften.

Zu spät erwachte er von seinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über seinen Privatnutzen das allgemeine Beste hintan gesezt habe. Er schrie laut über die spanische Arglist, und drohte

alle seine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder, und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geschärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Nahmen des Geusenbundes bekannt ist. An der Konföderation nahm Egmont selbst keinen Antheil, aber viele seiner genauen Freunde und Lehnleute traten ihr bei; sein eigner Sekretair, Johann Käsenbrodt van Beckerzeel, war darunter. Dieser Umstand erschwerte in der Folge seine Verschuldung. Er habe dieses gewußt, hieß es, und diesen Menschen dennoch in seinen Diensten behalten — und dadurch sei er selbst des Hochverraths schuldig.

Einsmals, als die verbundenen Edelleute im Kuibemburgischen Hause zu Brüssel von dem Grafen von Brederode traktirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen seiner Freunde an diesem Hause vorbei. Eine unschuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt mit zu trinken. Die Gesundheit der Geusen kam auf, er that Bescheid, ohne zu wissen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverrath gegründet.

Bald nach Errichtung des Geusenbundes brach die Bilderstürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüssel weg nach ihren Distrikten, um die Ruhe wieder herzustellen. Hier zeichnete sich Egmont durch seinen Diensteifer vor allen übrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern viele Aufrührer am Leben strafen, und brachte die Protestanten zur Ruhe. Aber auch diesen großen Dienst rechnete man ihm nachher als Hochverrath an, weil er den Protestanten einige geringe Concessionen ertheilt hatte, die er ihnen nicht im Stande gewesen wäre, mit Gewalt zu verweigern.

Die Exzesse der öffentlichen Predigten und der Bilderstürmerei gaben den alten unversöhnlichen Feinden des niederländischen Volks, dem Kardinal Granvella, der seinen Einfluß auf den König noch immer behalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquisitor Spinosa die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländischen Adels im Gemüthe des Königs eine tödliche Wunde zu versetzen. Alle diese Unordnungen wurden ihnen zur Last gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienste des Königs, ihre Nachsicht gegen die einreissenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beispiel in der Widersezlichkeit, ihre Verbindungen mit den conföderirten Geusen — alles dieses mußte nun zusammengewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben,

und ihre Ausschweifungen zu begünstigen. Dazu kam, daß viele dieser Wahnsinnigen, die man bei'm Bilderstürmen ergriffen und zum Tode verurtheilt hatte, sich mit den Nahmen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und anderer, waffneten, und ihre eigene Schandthaten dadurch zu beschönigen suchen. Freilich würde ohne die lauten Protestationen, welche die niederländischen Großen gegen die grausamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie so kühn geworden seyn, diese Befehle öffentlich zu verhöhnen, und in solche Gewaltthätigkeiten auszubrechen; aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung setzen? Jene Protestationen konnten sich mit der strengsten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beste der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter sie waren, machte sie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man sie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Absichten verantwortlich machen?

Das Konseil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu schonen, und die Großen zu züchtigen. Es ist nicht zu läugnen, daß der Schein gegen diese sprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht

wohl

wohl aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Der niederländische Adel machte Ansprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beispiel waren. Auf die stolzen Titel von ständischer Freiheit gestüzt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für sein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel bestärket, den er schon in so reichem Maße besaß, ließ er sich in allen seinen Handlungen von einem Geiste der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen gieng, und mit dem Princip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüssel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die gesezwidrigste Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kastilianische Grandezza war auf ihre Vorzüge stolz; aber ein Monarch, der diese anerkannte, konnte sie an ihrem eignen Stolze, wie an einem Gängelbande leiten. Der Geist der Unabhängigkeit, der unter den spanischen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug sich mit der Monarchie, ja sogar mit dem Despotismus, „weil eben diese Großen durch den Despotismus, den sie über ihre eigene Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländische Adel ganz verlernt hatte, Despotismus zu ertragen, weil er selbst freien Leuten geboth, weil er selbst keinen ausüben durfte."

Bei diesem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländischen Adels war es kein Wunder, daß er sich den gewaltthätigsten Maßregeln gegen sie überließ. Von jezt an war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorne und vieler andrer im stillen beschlossen; um sie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten sie durch verstellte Aeußerungen seiner Zufriedenheit erst sicher gemacht werden. Man schrieb ihnen die gnädigsten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überflossen. Die Anschuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geschickte Art einmischte, gaben diesen Versicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit, und stürzten sie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dieß alles wäre, was man über sie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont sagte man oft harte Dinge in diesen Briefen, um so weniger fiel es ihm ein, daß noch etwas im Hinterhalt seyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, so schwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuschen. Eine glücklichere Kombinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerksamkeit seiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieselbe Zeit, wo der König in Versicherungen seiner Zufriedenheit gegen ihn und seine Freunde

de so verschwenderisch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem spanischen Bothschafter aus Paris die wahren Gesinnungen des Königs. Bei einer Zusammenkunft, die er mit den Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten und von Nassau zu Dendermonde in Flandern veranstaltete, legte er ihnen dieses Schreiben vor, dessen Inhalt noch durch ein andres, welches Hoorn um dieselbe Zeit aus Madrid erhalten, bestätigt wurde. Man wollte sich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieser dringenden Gefahr gemeinschaftlich zu nehmen hätte; man sprach von gewaltsamer Widersetzung, wobei besonders auf Egmonts Ansehen bei den niederländischen Truppen sehr gerechnet wurde. Aber wie erstaunte man, als dieser dazwischen trat, und sich auf folgende Art erklärte: „Lieber, sagte er, mag alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüth seines Herrn zu schauen, und seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt, und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsre Treue zu setzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch ist es

mein

mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöschen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie sollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reissen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herum zu tragen, eine Last für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leidlichen Zwang in meiner Heimat zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so gnädige Gesinnungen gehegt, und so nachdrücklich mir betheuert hat, jezt so despotische Anschläge dagegen schmiede. Haben wir nur erst dem Lande seine vorige Ruhe wieder gegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wieder hergestellt, so glauben sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und dieß ist es, wozu ich sie alle durch meinen Rath und durch mein Beispiel jezt auffordre, und wozu auch bereits die mehresten unter dem Adel sich neigen. Ich, meines Theils, fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen.

chen. Mein Gewissen spricht mich frei. Mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade."

Alle Gegenvorstellungen des Prinzen von Oranien waren vergebens. Der Ausbruch der Bilderstürmerei hatte dem Grafen von Egmont die Augen über sein Betragen geöfnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als einem Grunde, und mehr als er selbst wußte, ergeben. Ein fortgesezter Briefwechsel mit dem Hof, vertraute Verhältnisse mit der Regentinn, und mehr als dieß alles, die persönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn auf's engste an die Krone angeschlossen. Wie sehr mußten ihn also die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche sich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis jezt in den unschuldigsten Absichten für sie verfochten hatte! Von jezt an trennte er seine Sache ganz von der ihrigen, und gab sich zu allen Maßregeln her, welche die Regentinn gegen sie in Ausübung brachte. Als diese von dem gesammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der ersten, die ihn leisteten.

Um diese Zeit wurde in Spanien die Absendung eines spanischen Kriegsheers nach den Niederlanden beschlossen, welches der Herzog von Albá anführen sollte.

sollte. In den Provinzen selbst hatte die Regentinn durch den Weg der Waffen die Ruhe wieder hergestellt, und die Protestanten beinahe ganz unterdrücket. Da die Unordnungen getilgt, und das Land beruhiget war, so konnte diese gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Bestrafung des Vergangenen, und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch, als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, bestätigte dieß der persönliche Charakter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieses Gerüchtes führte den rebellischen Adel zu den Füßen der Regentinn. Die sich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder den schwankenden Versicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande, und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter diesen, aber noch vor seinem Abschied versuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entschluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, geschah die Zusammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimschreiber der Regentinn beiwohnte. Nachdem letztere, in Vereinigung mit dem Grafen von Egmont, umsonst versucht hatten, den Entschluß des Prinzen von Oranien zu erschüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenster. „Es

wird

wird dir deine Güter kosten, Oranien, sagte Egmont, wenn du auf diesem Vorsatz bestehest" — „„Und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst, antwortete der Prinz. Mir wenigstens wird es Trost seyn in jedem Schicksal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beispiel und Rath unterstüzte; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen." " Noch einmal wandte der Prinz seine ganze Beredsamkeit an, seinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären, und ihn zu einem heilsamen Entschluß zu bewegen, aber umsonst. Egmont war mit tausend Banden an sein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuversicht hielt seine Augen gebunden, und sein Verhängniß stellte sich ihm entgegen. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien, sagte er, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie dir erscheinen. Hab ich es erst dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen ihre ewige Ruhe wieder zu geben, was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine schimpfliche Flucht mich selbst ihrer unwerth erklären?" — „„Wohlan, rief Oranien aus, so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahndung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du

die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind.“ Nach diesen Worten umarmte er ihn noch einmal, seine Augen waren feucht, sie hatten einander zum leztenmal gesehen.

Egmont war einer der Ersten, die den Herzog von Alba bei seinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn lezterer von ferne kommen sah, sagte er zu denen, die neben ihm standen: „Da kommt der große Ketzer.“ Egmont, der es gehört hatte, stand betreten still und verblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Gesicht bewillkommte, war diese Warnung sogleich vergessen. Er machte dem Herzog ein Geschenk mit zwei schönen Pferden, um seine Freundschaft zu gewinnen.

Zwei so entgegengesezte Charaktere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde seyn; aber eine frühe Eifersucht im Kriegsruhme hatte dem Herzog längst eine stille Feindschaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal bei'm Würfelspiel mehrere tausend Goldgulden abgenommen, eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein andermal wurde er von dem Grafen bei einem

Schei-

Scheibenschießen in Brüssel auf den Wettkampf herausgefordert, und überwunden. Ganz Brüssel bezeugte laut seine Freude, und frohlokte, daß der Flamänder über den Spanier Meister geworden sei. Solche Kleinigkeiten vergessen sich unter Menschen nie, die im Großen gegen einander stoßen; und Alba konnte so wenig vergeben, als sein König.

Die ersten Tage seiner Anwesenheit in Brüssel verhielt sich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erst sicher machen, um alle diejenigen herbeizulocken, um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathsam gehalten, nicht bei'm Empfange zu seyn; aber die Versicherungen, die ihm Egmont von den guten Gesinnungen des neuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogstraten fehlte allein noch, dem unter einem Geschäftsvorwand befohlen wurde in Brüssel zu erscheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor seinem Verderben.

Zu lange wollte der Herzog indessen diesen wichtigen Schritt nicht verschieben; das Geheimniß konnte verhauchen, und seine Opfer entwischten ihm. Der Tag wurde also angesezt, wo man sich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont versichern wollte.

Zu gleicher Zeit sollten ihre Sekretaire verhaftet und ihre Briefschaften in Verwahrung genommen werden. Der spanische Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, sich an dem nähmlichen Tag des Bürgermeisters zu bemächtigen, und, sobald es geschehen, dem Herzog durch eine Estafette Nachricht davon zu geben.

An diesem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arschot u. a. nebst den Söhnen des Herzogs und den vornehmsten spanischen Offiziers unter dem Vorwand einer außerordentlichen Berathschlagung im Kuilemburgischen Hause, wo des Herzogs Quartier war, versammelt. Der Herzog unterhielt sich mit ihnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen lassen, und suchte die Sitzung so sehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, ehe er wußte, wie sein Anschlag in Antwerpen ausgefallen sei. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, ließ er sich von dem Kriegsbaumeister, Paciotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Vestung vorlegen und die Ritter ihr Gutachten davon sagen. Endlich als der Kourier von Antwerpen mit günstigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conseil. Egmont wollte sich nun mit dem Sohn des Herzogs hinweg begeben, als

ihm

ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schar spanischer Soldaten sichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er ihm mit vieler Fassung auslieferte. „Dieser Stahl, sagte er, hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt.“ In der nehmlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Pallastes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont stünde? Man sagte ihm, daß dieser in eben dem Augenblick auch in Verhaft genommen würde, worauf er sich ohne Widerstand ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen, rief er aus, es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm theile.“ Während daß dieses in dem Kuilemburgischen Hause vorgieng, stand ein spanisches Regiment vor demselbigen unter dem Gewehre.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Escorte von 3000 spanischen Soldaten nach Gent geschaft, wo sie länger als 8 Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Proceß wurde in aller Form von dem Rath der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesezt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, Johann du

Bois, mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte, und 60 die andre, welche den Grafen von Hoorn angieng. Es würde zu weitläuftig seyn, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkt betrachtet, den man gleich im Eingange festgesezt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen.“ Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt — alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen seyn, alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andre. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf

darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldnen Vließes nur von dem König selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf 82 Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangne Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung frei gesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten.

Endlich sezte ihnen der Herzog noch einen Termin von 9 Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erkläret.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandte und Freunde der beiden Grafen nicht müssig. Egmonts Gemahlinn, eine gebohrne Herzoginn von Baiern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfinn von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandschaft stand. Alle protestirten laut gegen dieses gesezwidrige Verfahren, und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn als Reichsgraf noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldnen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfinn von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfinn von Hoorne sammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutschland, Italien Certifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen.

Alba

Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seien in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländische Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesezt.

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genüzt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nüzten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das lezte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung seyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Proceß zu verkürzen. Nach Ablauf des lezten äußersten Termins, am 1sten Junius 1568, erklärte sie der Rath der Zwölfe für schuldig, und am 4ten dieses Monats folgte das lezte Urtheil gegen sie.

Die Hinrichtung von 25 edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksal, welches beide Grafen erwartete. Johann Käsenbrodt von Beckerzeel, Secretair bei dem Grafen von Egmont war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bei dem geusischen Aufstand mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittschrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte den Grafen von Aremberg bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Muth seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstüzzen. Alles dieß machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe

das

das Schicksal zweier so wichtigen Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Theil gönnte dem Herzog den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davon trugen oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesezt wurden. Dazu kam, daß der Bittschriften und Interzessionen, die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja, das Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfinn von Egmont versichern ließ: „sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen“ welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß

der

der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht, und im Brodthause auf dem großen Markt gefangen gesezt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt, der Herzog erschien gegen seine Gewohnheit selbst, und die beiden Urtheile, couvertirt und versiegelt, wurden von dem Sekretair Prantz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt, und befördert, die konföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem König und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spiese gesteckt, und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Sekretair Prantz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Kriminalräthe bemühet hätte.

In

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz in's Gefängniß, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithov eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen, um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil, rief der Graf bleich und mit entsezter Stimme. So schwer glaubte ich Seine Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber seyn, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattinn noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König so gefällt" —

Er

Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sei? Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfieng das Sacrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebeth wohl das beste und rührendste seyn würde, um sich Gott in seiner lezten Stunde zu empfehlen? Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebeth sei, als das, welches Christus der Herr selbst gelehret habe, das Vater unser; so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Dinte geben, und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlinn, den andern an den König nach Spanien, welcher leztere also lautete:

Sire,

Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen

ruhen etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen, und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattinn und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hofnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5ten Jun. 1568. dem lezten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuster Vasall und Diener

Lamoral Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischof auf's dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrath Viglius, dem billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unter

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthaus ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen bevestiget wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüßig war. Zwischen 10 und 11 Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen, sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbath sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sei, zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldnen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Nahmen Salinas, und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofs, einen rothen Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuß des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dieß auch geschähe, bei

der

der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edelm Anstand auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnet sei, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den lezten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sei und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das lezte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herum sah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei? Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen, und schickte sich zum lezten Gebet an. Der Bischoff ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die lezte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen, und erwartete den Streich — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grad unrecht war. Er hatte sich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischoff dahin vermocht, von seinen lezten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischoff seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nehmlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft, er war ungebunden wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freun-

des sei? Da man ihm dieses bejahet hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich, und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach 3 Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesezt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen, und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

Sch.

III.

Der Abschied.

Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geisterſehers.

„Voriges Frühjahr,“ fing Civitella seine Erzählung an, „hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassadeur gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahr die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für sich allein heurathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von diesem gefährlichen Feind befreit haben würden. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu entsagen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einsames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.“

„Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stieß, gegen

gegen Morgen aber, wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufsteigen zu sehen, und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie Sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den ausgesuchtesten vielleicht in ganz Venedig, diese herrliche Erscheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt sie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, so steht sie da, ganz und vollkommen und alle Wellen brennen — es ist ein entzückendes Schauspiel!"

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Lust dieses Anblicks überlasse, entdecke ich auf einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge desselben bin. Ich glaube Menschenstimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Wasserseite landet. Wenige Augenblicke, so sehe ich Menschen im Garten hervor kommen, und mit langsamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf

wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperson und ein Frauenzimmer ist, die einen kleinen Neger bei sich haben. Das Frauenzimmer ist weiß gekleidet, und ein Brillant spielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterscheiden."

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an diesem Ort und zu einer so ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und alles lag noch in trübe Dämmerung verschleiert. Der Einfall schien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten."

„In den Laubgewölben des Gartens verlier ich sie bald aus dem Gesicht, und es wird lange, bis sie wieder erscheinen. Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dann von einem Kameraden aus der Nachbarschaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Tasso; Zeit und Ort stimmten harmonisch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille."

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenstände ließen sich deutlicher erkennen. Ich suche meine Leute. Hand in Hand gehen sie jetzt eine breite

Allee

Allee hinauf und bleiben öfters stehen, aber sie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt sie von meiner Wohnung. Der Anstand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand, und ein edler engelschöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit schließen. Sie sprachen wenig, wie mir schien, die Dame jedoch mehr als ihr Begleiter. An dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, das sich jezt eben in höchster Pracht über ihnen verbreitete, schienen sie gar keinen Antheil zu nehmen."

„Indem ich meinen Tubus herbeihohle und richte, um mir diese sonderbare Erscheinung so nahe zu bringen als möglich, verschwinden sie plözlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich sie wieder erblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen, sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge floh zurücke, geschlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei so viel Majestät! So viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend! — Umsonst versuch' ich, es Ihnen zu beschreiben. Ich kannte keine Schönheit vor diesem Augenblick."

„Das Interesse des Gesprächs verweilt sie in meiner Nähe und ich habe volle Musse, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Schönheit nicht mehr im Stande, sie zurück zu rufen. Er schien mir ein Mann zu seyn in seinen besten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menschenstirne strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hohes, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung gesichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finstern Augenbranen blitzewerfend hervorschoß. Um seine Augen lag eine stille rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernst, der das ganze Gesicht überschattet. Aber ein gewisser Schnitt des Gesichts, der nicht europäisch war, verbunden, mit einer Kleidung, die aus den verschiedensten Trachten, aber mit einem Geschmacke, den niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck seines ganzen Wesens nicht wenig erhöhte. Etwas irres in seinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen lassen, aber Gebehrden und äußrer Anstand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat."

Z***, der, wie Sie wissen, alles herausſagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an ſich halten. Unſer Armenier! rief er aus. Unſer ganzer Armenier, niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? ſagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? ſagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an, mich für Ihren Mann zu intereſſiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in ſeinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenſchaft auf ihr, wenn ſie wegſah, und ſie fielen zu Boden, wenn ſie auf die ihrigen trafen. Iſt dieſer Menſch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt ich ſtehen, und nichts anders betrachten.“

„Das Gebüſche raubte ſie mir wieder. Ich erwartete lange, lange, ſie wieder hervorkommen zu ſehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenſter endlich entdeckt' ich ſie aufs neue.“

„Vor einem Baſſin ſtanden ſie, in einer gewiſſen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten ſchon ziemlich lange in

dieser Stellung gestanden haben. Ihr offnes seelenvolles Auge ruhte forschend auf ihm, und schien jeden aufkeimenden Gedanken von seiner Stirne zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in sich fühlte, es aus der ersten Hand zu empfangen, suchte verstohlen Ihr Bild in der spiegelnden Fluth, oder blickte starr auf den Delphin, der das Wasser in das Becken sprizte. Wer weiß, wie lang dieses stumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigsten Holdseligkeit ging das schöne Geschöpf auf ihn zu, faßte, den Arm um seinen Nacken flechtend, eine seiner Hände, und führte sie zum Munde. Gelassen ließ der kalte Mensch es geschehen, und ihre Liebkosung blieb unerwiedert."

„Aber es war etwas an diesem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt schien in seiner Brust zu arbeiten, eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurück zu reissen. Still aber schmerzhaft war dieser Kampf, und die Gefahr so schön an seiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen."

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verschwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt

tritt von empfindsamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tausend Küssen besiegelte Versöhnung. Nichts von dem allen. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portefeuille ein versiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Gesicht, da sie es ansieht, und eine Thräne schimmert in ihrem Auge."

„Nach einem kurzen Stillschweigen brechen sie auf. Aus einer Seitenallee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die sich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jezt erst entdecke. Langsam gehen sie hinab, beide Frauenzimmer in Gespräch mit einander, während dessen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurück zu bleiben. Unschlüßig und mit starrem Blick nach ihr hingewendet, steht er und geht und steht wieder. Auf einmal ist er weg im Gebüsche."

„Voran sieht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht. Die Blicke irren ängstlich umher, die Schritte verdoppeln sich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends."

„Auf einmal hör ich am Kanal etwas rauschen, und eine Gondel stößt vom Ufer. Er ists, und mit

Mühe

Mühe enthalt ich mich, es ihr zuzuschreyen. Jezt also wars am Tage — Es war eine Abschiedsscene.“

„Sie schien zu ahnden, was ich wußte. Schneller, als die andre ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfeilschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf seh ich auch die Frauenzimmer überfahren.“

Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traum fortgesezt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber lustwandelt, ein Liebhaber, der von einer solchen Stunde keinen bessern Gebrauch zu machen weiß, dieß schien mir eine Composition zu seyn, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jezt lieber geworden, seit dem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verscheuchten mich von dem Fenster, aber

der

der erste heitre Abend zog mich unwillkührlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegenschimmerte. Sie war es selbst. Sie war wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt."

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben an der Hand führte; sie selbst aber ging in sich gekehrt und seitwärts. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigenmale her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingeheftetes Auge schien das geliebte Bild vergebens zu suchen."

„Hatte mich diese hohe Schönheit das erstemal hingerissen, so wirkte sie heute mit einer sanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jezt vollkommene Freiheit, das himmlische Bild zu betrachten; das Erstaunen des ersten Anblicks machte unvermerkt einer süssen Empfindung Platz. Die Glorie um sie verschwindet, und ich sehe in ihr nichts mehr, als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Glut sezt. In diesem Augenblick ist es beschlossen. Sie muß mein seyn."

„Indem ich bei mir selbst überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder, eh' ich dieses

wage, erst Erkundigungen von ihr einziehe, öfnet sich eine kleine Pforte an der Klostermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derselben. Auf das Geräusch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz und ich sehe sie mit lebhaften Schritten auf ihn zu gehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie begierig hascht, und eine lebhafte Freude scheint in ihr Angesicht zu fliegen."

„In eben diesem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbesuch von dem Fenster. Ich vermeide es sorgfältig, weil ich keinen andern diese Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieser peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, diese Ueberlästigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist alles!"

„Der Garten ist ganz leer als ich hinunter gehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menschen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hinwandle, schimmert mir von fern etwas weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier, in Form eines Briefs geschlagen. Was konnte es anders seyn, als der Brief, den der Karmeliter

ihr

ihr überbracht hatte? Glücklicher Fund, ruf ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimniß aufschließen, er wird mich zum Herrn ihres Schicksals machen!“

„Der Brief war mit einer Sphinx gesiegelt, ohne Ueberschrift, und in Chiffern verfaßt; dieß schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffrieren verstehe. Ich kopiere ihn geschwind, denn es war zu erwarten, daß sie ihn bald vermissen und zurückkommen würde, ihn zu suchen. Fand sie ihn nicht mehr, so mußte ihr dieß ein Beweis seyn, daß der Garten von mehrern Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verscheuchen. Was konnte meiner Hofnung schlimmers begegnen?“

„Was ich vermuthet hatte geschah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, so erschien sie wieder mit ihrer vorigen Begleiterin, beide ängstlich suchend. Ich bevestige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los mache, und lasse ihn an einen Ort herabfallen, an dem sie vorbei muß. Ihre schöne Freude, als sie ihn findet belohnt mich für meine Großmuth. Mit scharfem prüfenden Blick, als wollte sie die unheilige Hand daran ausspähen, die ihn berührt haben konnte, musterte sie ihn von

allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn zu sich steckte, bewies, daß sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abschied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens so treu gehütet hatten."

„Jezt eilte ich den Brief zu entziffern. Ich versuchte es mit mehrern Sprachen; endlich gelang es mir mit der Englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe."

Die Fortsetzung nächstens.

Bey J. G. Göschen in Leipzig sind folgende Bücher in der Oster-Messe 1789 herausgekommen und zu haben:

Von der natürlichen Moral. Aus dem Französ. des Herrn M. *.* herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Herrn Hofrath Wieland in Weimar 8. 20 Gr.

„Dieses Buch, wovon man in Paris allgemein Hrn. Necker als Verfasser ausgegeben hat — — sagt der Herr Herausgeber, ist das Gesetzbuch des rechtschaffnen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künsten, des Mannes, welcher von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückseligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein zu danken haben sollten. Das was ich ganz vorzüglich darin schätze, ist, daß es durchaus ein unverfälschter Abdruck der Seele seines Verfassers und rein von aller deklamatorischen Energie oder empfindsamen Ziererey, eben so sehr ein Werk seines Herzens als seines Verstandes zu seyn scheint, daß er bey aller Freyheit des Geistes, die eine natürliche Folge der Aufklärung ist, sich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der schwachen Seite der menschlichen Natur schuldig ist, entfernt. Seine Weisheit ist immer bescheiden, und seine Tugend verhält sich zu ihr, wie eine schöne Tochter zu einer schönen Mutter, deren Ebenbild sie ist. Die moralische Grazie, die in allen seinen Gesinnungen athmet, hat sich auch seinem Vortrag mitgetheilt, und seiner Schreibart einen keuschen absichtlosen Reiz gegeben, der seine Schrift auch in dieser Rück-

sicht mit den schönsten Produkten des goldenen Alters, der französischen Litteratur in eine Reihe stellt."

Gedanken von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren. Von Herrn Hofrath Wieland in Weimar. 8. 12 Gr.

Bey einer Schrift von Wieland über einen so wichtigen Gegenstand braucht man nicht zu sagen, daß sie mit Scharfsinn, Feinheit und Grazie geschrieben ist. Ein jeder setzt das schon voraus, und wird sich nicht getäuscht finden. Die Rechte der Vernunft werden hier mit einer so außerordentlichen Wärme und Gründlichkeit vertheidigt, daß nur wenig Leser seyn werden, welche nicht dadurch zu dem besten Gebrauch des größten Vorzuges der Menschheit ermunter und von der Nothwendigkeit desselben überzeugt werden.

Witzenmanns, Thomas, Geschichte Jesu nach dem Matthäus als Selbstbeweis ihrer Zuverlässigkeit betrachtet, nebst einer Abhandlung über das Verhältniß der Israelitischen Geschichte zur Christlichen. Mit einer Vorrede von Joh. Friedr. Kleuker gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Der Verf. ist aus seinen Resultaten der Jakobischen und Mendelsohnschen Philosophie, als ein scharfsinniger Forscher und als ein geistvoller Schriftsteller bekannt. Er las in den Stunden des Zweifels die Geschichte Jesu mit Unpartheylichkeit; er sah die verschiednen Abwege, auf denen die Besten unserer Zeit sich vom Ziele wegstürzten; — wie der Eine Zeichen sucht; der Andere an der Natur verzweifelt, der Dritte auf Offenbarung Verzicht thut: und nahm sich vor, zu versuchen, ob sich Kennzeichen der Wahrheit

heit in dieser Geschichte finden ließen, welche ihn über alle Zweifel wegsetzen mochten. So entstand diese Geschichte, welche sich durch den ungemein schönen und edlen Vortrag, der sich unbemerkt des Herzens des Lesers bemeistert, und durch den ruhigen Untersuchungsgeist und Scharfsinn Gelehrten und Ungelehrten empfehlen und manchen zur größten Beruhigung führen wird.

Bergbaukunde. Herausgegeben von der Societät der Bergbaukunde mit Kupfern und Charten, gr. 4. Schreibpapier. 4 Rthlr.

Einige der merkwürdigsten Gelehrten in der Bergwerkskunde, welche sich in Schemnitz in Ungarn, bey Gelegenheit der Erfindung der Amalgamation, versammelt hatten, stifteten eine Societät der Bergbaukunde von Mitgliedern aus allen Weltgegenden. Ihr Zweck ist alles, was zur Befriedigung des Bergbaues dienet, aufzusammeln, und allen Mitgliedern mitzutheilen, damit sie es zum Nutzen der Menschheit und der Staaten weiter ausbreiten können. In jedem Jahre, anfangs wenigstens alle zwey Jahre wird ein Band der Schriften dieser Societät heraus kommen, davon ist dieser Band der Anfang. In der Vorrede haben sich Herr von Born und von Trebra unterschrieben. Inhalt:

I. Einladungsschreiben der Societät der Bergbaukunde.

II. Nachtrag dazu über die Einrichtung.

III. Abhandlungen.

1) Mineralgeschichte der Goldbergwerke in dem Vörösvatadter Gebirge in Siebenbirgen vom Gubernialrath

rath von Müller zu Salatna. 2) Ueber das schillernde Fossil vom Harze vom Hofrath Gmelin in Göttingen. 3) Ueber die Okern von Berry in Frankreich durch den Herrn Baron von Dieterich. 4) Beschreibung der Anlage und des gegenwärtigen Zustandes der Wasserleitungen des obern Burgstädter Zuges ꝛc. vom Herrn Oberbergmeister G. A. Stelzner. 5) Beobachtung der Magnetnadel am Harze. 6) Fragment von dem Zustande der Bergwerke in Kärnthen im 16 Jahrhunderte, vom Herrn Carl von Ployer K. K. Gubernialrath in Insprugg. 7) Ueber das ehemalige Goldbergwerk zu Steinheide ꝛc. vom Herrn Chr. G. Voigt, Hof- und Regierungsrathe auch geh. Archivarius in Weimar. 8) Ueber die Queckfilbererzeugung und den Zinoberbergbau zu Horzowitz im Berauner Kreise in Böhmen, von Herrn Rosenbaum. 9) Tyroli cher Silber- und Kupferschmelzprozeß von Ignatz von Born K. K. wirkl. Hofrathe. 10) Theorie der Amalgamation, von Don Fausto D. Elhuyar, Generaldirector des Königl. Spanischen Tribunals des Bergwerkcorps in Neuspanien. 11) Beyträge zu den Fortschritten in der Amalgamation von F. W. H. von Trebra, Königl. Grosbritt. Vice-Berghauptmann am Harze.

IV. Auszüge. 12) Von Tauriens natürlicher Lage ꝛc. von des Fürsten Dimitry Gallizin Durchl. im Haag 13) Des Hofraths von Leibnitz mißlungene Versuche ꝛc. von F. W. H. von Trebra Königl. Grosbritt. Viceberghauptmann.

V. Be-

V. Bemerkungen. I. Umgehender Bergbau und wichtigste Vorgänge dabey. II. Mineralische Bemerkungen über die Gebirge bey einer Reise von Prag nach Joachimsthal, von Herrn Karl Anton. Rößler K. K. Bergrath in Prag. III. Auszug aus dem Tagebuche über eine Reise von Hannover bis in die Gegend des Oberrheins ꝛc. von Herrn O. F. Lasius, Königl. Grosbritt. Ingenieur-Lieutenant. IV. Auszüge aus Briefen.

Die Launen des Vetter Jacobs von J. F. Jünger 3tes Bändchen, 8. 8 Gr.

Der Inhalt derselben ist, 1) Bekenntniß eines grossen Bösewichts. Das eigene Geständniß seiner abscheulichen Laster besteht zum Beyspiel darin, daß er bey hunderttausend Thaler jährlichen Einkommens seine Behaglichkeit liebt. Er denkt niederträchtig genug, Güter, die ihm das Glück geschenkt hat, zu seiner Glückseligkeit anzuwenden. Er ißt und trinkt gerne gut. Der Johannisberger und Champagner schmeckt ihm besser, als saurer Naumburger und junger Meißner. Er liebt den Umgang mit dem schönen Geschlecht und steht in dem irrigen Wahne, daß dieses Geschlecht von der Natur ein Privilegium erhalten habe, das Daseyn zu versüßen, den Mann zu veredeln und seine Talente zu entwickeln. Er hat den unverzeihlichen Fehler begangen ein liebenswürdiges Weib zu nehmen, und hat so wenig Welt- und Lebensart ihr getreu zu seyn. Man sagt er spielt den schönen Geist, und er gesteht, daß er die Tollheit habe, viel auf Bücher und Kupferstiche zu verwenden, weil sie ihm das reizendste Vergnügen gewähren; ja er

hat sogar den Ehrgeiz, sich lieber mit Männern von Kopf und Geist zu unterhalten, als mit Pferden und Hunden. Ferner beschuldigt man ihn der Großmuth und der Prahlerey, und er gesteht, daß er sehr gutherzig aus Sinnlichkeit ist. Er ist aber abgeschmackt sinnlich, daß der Gedanke: in dem Augenblick, da du lachst und gut issest, hungern oder weinen vielleicht hundert deiner Brüder, ihm manche gute Schüssel und manche Freude vergällt.

2) Die gute Ehe. Vetter Jakob erzählt mit vieler Laune, und wie man sieht, aus gutmüthigen Absichten, die Geschichte von ein Paar Leuten, welche sich, wie man zu sagen pflegt, aus Liebe geheurathet haben, das heißt, aus Drang sinnlicher Triebe ohne Ueberlegung und ohne Rücksicht auf das wahre und bleibende Glück einer guten Ehe. Der Mann ist, eine etwas zu große Nachsicht abgerechnet, der beste Mensch von der Welt. Die Frau fällt durch Unaufmerksamkeit auf kleine aber höchst gefährliche und sehr gewöhnliche Unarten, erst in Fehler und hernach in Verbrechen, welche sie verderben.

Friedrich Schulz, kleine Romane 2r Band. 8. 1 Rthlr.

Das Publikum kennt aus dem kleinen Moritz den angenehmen Ton und den ungezwungenen Witz verbunden mit einer gewissen Naivität des Herrn Schulz. Dieser Band seiner Romane, enthält außer zwey kleinen Erzählungen das Ideal und den Prinzen Dadedide, die Fortsetzung der Leopoldine, welche um so begieriger gelesen werden wird da diese hier zum erstenmal gedruckt und noch nicht durch den Merkur bekannt ist.

Deutlicher und praktischer Unterricht, Wolle, Tücher und wollene Zeuge zu färben für Fabrikanten und Färber herausgegeben von Ch. St. 1 Rthlr.

Dieser

Dieser Unterricht enthält die Erfahrung eines Vorstehers einer großen Fabrikanstalt, welche er als ein Vermächtniß für seine Berufsgenossen kurz vor seinem Ende herausgegeben hat. In der Vorrede versichert er: sein Grundsatz sey immer gewesen, wohlfeil und gut zu färben und seine Absicht in diesem Buch so deutlich als möglich zu seyn. Das Werk selbst bestehet aus folgenden Abschnitten: Von den rohen Produkten und deren Reinigung. Das Wollklauben, Wollschlagen und Wollwaschen. Vom Waschen der gesponnenen Wolle, der Tücher und tuchartigen Zeuge. Von der Wollfärberey überhaupt und dann von allen Farben insonderheit, wobey gelehrt wird, durch welche Materialien, Behandlung und Werkzeuge diese Farben am wohlfeilsten und schönsten hervorgebracht werden. Angehängt ist ein Register für ungelehrte Färber, worin alle Kunstwörter, so der Verfasser gebraucht, hinlänglich erklärt werden.

Kritische Uebersicht der neuesten schönen Litteratur 2. B 28 Stück gr. 8. 10 Gr.

Der Plan derselben ist, das Gute und Vortreffliche gründlich zu beurtheilen; das Mittelmäßige nur kurz anzuzeigen, und das Schlechte zuweilen umständlich zu zergliedern.

Savary Reise nach Griechenland und Bemerkung über die Türken; als eine Fortsetzung der Reise nach Egypten. Aus dem Franz. gr. 8. 20 Gr.

Savarys Kenntnisse und lebhafter Geist sind aus seiner Reise nach Egypten schon bekannt. Alles, was er beschreibt, ist entweder durch den Gegenstand selbst interessant

teressant oder wird es durch die Eleganz seines Styls und den Reiz seiner Darstellung. Diese Reise durch Griechenland enthält Beschreibung der ehemaligen Herrlichkeiten und des jetzigen Verfalls dieses merkwürdigen Landes — das Vaterland des Homers, des Plato, des Socrates, und so vieler anderer großen Männer, — unter dem Despotismus der Raubsucht und Unterdrückung der jetzigen türkischen Oberherrschaft; viele Erläuterungen der Geschichte, der Mythologie und der prächtigen Denkmäler der Kunst ehemaliger Zeiten, Beobachtung seines jetzigen Zustandes, seiner Regierung, Sitten, Bewohner und Verwüstungen. Man wird hingerissen durch die lebhaften Gemälde der Fruchtbarkeit und Schönheit, womit die Natur dieses Land vor allen Ländern die Erde gesegnet hat, und muß zugleich die Unwissenheit, das Elend, die Armuth und die Sklaverey, worin seine unglücklichen Einwohner durch das Joch der türkischen Staatsverwaltung gehalten werden, bedauern.

Beschreibung des Religionswesens in der Reichsstadt Nürnberg aus einer Reisebeschreibung 1789. 8. 8 Gr.

Wie der Engländer Howard Europa durchreisete, um den wirklichen Zustand der Gefängnisse zu untersuchen, so hatte der Verfasser dieser Schrift bey seinen Reisen zum Hauptzweck, die kirchliche Verfassung einzelner Länder und Orte mit einander zu vergleichen und zu beschreiben. Er wurde dabey von einsichtsvollen Männern unterstützt und giebt nun die Beschreibung von Nürnberg und einigen andern Orten erst heraus. Sie ist äußerst wichtig, und kann den Regenten, Obrigkeiten und Lehrern, welche den kirchlichen Zustand in Deutschland zu verbessern sich

bemühen,

bemühen, ihre rühmliche Bemühung erleichtern. Des Verfassers Darstellung trägt den Character der Wahrheit und Treue, und die Beschreibung ist mit Gedanken, Urtheilen, Vorschlägen und Wünschen verwebt, welche einen sehr denkenden, redlichen und zugleich behutsamen Mann bezeichnen.

Auszüge aus den besten Französischen Schriftstellern, zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanstalten. Herausgegeben unter Aufsicht des Herrn Abt Resewitz von Herrn Carl Heinrich Schmidt, Lehrer in Klosterbergen 8. 1. Bandes 1. 2. 3te Abtheilung. 40 Bogen 1 Rthlr.

Dieser erste Band enthält: Briefe, Erzählungen. Geschichte.

1) Briefe von Friedrich II. von der Pompadour, Ninon de l'Enclos, Sevigné und der Babet.

2) Erzählungen aus Rousseau und andern Schriftstellern.

3) Geschichte. Auszüge aus den Memoires pour servir a l'histoire de Brandenbourg und aus der Geschichte des siebenjährigen Kriegs von Friedrich II.; aus Voltaire, Raynal, und Vertot.

Der 2te Band soll Moral und Philosophie enthalten, der 3te Poesie. Der Wunsch des Herrn Abt Resewitz und des Herrn Herausgebers ist, durch diese Sammlung der Jugend ein Werk in die Hände zu geben, worin sie vom leichtern zum schwerern fortschreiten könnte, dessen Gang so viel enthalte, als zur vollständigen Anweisung in dieser

Sprache

Sprache erforderlich sey, worin die verschiedenen Gattungen des Styls und der Materien gesammelt würden und wodurch also die Jugend mit dem Geist, der guten französischen Schriftsteller bekannt gemacht werden könnte. Jedes Stück macht für sich ein Ganzes aus. Reinigkeit in Rücksicht der Sprache und des moralischen Inhalts, Interesse, Mannigfaltigkeit und Ordnung, das sind die Eigenschaften dieses Werks, welche es, so wie sein wohlfeiler Preis und der correcte Druck den Lehrern und Lernenden empfehlen wird.

Göthes Schriften 8r Theil mit einem Titelkupfer und einer Vignette von Angelika Kaufmann. 8. Leipzig.

Der Herr Verfasser hat auf Ersuchen des Verlegers diesen achten Band zuerst gegeben, um das Publikum, welches noch den 6ten und 7ten Band erwartet, nicht ungeduldig zu machen. Er enthält das moralische Puppenspiel und die übrigen scherzhaften kleinen Aufsätze des Verfassers; zwey Sammlungen vermischter Gedichte, wie sie der Verfasser in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens gedichtet; kleine Dramen und Fragmente eines Gedichtes: die Geheimnisse.

An dem 6ten Band, welcher den Tasso, ein Schauspiel enthält, wird jetzt gedruckt.

Jochen von Bopfingen, oder Liebe eines armen Teufels Frankfurt und Leipzig 1789. 18 Gr.

Jochen wurde in Bopfingen, einer kleinen Stadt in Schwaben, gebohren und gezogen, machte als Knabe viele dumme Streiche und verliebte sich. Sein Vater schickte ihn nach Stuttgard, wo er reiten, fechten, tanzen, und die Musik lernte. Von da kam er nach Tübingen auf die Universität. Hier legte er den Grund zu

seinem

seinem Glücke, lebte lustig, wurde ein schöner Geist, schrieb Verse, Romanzen, Novellen, Dialogen, Skizzen, und lernte nichts. Als er so wieder nach Hause kam, fand er, daß sein Vermögen verzehrt war. Nun kam es darauf an, was er ergreifen sollte, um sich davon zu erhalten? Alles war ihm zu trocken. Er reisete nach Wien. Da dachte er Geld und Ehre bey den Buchhändlern und dem Publico zu erwerben, und kam bis auf den Punkt, sich aus Verzweiflung zu ersäufen. Nach vielen harten Schlägen und komischen Neckereyen des Schicksals, wurde er endlich Hauslehrer in Hannover, darauf Regimentstambour bey den Holländischen Truppen während der letzten Unruhen, endlich Thorschreiber in Osnabrück. Dieses alles beschreibt der arme Teufel selbst in seiner Manier, geißelt sich und die Thorheiten seines Zeitalters mit der lustigsten Miene von der Welt, giebt uns seine Bemerkungen über die Personen, womit, und über die Orte, worin er gelebt hat, und schließt endlich mit der Betrachtung, daß der arme Teufel aller der Mühseligkeiten hätte überhoben seyn können, wofern er ordentlicher studirt, mehr gelernt, und kein Kraftgenie hätte machen wollen.

Ueberdieß sind auch zu haben:

Marezolls Andachtsbuch 2 Theile gr. 8.

B. Archenholz neue Litteratur und Völkerkunde. Januar bis Jul. 1789.

Der deutsche Merkur 1789. Januar bis Jul.

Schillers Thalia 6s 7s und 8s St. gr. 8.

Siegmanns Geschichte und Umfang des Churſächsischen Privilegiums wider die Appellationen an die Reichsgerichte. 8.

Neues deutsches Museum. 1789. 8.

Historischer Calender für Damen auf das Jahr 1790. Von Archenholz und Wieland. 1 Thlr.

Herr Hofrath Wieland hat den Calender mit 3 Aufsätzen beschenkt: 1) Die Pythagorischen Frauen; 2) Aspasia; 3) Julia. Eine Schilderung Catharine II. Kaiserinn von Rußland, verbunden mit einigen Denkmälern der Tapferkeit und des Edelmuths aus dem Kriege, welche diese große Monarchinn gegenwärtig, im Bündnisse mit den Oestreichern, gegen die Türken führt, macht den Beschluß.

Sechs Kupfer, von Chodowiecky gezeichnet, stellen die Königinn Elisabeth in verschiedenen Handlungen dar, als Regentinn, Patriotinn und Weib.

Sechs andre Kupfer, von vorzüglichen Künstlern, gehören zu jenen Denkmälern aus dem gegenwärtigen Kriege mit den Türken. 1) Der General Suwarow auf dem Schlachtfelde bey Kinburn. 2) Der Kaiser Joseph II. wie er die türkischen Kaufleute im Hafen Fiume befreyt. 3) Eine außerordentlich tapfere Handlung von vier Oesterreichischen gemeinen Soldaten. 4) Der Großvezier und der Major von Stein bey dem Abschiede vor der Veteranischen Höhle, bey welchen die Charakteristik des Großveziers und das Lokale treulich beobachtet ist, ebenfalls nach einem Augenzeugen. 5) Prinz de Ligne, Graf Nobili, und Corporal Masuri werden von Joseph II für ihre Tapferkeit belohnt. 6) Haddiks Abschied von seiner Familie.

Das Titelkupfer ist eine Copie des vortreflichen Gemähldes in der Dresdner Gallerie: Der Genius des Ruhms.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

83. Zill. d.

Digitized by Google

Digitized by Google